Gedichte

zweyer

Freunde.

WIEN,
auf Koſten Joſephs Kurzböck kaiſerl. königl. öſterreich
und aller orientaliſchen Sprachen Hofbuch-
druckers, und Buchhändlers.

1775.

Ng 1933. 2672

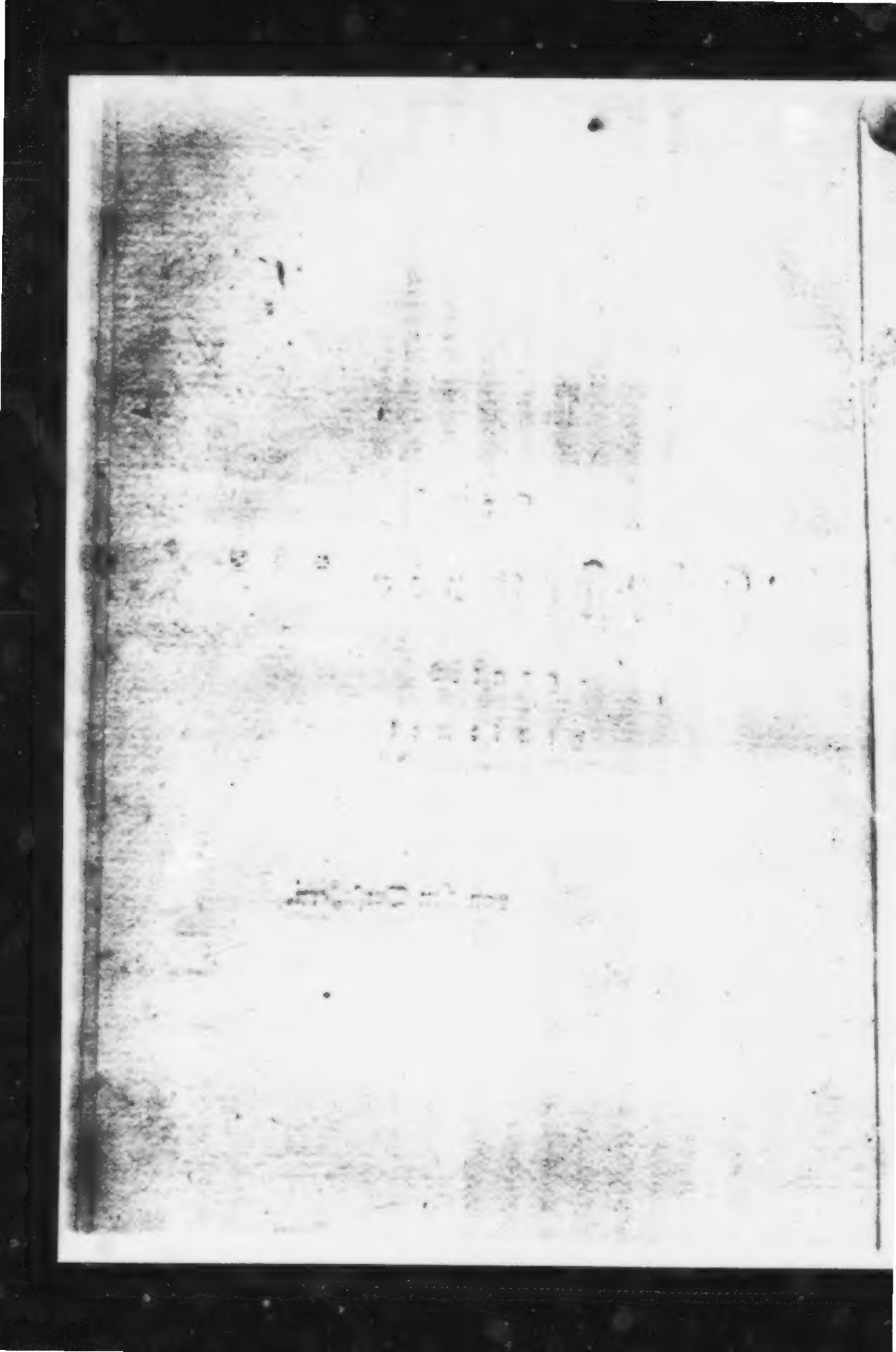
Dem

Fürſten von ***

gratis

gewidmet

von den Verfaßern.



Vorrede.

Wenn diejenigen Dank verdienen, die zur Aufnahme der schönen Wissenschaften, und zur Verbreitung des guten Geschmacks etwas

beyzutragen suchen, so dürfen auch die Verfasser gegenwärtiger Gedichte Anspruch darauf machen; denn sie haben bey der Herausgabe ihrer poetischen Arbeiten keine andere Absicht gehabt, als durch ihr Beyspiel junge Genies zur Nachahmung anzufeuern. Sie sind keine Dichter von Profession, sondern Dilettanten, die nur in ihren Erhohlungsstunden den Musen opfern: sie würden auch Bedenken tragen, mit den Geburten ihrer Phantasie auf den Schauplatz zu tretten, wenn sie in

Zei-

Zeiten und Umständen lebten, wo die Wissenschaften einen grössern Grad von Vollkommenheit erreicht haben, und wo man also Ursach hat, gegen mittelmässige Werke strenge zu seyn; da aber hier die Lust zum Lesen nicht allgemein genug ist, da noch der böse Geschmack seinen schweren Zepter über einen grossen Theil unsrer Jugend, selbst der studirenden Jugend ausgestreckt hält, so können Gedichte und Schriften, auch wenn sie keine Meisterstücke sind, Nutzen stiften, wo-

von der gröſste Theil unſrer Dramen, und Luſtſpiele ein Beweis iſt. Die Verfaſſer geben ſelbſt hier den Kunſtrichtern den Maſsſtab in die Hand, nach welchen ſie den Werth dieſer Gedichte beſtimmen mögen. Wenn ſie gleich Poeten ſind, ſo ſind ſie doch nicht unverſchämt genug, ihre Verſuche dem Publikum als Meiſterſtücke anzurühmen. Sie erſuchen alſo die Herren, die ihnen die Ehre anthun wollen, ihre Gedichte zu beurtheilen, den Geſichtspunkt nicht zu verlieren, aus

wel-

welchem sie angesehen werden müssen. Kritiken, wenn sie im bescheidenen Tone abgefaßt sind, der den Kunstrichter so artig kleidet, sollen ihnen recht angenehm seyn, besonders wenn sie von Männern herrühren, die von keinem Partheigeist besessen sind; denn jene haben bey ihren Beurtheilungen immer mehr den Verfasser, als sein Werk vor Augen.

Wortfänger, Silbenhascher werden sie durch ihre schale Kritikallerey

nicht unruhig machen. Ihr Tadel gereicht den Verfassern zur Ehre; denn würden diese sie loben — beym Apoll! sie striechen ihren Kriegsgott aus.

Wien, den 25. July 1775.

Eine freye Nachahmung nach dem Katull.

Bald, bald, wenn dir die Götter günſtig ſind
Wirſt du, mein redlicher Philint,
Recht herrlich bey mir leben:
Bringſt du ein herrlich Mahl, und ſchäumend Blut
Von Thier Reden
Samt deinem Mädchen und der ganzen Braut

Der Liebesgötterchen mit dir.
Ich steh dir gut dafür;
Bringst du das alles mit, du sollst recht herrlich leben;
Sonst ... deines Freundes Sack ist voll den Spinnewe-
ben.

Dafür laß ich zu diesen Mahl
Im Garten unter Lindenbäumen decken
Dort sollen uns beym Lied der Nachtigall
Die Ewerfen zehnmal besser schmecken.
Dort wird der blühende Jasmin,
Dort wird der Blumen Königinn
Die Freud' ins Herze lachen —
Und wenn dann Zephire, dir ihren Duft zuwehn,
So wirst du zu den Göttern flehn,
Ganz, ganz zur Nase dich zu machen.

J. R* * *g.

Die Glückseligkeit.

Ein Sendschreiben an A. P * * er

Das ächte Glück, mein Freund, nach dem hienieden
So mancher Wunsch gen Himmel fliegt,

Ist

Iſt keinem Sterblichen beſchieden.
Es iſt ein Traum, der unſer Herz belügt.
So lang den Geiſt des Körpers morſche Hütte
Tyranniſch angefeſſelt hält;
So folget jedem unſrer Schritte
Gram und Verdruß und Eckel dieſer Welt.
Drückt nicht auf gleiche Art des Lebens ſchwere Bürde
Den König auf dem Thron, den Landmann in der
Hürde?

Der Wollüſtling ſeufzt an der Lais Buſen;
Der Reiche poltert auf die böſe Zeit;
Der Dichter zanket ſich mit ſeinen Muſen,
Und ſchreibt ſich krank um die Unſterblichkeit;
Der Kriegsmann ruht im Feld bey leeren Magen,
Auf harten Boden hingeſtreckt,
Und flucht, und wünſcht das Ende ſeiner Plagen,
Bis ihn der Trommelſchall zum Würgen weckt.
Dem tugendhaften Karl wird ein Schavot zum Lohne;
Iſt Kromwell glücklicher auf blutbeſprigtem Throne?

„ Der Weiſe nur, der Weiſe rufeſt du,
„ Verſchließt der Freuden Quell' in ſeiner Seele,

„ Ihm

„ Ihm strömt aus jeder Kehle,
„ Aus jedem Blümchen Wonne zu „
O Freund wo ist er, dieser weise Mann,
Der nie der Dinge wahren Werth verkennet.
Der nie nach einem Luftphantome rennet,
Der nur sich wünscht, was er erlangen kann?
Vielleicht an Missisipis Strande,
Doch wahrlich nicht in unserm Lande.

Der Sperling, der dort auf des Nachbars Dache
Ist fröhlich singt, dann hüpft und scherzt,
Ist fern von Sturm und jedem Ungemache,
So unser ganzes Leben schwärzt.
Er scherzt, sobald Auror die Nacht verscheuchet,
Und über ihre Schatten siegt;
Und scherzt, bis ihn der Schlaf am Kirschbaum überschleichet,
In welchen ihn ein sanfter Zephir wiegt.
Er kennet weder Noth, noch Sorgen ferner Leiden;
Sein ganzes Daseyn ist ein Labyrinth von Freuden.

Nur uns allein soll Gott verworfen haben?
Uns — seiner Schöpfung Meisterstück!

Ach

Gab er uns nur zur Quaal der Seele hohe Gaben?
Er nehme sein Geschenk zurück:
Als Sperlingen wird uns das Leben sanfter fließen,
Sanft, wie der Bach durch Blumen flieht.
Doch nein! — laßt uns der Vorsicht Rechte küssen!
Weis' ist's, was sie für uns beschließt.
Nicht sie, nicht sie ist unsers Unglücks Quelle;
Der Mensch allein macht sich die Welt zur Hölle.

J. R* * * g.

An * *

Sehr kühn, mein Freund, ist dein Entschluß;
Du willst mein Mädchen mahlen? gut!
Mahl sie mit schlanken Wuchs, und einem kleinen Fuß!
Mit Lippen, wo die Suada ruht,
Mit einem blauen Aug, aus welchem Sanftmuth spricht,
Mit einem Blicke, der ihr edles Herz enthüllt ...
Doch — mahl sie lieber nicht!
Denn Winkelmann, und Plato spricht:
Das Höchste hat kein Bild.

J. R * * * g.

Der

Der Treulose.

Untreue, schrie Amint, als er
In fremden Arm sein Mägdchen fand,
Untreue — komm, und täusch mich mehr
Durch Prahlerey von Liebe, die so sehr
Auf Tugend hält, die nie dein Herz gekannt!
Was hält mich es? das ich nicht meine Schand
In deinem Blut - - - Amint sprach Dorilis,
Und blickt' ihn zärtlich an, Amint, gewiß
Du irrst; ich bin nicht ungetreu —
Was du hier sahst, war nur ein Spiel der Phantasey —

„ Elende! wie du hast den Muth
„ Zu läugnen, was mein Auge sah?
„ Bey Gott! mich soll dein Blut - - -
Treuloser da!
Du liebst mich nicht, nun seh ich es zu sehr —
Sonst glaubtest du, was ich dir sage — mehr,
Als was dein Auge sah.

J. R** r.

Der

Der Fröhliche.

O groſser Friederich!
In deinem Sans Souci
Findſt du die Freude nicht,
Bringſt du ſie nicht mit dir.
Die Freude wohnt im Herz;
Von da ergieſst ſie ſich
Auf alles, was um uns.
Der Blumen Königinn.
Die Roſe reizt dich nicht,
Umſonſt eröfnet ſie
Den Buſen, und erfüllt
Die Luft mit Wohlgeruch,
Wenn Sorge für den Staat,
Und deiner Länder Wohl
Das groſse Herz dir ſchwellt.
Weit glücklicher leb' ich,
Auch ohne Sans Souci
Ich lebe nur für mich —
Und überall ſucht mich

Die Freude, die dich flieht.
Mich ruft noch die Natur;
Mich liebt ein warmer Freund;
Mich küßt ein schönes Kind —
Sag! hast du einen Freund,
Ein Mädchen, das dich küßt?
Das dich aus Liebe küßt?
Ich laß dir deinen Thron,
O großer Friederich!
Laß mir mir meinen Freund,
Mein sorgenfreyes Herz,
Und meines Mägdchens Kuß.

J. R.** r.

An Danaen.

Wohin riß dich der Leidenschaften Wuth
O Danae! Der Pfad, den du
Itzt wandelst, führet dich dem steilsten Abgrund zu.
Für einen Augenblick mit kalten Blut
Den Freund, der vormals dich geliebet,

Und

Und ißt ſich über dich, Unglückliche, betrübet.
Die Zukunft zeigt ſich dir in einem falſchen Licht:
Dein unerfahrnes Auge hält
Den eiteln Prunk, mit dem die Welt
Die Lacken übertürkt, für ächten Glanz.
Ach! Danae, er iſt es nicht.
Du ſchmeicheiſt dir vergebens,
Die flücht'gen Jahre deines Lebens
Bey Göttertafeln bald, und bald beym Tanz,
Umringt von Laſchen und Vezieren,
Von Lama's, Kukukus, Faliren,
Von Philoſophen, mit und ohne Bart,
Von Geken, Kritikern und Scribiern mancher Art,
Wie einen Frühlingsmorgen zu verlieren.

Die alle, die zu deinen Füßen
Itzt ſeufzen, winſeln, krähn,
Vor Liebe zu erblaſſen drohen,
Die werden fliehn, ſobald die letzten Grazien
Von deinem Angeſicht geflohen.
Ihr Mägdchen gleichet einer Roſe,
Die in dem bunten Blumenbeet
Die Frühlingsſonne trinkt,
Und aus dem jugendlichen Schooſe,
In die entwölkte Luft balſam'ſche Düfte weht;

Und Jedem, der vorüber geht,
Mit buhlerischen Reitzen winkt.
Nadine sieht der Blumen Königinn;
Schnell wird sie abgepflücket;
Und kömmt an schönsten Busen hin —
Doch bald wird ihr Aden damit beglücket.
Wie pocht des Stutzers Herz vor Freude,
Als er an seinem goldnen Kleide
Die Rose prangen sieht?

Allein, was unterm Monde schwebt, verblühe.
Das schönste Kind des Mayen
Wird welk — Man schenkt es dem Lakayen.
Wie lang wird es wohl diesen freuen?
Bald, bald liegt es zerstümmelt in dem Staub;
Der königliche Schmuck wird der Verwesung Raub

O Danae! denk oft an diese Rose!
In ihrem klaglichen, betrübten Loose
Liest du das Deinige; so wird es dir ergehen —
Vielleicht, eh wir den Lenz sechsmal verjünget sehen.
Ein Unglück folgt dem andern auf den Fus.
Mit Psyche verläst auch Evius,
Und Ceres dich. Statt dieser drey,
Schleicht sich in dein Gemach die Reu.

Begleitet von der Dürftigkeit,
Die ihre Hand dem ſchwarzen Grame beut;
Und mager, blaß, und ausgezehrt,
Wie ein Skelet, geſtützt auf eine Krücke,
Das hohle Aug voll wilder Blicke
Verdreht, und weit auf den dürren Rachen ſperrt.

Das Maaß des Elends voll zu machen,
Wird auch der innre Zeug in deiner Bruſt erwachen.
Der dir die kleinſte That vor Augen hält,
Und deinen Geiſt mit Höllenmartern quält;
Dann iſt der Sklav, der in der neuen Welt
Am Strand des Paraguai, Toback, Thee, Zuckerrohr,
Für einen Herrn, der in der alten Welt
Das heilige Gelübd der Armuth ſchwur,
Aus Sande zwingt, und unverſchuldet
Durſt, Hunger, Froſt und Hitze duldet,
Gen dich, o Elende, ein Gott.

Von Wolluſt ganz entnervt, zur Arbeit ungeſchickt,
Verlaſſen, einſam, ſtumm, von Noth gedrückt,
Der ganzen Welt ein Spott,
An Leib und Seele ſiech —
Was bleibt, o Danae, für dich
Noch übrig, als Verzweiflung — Tod?

J. R. * * * g.

Eine Empfindung.

Ob ich dich liebe?
Ob ich dich liebe?
Grausamer, ſieh dieſe Thräne
Zittern im Auge! —
Fühl dieſes Beben,
Und dieſes Schlagen
Im liebenden Buſen!
Und du kannſt fragen —
Ob ich dich liebe?

J. R**r.

Röschen.

Mein Röschen iſt ein ſchönes Kind,
Dem Wuchs unadelhaft;
Doch wie die ſchönen Mägdchen ſind,
Ein wenig ſattenhaft —

Ihr

Ihr kleines Seelchen, leicht und ring;
Als kaum ein Zephir iſt,
Gleicht einem bunten Schmetterling,
Scherzt; tändelt, neckt und küßt.

Oft fällt's mir zärtlich um den Hals,
Und drückt mich an die Bruſt.
Küßt feurig mich, nennt mich ihr All's
Ihr Glück, und ihre Luſt.

Flugs kömmt das Seelchen ihr in Fuß;
Sie hört der Geige Ton,
Hüpft fort, verläßet Freund und Kuß—
O der Papillon!

J. R**r.

Die Hoffnung eines kleinen Mägdchens.

So bald ich vierzehn Jahr, bekomm ich einen Mann,
Hat die Mama geſagt, der wär ſchon mein Vergnügen;

Wenn ich erſt zwanzig zählen kann,
Dann werd' ich wohl zwey Männer kriegen.

J. R**r

Die Trinker.

Der Erſte.

Mein! Bruder, ſag du mir,
Ob Türken Menſchen ſind, wie wir?

Der Andere.

Man ſagt, ſie trinken keinen Wein —

Beede.

Sie müſſen keine Menſchen ſeyn.

J. R**r.

An

An R*** g.

Lieben willſt du Freund?
Biſt du deiner Ruhe feind?
Itzt noch ſteigt dir jeder Morgen
Kummerfrey herauf;
Noch ſtört nicht das Gift der Sorgen
Deiner Säfte Lauf.
Noch irrſt du, die Freud im Herzen.
Durch Gefilde; Grazien
Folgen dir mit muntern Scherzen,
Machen jeden Ort dir ſchön:
Noch ſtört dich aus leichtem Schlummer,
Kein Phantom in trauriger Geſtalt,
Das voll von verliebten Kummer,
Dir dein Herz im Traume mahlt.

Liebſt du deine Ruhe Freund?
Flieh die Liebe, wie den größten Feind!
Gäb es Buttlerd's, und Babetten,
Ja dann wär die Liebe ſchön,
Amors Feſſeln wären Blumenketten;

Unſre Mägdchen Grazien —
Doch ſo giebt es nur Koquetten.

J. R** r.

An R** r.

Lieben will ich Jemand!
Ja, ich liebe wirklich ſchon.
Wie gefällt dir dieſer Ton?
Je beklagenswürdiger es dir ſcheint,
Amorn unſer Herz zu weihn:
Deſto weiſer ſcheint es mir zu ſeyn —
Wäre Liebe Pein,
Würde wohl die Taube lieben,
Welcher die Natur allein
Dieſen holden ſanften Trieben
Zu gehorſamen gebeut?
Dieſes Thierchen endigt unſern Streit.
Ich geſteh es ein,
Amors Fackel brennt bisweilen;
Doch wer weiß es nicht,

Das

Daß ein Kuß, ein freundliches Gesicht
Diese Wunden heilen?
Weislich geht in unser Herz
Zevs die Lust gemengt mit Leiden
Denn der Schmerz
Schärfet das Gefühl zur Freude.

Freund: wie kam's dir in den Sinn
Zu erwähnen, daß in Wien
Alle Mägdchen nur Kokketten seyen?
Welche Lästerung!
War es nicht genung,
Deinen Geister wieder Amorn aufzupeitschen?
Als in schwarzer Mitternacht
Deine kranke Phantasey
Dieß hervorgebracht,
Fiel dir nicht dein Mägdchen bey?

J. N*** g.

An B —

Freund wünschtest du dir nicht Diogenes zu seyn,
Wenn ihn Glycerion an vollen Busen schlieffet?

Wenn ſie ihm ſeine Pein
Des Lebens, tauſendmal mit Küſſen ihm verſüßet,
Und ihre Seele ganz in ſeine Seele fließet?
Ich, Freund, geſteh' es ein;
Ich wünſchte mir Diogenes zu ſeyn.
Auch wünscht' ich mich an ſeine Stelle,
Wenn er bey einer friſchen Quelle
Im Schatten einer Eiche liegt,
Und ihm ſein Leben, frey von Sorgen,
So heiter, wie der klarſte Frühlingsmorgen,
Und wie der Aether leicht, verfliegt.
Nur dann, wenn er ſtatt Perſianer Wein
Aus hohler Hand das Waſſer trinket,
Und ihm umſonſt die volle Flaſche winket — —
Dann wünſcht ich nicht Diogenes zu ſeyn.

J. K**r.

Auf einen Knaben im Kriegskleid.

Der kleine Held mit Helm und Speer,
Wie ſpöttlich ſieht er da!

So ſteht von tauſend Blitzen ſchwer
Die ſchwarze Wolke da.

Er ſtreicht ſich den gemahlten Bart,
Schaut fürchterlich um ſich;
Ein aufgebrachter Leopard
Schaut nicht ſo fürchterlich.

Nun haut er mit dem blanken Schwert,
Ihr Götter ſteht uns bey!
Nun haut er mit dem blanken Schwert
Ein Karrenhaus entzwey.

J. R**r.

Die Zauberinn.

Bezaubert haſt du mich
Du kleine Zauberinn!
In meinen Adern glüht,
Seit deinem erſten Kuß
Ein Feuer, das ſchon bald
Mein armes Herz verbrannt.
Sag kleine Zauberinn!

Wer gab dir über mich
So viele Zauberkraft?
Wer machte deinen Kuß
So süß, wie Göttertrank?
Hat sich das ganze Chor
Der Liebesgötter in
Dein blaues Aug gesetzt?
Wozu so vielen Reiz!
Auf ewig haltet mich
Der kleinste Theil davon
In deinen Ketten fest.

J. R** r.

Ueber das Landleben

ein Sendschreiben an Pl**

Mein Pl** wie! Du willst von deinen Freunden scheiden,
Die Stadt, und ihr Vergnügen fliehn?
Du willst in wonnelose Haiden
In grüne Wälder ziehn?

Glaubst

Glaubſt du in Geßners Welt verſetzt zu werden,
Wo man, umringt von muntern Heerden,
Schläft, trinket, ißt,
Die Flöte bläßt, und Schäferinnen küßt?

Die Dichter nur erblicken auf den Fluren
Nichts, als der idealen Schönheit Spuren.
Des Bachs Kriſtall, der Blumen Balſamdüfte,
Der goldnen Morgenröthe Pracht,
Des Zephirs Buhlerey, die lauen Abendlüfte,
Sind ein Gedicht, das ſich ihr Hirn erdacht.

Verſuch' es ſelbſt, ſpring von dem Lager auf,
Eh von dem Morgenroth der Berge Rücken glüht;
Und warte bis dein Aug der Sonne Aufgang ſieht,
Und folge ſtaunend ihrem Lauf.
Zwey oder dreymal rührt dieß Schauſpiel deine Augen,
Erheitert den bewölkten Sinn;
Doch willſt du öfters Luſt aus ihren Strahlen ſaugen,
So bleibſt du ungerührt, die Trunkenheit iſt hin.
Durchirre dann den melancholiſchen Hain,
Der Sorgen blaſſe Heere zu zerſtreun:
Anſtatt den Endzweck zu erreichen,
Nimmt dich die lange Weile ein.
Anſtatt der ſüßen Melodey

Der Nachtigall, hörst du
Im Sumpf den Frosch, und in den hohlen Eichen
Der Krähen heiseres Geschrey;
Und hältst deine Ohren zu.
Willst du dich in der Bäume Schatten strecken,
So wird ein sumsend Wespenheer
Dich aus dem sanften Schlumer wecken,
Durch ihrer Rüssel giftiges Gewehr.
Selbst bey dem Abendroth, der Dichter Paradeys,
Wird sich die Gall' in deine Freude mischen.
Der Mücken höfliches Geschmeiß
Wird überall vor deinen Ohren zischen.
Wenn noch zu dem der rauhe Nordwind wüttet,
Und auf die kahle Flur,
Frost, Reif, und Schneegestäber schüttet,
Wie traurig wird das Land, wie öde die Natur?

Betrachte im Gegentheil, wie man in Städten lebt,
Wo man in einem Meer von Freuden schwebt,
Bald in Redouten tanzt, bald bey Thaliens Scherzen
Das Zwergfell hüpfen macht, bald mit gerührten Herzen,
Melpomenen im Flor verhüllt erblickt,
Zu Assembleen bald, und bald zum Nachttisch flieget,
Dort über fremde Schönen sieget,

Hier

Hier Früchte ſeines Sieges pflückt —
Wie leicht vermiſt man da, den Waſſerfall,
Den Zephir und die Nachtigall?

J. R*** g.

An Selinden.

O Drück mich an die Bruſt Selinde!
O Drück mich an die Bruſt!
Was ich in deinem Arm empfinde,
Selinde, das iſt Götterluſt —

Schau mir ins Aug, ſchau mir ins Aug Selinde!
Siehſt du die Thräne nicht?
Mein Mund verſchweigt, was ich empfinde,
Doch dieſe Thräne ſpricht.

J. R**r.

Eine Grabschrift.

Steh Wanderer! pflück hier die schönsten Rasen ab,
Und streu die Blätter auf das Grab:
Hier ruht Glycerion; sie starb in ihrer Blühte,
Stets sah man sie bey fröhlichem Gemüthe;
In ihrem Aug war alles rosenfarb;
Die Stunde stößt, in der sie starb.

J. R** r.

Die Gesundheit.

Wer die Gesundheit liebt, sagt Freund Rousseau —
Der hüte sich vor vielem Denken;
Die Dummheit macht den Menschen dick und froh —
Auch unser Iman denket so;
Ist dumm, wird dick — — und läßt die Narren denken

J. R** r.

Ein

Ein Lied.

Ohne Liebe, Philomele,
Fühlt' ich deine Lieder nicht;
Freudenleer war meine Seele,
Blaß und traurig mein Gesicht —
Ohne Mägdchen, Philomele,
Fühlt' ich deine Lieder nicht —

Traurig irrt' ich durch die Haine,
Und um junger Mägdchen Grab,
Bis mir Amor meine Kleine,
Meine liebe Kleine gab —
Traurig irrt' ich durch die Haine,
Und um junger Mägdchen Grab.

Nun, geliebte Philomele,
Nun da ich ein Mägdchen hab,
Strömmt aus deiner süßen Kehle
Wollust in mein Herz herab.

Freud, und Wonne fühlt die Seele;
Nun da ich ein Mägdchen hab.

J. R**r.

Ali und Fatime,

eine arabiſche Erzählung nach einer alten Tradition.

In Yemens aromatiſchen Gefilden, nah am Meere,
Das vor des Moſes Ruth' erzitternd, einſt dem Heere
Der Iſraeliten wich,
Und die Aegyptier verſchlang, erhebet ſich
Der ſchönſte Palmenhayn.
Er ſcheint von der Natur zum Aufenthalte
Für Liebende gemacht zu ſeyn.
Man ſaget, daß, wer dieſem Walde
Sich nähert, in der Bruſt
Ein wunderbar Gemiſch von Luſt

Und

Und Traurigkeit empfindet;
Nach etwas, was ihm unbewußt,
Sich ſehnt, die Ruhe ſucht, und ſie doch nirgends fin-
det.
Hier war es, wo Futime banger Sorgen voll,
Dem Augenblick entgegenzählte,
Der ihren Ali bringen ſoll.
Schon pocht' ihr Herz vor Ungeduld, ſchon ſtellte
Sich ihrem Geiſt ein Heer von Schreckenbildern dar —
Ihr trauter Ali war
Noch nie ſo lange weggeblieben —
Ein Umſtand, der für die, ſo zärtlich lieben,
Nichts Kleines iſt. Denn ſonſt traf unſer Paar
In einer Laube ſich zuſammen;
Sobald der Sonne ſterbend Licht begann,
Den unermeßnen Ocean
Beym Abſchied von der Erde zu entflammen.
Doch dieſes Mal entzog die Sonn' ihr Angeſicht,
Schon lang Yemens Fluren;
Nur in der Wolken Glut ſah man noch ihre Spuren, —
Und noch kam Ali nicht.
Der Abendſtern begann von ferne her zu funkeln —
Und noch kam Ali nicht.

Nun fingen auch die Wolken an, sich zu verdunkeln —
Und noch kam Ali nicht —
Fatime, auf den Wangen Todtenblässe rang
Die Hände und weinete. Wenn sich ein Vogel regte,
Wenn sich auf einem Baum ein Blatt bewegte,
So meinte sie — es wär' Ali's Gang.

— Itzt täuschte sie nicht mehr ihr Ohr.
Es trat — ein Mann aus dem Gebüsch hervor,
„ Ach! Ali, wo „ „ „ — Hier hebte sie zurücke,
Und schlug beschämt die Blicke
Vor ihre Füsse hin;
Der Mann, der ihr ihr Ali schien,
War Emir Aden, der sich auf der Jagd verirrte,
Und den ein Ohngefähr in diese Gegend führte.
Er kannte sie; und längstens schon
Hat ihrer Stimme Silberton,
Ihr Zauberblick, der schnell den Weg zum Herzen findet,
Die himmlische Gestalt, der blendende Verstand,
Die volle Brust, verhüllt in lüftiges Gewand,
In ihm ein sträflich Feu'r entzündet.

Er

Er war entzückt, daß die Gelegenheit,
Nach der oft umsonst gerannt,
Sich nun von selbsten both. Des Waldes Einsamkeit,
Das unerfahrne Herz der Schönen,
Die Kunst der Schmeicheley, die dunkle Abendzeit,
Dieß alles schien nun seinen Wunsch zu krönen.
Er warf Fatimen sich zu Füssen,
Umfaßt' ihr zitternd Knie,
Verheuert' in der Energie
Verliebter Schwärmerey, wie viel er leiden müssen
Seitdem er Herz und Ruh durch ihren Blick verlor;
Bat, schmeichelte, log, seufzte, schwor,
Und wandte alles an,
Was Mägdchen, die der Kunst nicht wissen;
Durch die man sie ins Netze lockt, bethören kann — —

Betäubt saß sie; und war sich kaum bewußt —
Verwirrung, Schrecken, Scham und Beben
Verschlossen ihren Mund, bestürmten ihre Brust;
Die Thräne blieb im Auge kleben.
Dem Emir, der die Mägdchen gut
Zu kennen glaubte, gab dieß stumme Starren Muth —
Er hielt es für erhitztes Blut.

Und wer sollt' ihm (so dacht' er) widerstreben?
Ihm, dessen Wink Glück, Tod und Leben
Vertheilt? Ihm, dem auf seinen Wangen
Noch Lilien und Rosen blühn?
Die schöne Beute schien
So gut, als schon gefangen.

Nun ward er kühn;
Er wagt es mit dem feurigsten Entzücken,
Das Mägdchen fest an seine Brust zu drücken.
Doch itzt kam sie zu sich, und blickte starr
Herum, und sah den Abgrund vor ihr offen stehen.
Und bebte vor der schrecklichen Gefahr.
Sie riß sich von ihm los, begann um Hülf zu flehen,
Schrie, winselte, und wollte fliehn;
Doch er vereitelt ihr Bemühn,
Und wollte mit Gewalt vollziehn,
Was ihm durch List mißlungen.

So beharrlich sie mit ihm gerungen,
So konnte sie ihm doch kaum länger widerstehn — —
Der Schande, die ihr drohte, zu entgehn,

Riß

Riß sie ihm einen Dolch, den sie bey ihm erblickte
Von seiner Seit', und zückte
Das tödtende Gewehr, um es mit seinem Blut
Zu färben; doch er sprang zurück, und griff voll Wuth
Nach einem giftgetränkten Pfeil, und drückte
Ihn auf sie los .. Sie sank von ihm getroffen nie-
der —
Sie sank, das schönste Mägdchen ihrer Flur;
Die ganze lebende Natur
Schien über ihren Fall zu trauern: alle Lieder
Des Federvolks, das oft in ihre Stimme sang,
Wenn sie von Glück und Lieb erklang,
Verstummten; Selbst des Silberbaches Schwätzen,
Der oft sie küssen sah, ertönte trauriger ..

Den Mörder faßt beflügeltes Entsetzen;
Er irrt im Walde hin und her,
Und bebt bey jedem Schritt, und fühlt das Rachschwert
schon,
Das ihm sein Eingeweid zerfleischet,
Und hört den jammernden und schreckenvollen Ton
Der Unschuld, der laut, Rache, — Rache, heischet.

Hört ihn, und rufet Gottes schrecklichem Gerichte,
Daß es sein ganzes Seyn vernichte.

Indeß fliegt Ali in den Palmenhayn,
Fatimen von dem Kummer zu befreyn,
Der wegen des Verzugs sie quälen mochte;
Sein zärtlich Herze pochte
Von Lust, gemischet mit verliebter Pein;
Er eilt, sie mit der frohsten Nachricht zu erfreun . .
Ihr Vater, dem er eben seine Flammen
Für sie entdeckte, willigte darein,
Daß sie ein unzertrennbar Band zusammen
Noch morgen knüpfen soll.

O fänd ich eine Farbe, die das Schreckliche
Der Lag', in der er war, ausdrückte;
Als er Fatim' in einer See
Von Blute schwimmend, auf der Erd' erblickte!
Als er Tod in dem Aug, Tod auf den Wangen,
Und auf dem Antlitz noch vom Gifte Spuren sah;
Er stund wie angedonnert da;

Und

Und ließ den Blick ſtarr auf dem Leichnam hangen — —
Itzt bricht ſein ſtummer Schmerz in einen Strom von Thränen,
Und laute Klagen aus, daß Berg und Thal,
Und Fels davon ertönen.
Er flucht dem mörderiſchen Stahl,
Durch den ſie fiel; und wirft ſich auf ſie nieder;
Umarmt und küſſet die erſtarrten Glieder,
Und windt ſich wie ein Wurm, und ruft: „ Hier, hier
„ Sey auch mein Grab! Noch eine kleine Stunde,
„ Fatim', und Ali iſt bey dir „ !
Itzt ſäuget er das Gift aus ihrer Wunde,
Das ſchnell in jede Nerve ſchleichet:
Er kämpft voll Muth den letzten Kampf, und reichet
Dem Tode lächelnd ſeine Hand — —

Geſchwind verbreitet ſich die klägliche Geſchichte;
Man grub beym ſtillen Mondelichte
Sie in ein Grab, und Roſen wuchſen an dem Rand.

J. R***g.

Der Werth der Vernunft.

Die Leute wundern ſich,
Warum der Stuzer Dorilis,
Den Gallien mit allem Nöthigen verlegt,
Vom Werthe der Vernunft verwegne Zweifel hegt:
Mir ſcheint es gar nicht wunderlich;
Iſt ſie denn aus Paris?

J. R***g.

Das kleine Mägdchen,
beym Anblick eines Türkens.

Du Mann mit deinem grauen Bart!
Dich liebt mein Herze nicht;

Dein

Dein Angesicht ist nicht so zart,
Wie Pinchens Angesicht.

Dein Blick ist finster wie die Nacht —
Was hab' ich dir gethan?
Ich hab dich freundlich angelacht;
Und du lachst mich nicht an.

Da liegst du auf dem Polster hier,
Als wärst du todtenkrank;
Und füllst die ganze Luft vor dir
Mit Rauchtobacks Gestank.

Leb wohl, du Mann mit deinem Bart!
Ich geh, wo Pinchen ist;
Er lacht, ist freundlich, schön und zart,
Er rauchet nicht, und küßt.

J. R**r.

Doris, und Aminth.

Doris.

Hörst du die Nachtigall dort im Gebüsche singen?
Ihr Lied scheint mir viel traurger, als sonst zu klingen — —

Aminth.

Ein falsches Netz nahm ihr den Liebling hin.
Untröstbar klagt sie nun um ihn.

Doris.

Verlör ich dich — wie würde das mich quälen!
Doch kann sie keinem andern Liebling wählen?

J. N**r.

Die

Die Erſcheinung.

Kaum ſchlich Auror von ihrem Cephalus
Sich weg, den jungen Tag den Welten anzubeuten —
„ Vom Cephalus?„ Ja, ja vom Cephalus;
Wer läge gern, an eines Titans Seiten?
Wem ſchmeckte wohl des kalten Greiſes Kuß? —
So kroch ich aus dem Bett in Garten,
Der Sonne Aufgang zu erwarten.
Schön war der Tag; aus jeder Kehle,
Aus jeder Blume lächelte der May.
Von der Kritik der Journaliſten frey,
Sang Philomele
Ihr göttlich Lied; Lukrezens Philoſoph,
Der Sperling zwitſcherte, und Liebe — Liebe
War ſeiner Lieder Stoff.
Was lebte, freute ſich; mein Geiſt allein war trübe.
Den Kopf voll donquiſchottiſcher Ideen,
Irrt' ich, wie Phanias, durch ſchattichte Alleen.
Gäh hört' ich einer Stimme Ton,
Ich ſah mich um, und — ſah Cytherens Sohn.

Nach-

Nachdenkend stund er unter Bäumen da,
Schrieb in den Sand, wie itzt in Genua,
In Amsterdam, Paris, die Wechselcourse gehen;
Wie die Korrespondenten stehen;
Wie groß in einem Jahre
Von hunderttausend Pfund das Interesse sey — —
Beschreiben läßt sich's nicht, wie neu,
Wie seltsam mir dieß Schauspiel ware.
Ich, der ich von Natur ein wenig blöde bin,
Ich wollte vor dem Amor fliehn.
Allein er nimm mich wahr: wohin? wohin?
Schrie er mir, schalkhaft lächelnd, zu:
„ Du blödes Närrchen, du!
„ Du wirst ja nicht vor einem Kinde zagen?
Sein freundlicher, und sanfter Blick
Rief in mein Herz den Muth zurück;
Ich näherte mich ihm: „ Erlaube mir zu fragen,
So sprach ich stammelnd, was für ein Behagen
Trifft du bey Gold und Ziffern an? —
„ Dein Freund, der böse Mann,
Antwortete der kleine Gott, ist Schuld daran.
Du weißt, ich war ihm immer zugethan;
Wer sonst, als meiner Pfeile Macht
Hat ihm das Herz * * * s zugebracht?

Lang

Lang war er dankbar gegen mich;
Ich war sein Lieb, sein Zevs, mir bauet' er Altäre;
Mir opfert' er, als ob kein Gott sonst wäre.
Doch alles unterm Mond verändert sich:
Fest angeschmiedt an seine Wechselstube,
Hat er nur für das Gold Gefühl.
Beginn ich ihn zu herzen: Bube!
(Ruft er die Stirne runzelnd) still!
Was soll ich thun? Aus langer Weile
Fang ich zu rechnen an, und schreib im Wechselstil;
Auch schärf ich manchmal meine Pfeile —
Noch eins . . Was denkt er dann von mir?
Du bist sein Freund, vermuthlich sagt er's dir —
„ Kein Tag verstreicht, daß er auf dich nicht schmält,
„ Du wärst es, sagt er oft, der ihm sein Glück verfällt „
— Der Undankbare! Ha! bald soll er es empfinden,
Ob ich die Quelle seines Unglücks sey;
Sein Mägdchen werd' ihm ungetreu,
Und jedes andere soll er gefühllos finden! —
„ Wie Amor, bist du das im Stand? —
Er schwieg, erhob sich, und verschwand.

J. R***g.

Das

Das Glück, und die Einbildung.

Das Glück.

Bin ich nicht groß? Mich ehrt die Welt,
Um mich bemüht sich der Held,
Mich liebt der Thor, so wie der Weise —
Mich suchen Jünglinge und Greise ....

Die Einbildung.

Wenn ich nicht wär', o Glück! wer sehnte sich nach dir?
Dein ganzer Werth besteht in mir —

J. R**r.

Der dürftige Poet.

Die Sonne, die am Himmel leucht,
Der Mond, der uns bey finſtrer Nacht
Zur Fackel dient, der Sternen Pracht,
Und was hier oben iſt, iſt nur für uns gemacht . .
So ſprach ein dürftiger Poet zu ſeinem Sohne:
„ Gut! ſagt der Knab in einem loſen Tone,
„ Für uns ſind Sonne, Mond und aller Sternen Pracht;
Doch dieſe Welt, die du und ich bewohne,
Iſt wahrlich nicht für uns gemacht —

J. R**r.

Ein Gleichniß.

Was iſt doch dieſe Kurre nicht
Für ein abſcheulich Ding?

Er spinnt sich ein; die Hülle bricht;
Aus der gebrochnen Hülle kriecht
Der schönste Schmetterling.

Ginette steiget aus dem Bett;
Wie häßlich ist sie nicht?
Nun setzt sie sich zur Toilet;
Schnell wird der häßliche Skelet
Zum reizendsten Gesicht.

J. R**r.

Ein Lied.

Auf diesem kleinen Erdenrund
Geht's oft so lächerlich, so bunt
Und wundernärrisch her,
Daß sich auch selbst ein Biedermann
Vom Lachen nicht enthalten kann;
Und wenn es Katz wär.

Ot-

Gefühllos für das schönste Weib
Wählt Star zu seinem Zeitvertreib
Die erste Sängerinn.
Bezahlt mit einer Million,
Den Rest von Reitzen, welche schon
Verwelken, und entfliehn.

Sich brüstend, fährt der junge Laffe
Im Siegeswagen durch die Stadt,
Den er mit Weisheit lenkt;
Rückwärts in einer Livere,
Steht sein vernünftiger Lakey,
Der für ihn schreibt, und denkt —

Der Weise, der die halbe Nacht
Fürs Wohl des Vaterlandes wacht,
Erwacht sich kaum das Brod;
Die Welt, für die er sich bestrebt,
Verkennet ihn, so lang er lebt,
Und ehrt ihn nach dem Tod.

Ein Mann, der mit Bescheidenheit
Von Künsten spricht, nie stolz entscheidet,

Und doch die Kunſt verſteht,
Wird minder als der Thor geſchätzt;
Der im Profeſſorton ſchwätzt,
Und ſich allwiſend blätzt.

Doch wer beſtimmt die groſe Zahl
Der Thoren, die ſich überall
Dem Aug des Weiſen zeigt;
Und die, wenn er ſatiriſirt,
So wenig mehr gebeſſert wird,
Als wenn er lacht, und ſchweigt?

J. R**r.

Aufmunterung zur Luſt.

Mich Thoren, deſſen Eingeweide
Des Unmuths Zahn zerfleiſche!
Wo ſind die Roſen, die die Freude
Von jungen Wangen heiſche?

Fort mit dem Gram, der das Gebläte
In ſchwarze Galle kehet;

Fort

Und wie ein Gift, von dem Gemüthe
In jede Nerve fährt!

Fort mit dem melankolschen Britten,*
Der, holden Freuden fe[illegible],
Vom Tode heulet, und die Sitten
Der Jünglingen beweint.

Kömmt Sänger Amors und der Scherzen,
Jacobi, Wieland, Gleim!
Ihr singet, und schon gährt im Herzen
Der Freuden erster Keim.

Der Gram mit traurigem Gefieder,
Flieht in des Undings Nacht;
Und senket sich in Abgrund nieder —
Dank Sänger eurer Macht!

Komm Chloe, Liebling der Cythere!
Selbst eine Grazie — —
Um die ich eine Atmosphäre
Von Scherzen wallen seh.

* Eduard Young, der Verfasser der bekannten Nachtgedanken.

Welch Feuer ſtrömt aus deinen Blicken
In die empörte Bruſt?
Mir iſt dein Kuß, dein Händedrücken,
Die Quelle reinſter Luſt.

O ſtil'ge Zukunft! wenn uns beyde
Einſt Hymen ſanft verknüpft!
Wenn jeder Augenblick, mit Freude
Benützet, uns entſchlüpft.

J. R** g.

An Phillis.

Komm Phillis, komm! ſchon ſchlägt die Nachtigall
Dort in dem dämmernden Gebüſche!
Der Abendthau erquicket Berg, und Thal.
Es lacht der Mond; ein wollüſtig Gemiſche
Von Licht und Schatten, herrſcht im Hain —
Es ſchwellt die Bruſt, und lädt zur Liebe ein.

Komm

Komm Phillis, komm! dort überlassen wir —
Uns ungestört den sanften Trieben;
Du sagst es mir, entzücket sag ich's dir:
Mit welcher Treu, wie zärtlich wir uns lieben;
Dort läst die Mißgunst uns in Ruh,
Und Amor nur steht unsern Küssen zu.

Ein Kus von dir, hält mich dein Arm,
Dein liebeheisser Arm umschlungen.
Hat mächtig stets aus banger Brust den Harm,
Die Thränen aus dem nassen Aug verdrungen;
Er gos den Himmel in mein Herz;
Und war nur dann, wann wir uns trennten — Schmerz —

J. R**r.

Die schnelle Bekehrung.

Ein Mann aus der Zigeunerzunft —
Die Leuten, die aus schwächlicher Vernunft,
Sie um ihr künftig Schicksal fragen,
Gern um ihr Geld ihr Schicksal sagen,

Sollt', weil seines Pachters Sohn
Erschlag. und ander Stückchen mehr begangen,
Zu seinem wohlverdienten Lohn,
Und Andern zum Exempel — — hangen.
Man führt ihn aus: es muß' ein Priester ihn —
Wie es gebräuchlich ist — begleiten;
Und ihn zum Tod durch Beten zu bereiten.
Er sprach mit ihm von künft'gen Seligkeiten;
Vom Paradies, und seinen tausend Freuden;
Allein umsonst war sein Bemühn:
Es saß der Delinquent ihm ungerührt zur Seiten,
Und lachte manchmal über ihn:
Gut! fing der Priester ganz gelassen an —
Der Priester war ein kluger Mann —
„ Im Himmel giebt's auch gute Schünken.
„ Dort kannst du ächtes Bier aus großen Gläsern trin-
ken;
„ Dort füllt man sich mit Geld den Sack.
„ Auch sieht man ganze Berg' von gelben Rauchtobak.
„ Mit langen Pfeifen ausgeziert —
Nun ward der Delinquent gerühret,
Er seufzt, und seufzt: o wenn man das im Himmel findt;
So hängt mich geschwind!

J. R** r.

An

An Chloen.

Schön lacht an Blumenreicher Höh
Die Rose, die ein Zephyr küßt.
Schön, der Jasmin, wenn Lalage
Den Dürstenden begießt.

Schön sprudelt aus der Felsenkluft
Der Quelle Silberfluth hervor.
Schön schwinget in entwölkte Luft
Die Sonne sich empor.

Doch schöner, als die Silberfluth;
Und schöner, als der Sonne Licht;
Und schöner als der Rose Blut,
Ist, Chloe, dein Gesicht!

Nie log ein täuſchender Carmin,
O Thloe, deine Wangen ſchön;
Nie hubt ein Pinſelſtrich am Kinn,
Dem Sitz der Grazien.

Du höhnſt der geilen Phryne Kunſt,
Die durch des Nachttiſchs Zauberkraft,
Um hochgehobner Thoren Gunſt,
Sich falſche Reitze ſchafft.

Nicht Kunſt, nur die Natur ſchmückt dich,
Sie iſt's, durch die dein Auge ſpricht;
Durch ſie erhebt der Buſen ſich;
Sie röthet das Geſicht.

Doch wie der Schnee von Bergen rollt
Vor Titans rothgeſtreiftem Schein;
So wird der Schönheit Flittergold,
Des Lebens Herbſt zerſtreun —

Bau nicht auf ungetreuen Sand,
O Chlor, deines Glückes Werk!
Die Seele sey statt falschen Tand,
Dein Stolz, dein Augenmerk!

J. R* * *g.

An G* *n.

Freund, den von meinem Wunsch gerühret,
Der ew'gen Vorsicht weise Hand,
Auf meinem Weg mir zugeführet,
O möcht' doch unser Freundschaftsband,
Geknüpft von Tugend und Verstand,
So lang wie unser Leben währen!
O möcht' es nie ein böser Unfall stören!
Kein niedrer Eigennutz entehren,
Und kein unedler Zank entweihn!
O möcht' es stets so zärtlich, und so rein,
Wie meiner Philis Küsse seyn!

Zwar

Zwar webte die Natur bey wenig guten Gaben,
Uns einen großen Theil so mancher Schwachheit ein:
Doch wenn sie ihren Sitz nicht in dem Herzen haben,
So wird der Freund sie leicht verzeihn.
Wir alle haben unsre schwachen Stunden;
Der Stoiker, der sonst den größten Reitzen widerstand,
Geräth durch einen schönen Fuß in Brand,
Wird oft durch einen Blick, durch eine weiche Hand,
Die durch den Handschuh drücket, überwunden.
Ich bin, wie du, den hübschen Mädchen gut;
Doch dieser Fehler steckt im Blut!
So lang die Grazien den Liebesgott begleiten,
So lang die Tugend ihm zur Seiten;
Genieß' ich gerne seine Freuden —
Doch wenn ein geiler Faun, und Bachus mit ihm ziehn,
Und ihm vom Wein die Wangen glühn;
Dann Freund, laß uns den wilden Amor fliehn!

J. R.** r.

Die

Die Gruft.

Was zauderst du, mein Fuß! Du bebst zurück?
Ein kalter Schweiß deckt euch, ihr Glieder?
Du zitterst, Seele — Auf! wirf beherzt einen Blick
Auf jene Gräber nieder!

Ha! Mensch! willst du, bis Reif um deine Schläfe
wallt,
Gleichwie ein Wurm am Staube kleben?
Wann wirst du, von dem Brand der Leidenschaften kalt,
Dir, und dem Himmel leben?

Auf! wage dich, in jene Gruft hinein,
Wo Nacht, und fürchterliches Grauen
Den ew'gen Zepter führt — Ein blasser Lampenschein
Läßt dich das Schrecken schauen!

Hier siehst du (O schreckliches Gesicht!)
Hier siehst du halb verfaulte Leichen!
Hier schläft beym frommen Greis, ein junger Bösewicht.
Der Bettler, bey dem Reichen!

Hier

Hier fault der Herzen stolze Siegerinn,
Die junge, bezaubernde Psyche!
Ist sie es wirklich? Sie, die blühendem Jasmin,
In bunten Fluren gliche?

Das Auge hat des Todes Nacht verhüllt,
Das jüngst voll Jugendfeuer glühte.
Die Wange hat ein Heer von Würmern durchgewühlt,
Auf der ein Frühling blühte.

Ein [illegible] Staub, der stolze Busen,
[illegible] Flammen zu erwecken,
Ein Staub — O Gott! welch ein Beweis, daß alles muß
Den Fluch des Staubes decken!

Auch mich, auch mich, ergreift der Menschheit letztes Loos;
Vielleicht, eh' sich der Tag verjünget;
O Erde, nimm mich dann in deinen kühlen Schoos,
Wenn die Posaune klinget!

O schauervolle Gruft, des Todes Bild! —
O! führe mich in des Zukunft Zeiten!
Dein Anblick sey mir stets ein Diamantner Schild
Vor all Eitelkeiten!

J. K * * g.

An Miß Fanni Buttlard.

O hätt' ich, Miß, Ihr Herz nie gelesen,
Die du aus Macht der Sympathie,
Dem ungetreuen Lord geschrieben!
Wie ruhig wär mein Herz geblieben!
Doch itzt hascht die erhitzte Phantasie
Nach einem unreelen Wesen —
Nur eine Buttlerd wünsch' ich mir zu lieben —
Und ach! wo sind ich die.

J. N***g.

Nach dem Catull.

Sie eilt, sie eilt, o Danae,
Die Zeit: So schnelle
Eilt diese Silberwelle
Nicht in die See.
O laß uns lieben,
Daß sie nicht ungenützt entfleuht!
O laß uns lieben!
Aus diesen sanften Trieben
Quillt Seeligkeit.
O laß uns lieben!
Was auch die Stoa, und der Neid
Dagegen schreit,
Lebt der, der ohne Liebe lebt?
O laß uns leben! laß uns lieben!
Sieh' Danae! auf meinen Lippen schwebt
Die Seele! — küsse! küsse
Sie weg, daß sie in deine überflüsse!

Noch

Noch einen Kuß! — Noch zwey!
Noch auf die Wange drey! —
Noch Einen! — ach! wie süß er ist!
Doch gieb sie ungezählt die Küße!
Damit der Neid nicht wisse;
Wie oft wir uns geküßt.

J. N***g.

Auf den Tod meiner Schwester.

Was willst du, Tod, du wüthender Orkan,
Der Sprößlinge von zarten Reben
Sowohl, als Cedern stürzt, die Himmel an,
Ihr stolzes Haupt erheben!

Du jauchzeſt laut Beyfall, und weiſeſt mich
Auf deine Siegestrophäe —
Das Blut der Schweſter hin, von welchem ich
Die Spuren waſchen ſehe!

Ha! jauchze nicht! Iſt's wohl dem Löwen Ehr,
Wenn er den Hungertod gedrücket,
In ſeiner Sagd der Aethiopier,
Ein zartes Lamm zerſtücket?

Auch Würger, du, du — deſſen Sinne nicht
Des Vaters Harm, der Mutter Zähren,
Das dir entgegen lächelnde Geſicht,
In ihrer Mordſucht ſtören!

Die Blume fiel, halb Knoſpe, von dem Stahl
Des Unerbittlichen gefaltet;
Sie iſt verwelkt, eh noch der Sonne Strahl
Ganz ihren Reiz entfaltet.

Würg jene Tauſende, o Tod! die ſich,
Und ihrem Leben feinde,
Um deine Hülfe flehn! Doch ſchone mich,
Mein Haus, und meine — Freunde!

J. R***g.

Die Undankbarkeit.

Nichts auf der Welt kann edle Herzen
Mehr, als der niedre Undank ſchmerzen;
Und doch wird man, ſoll man bis zum Ja Plato ſtehn,
In jedem Winkel Undankbare finden.
Mit welchen tiefen Weisheitsgründen
Kann Natur ihrem Schmerz' entfliehn? —
Er pflegt ſich keinen Menſchen zu verbinden.

J. R***g.

Der Jüngling.

Wer iſt der Jüngling, der in ſtiller Grotte dort,
An ſeines Mädchens Buſen lieget,
Von ſeiner Liebe ſpricht, und ihr nach jedem Wort
Mit Amor ſchwört, ſie hab' auf ewig ihn beſieget;
Und ſchwörend nieder ſich an ſeine Schöne ſchmiegt?
In ſeinem Aug iſt nichts den Reizen gleich,
Die das geliebte Mägdchen ſchmücken,
Nichts gleicht den zaubervollen Blicken;
Um ihren Kuß gäb' er ein Königreich —
Und könnt' er ſo, den Reſt von ſeinem Leben
In ihrem Arm den ſanften Freuden weihn;
Und winkte dann
Der Schreckenmann, der Tod herein,
So trät' er ohne Furcht, und Beben,
Nach Charons Kahn,
Mit ihm die Reiſe freudig an —

So schwärmt der Jüngling; denn noch kennet er
Nur Amors Lust, und sanfte Freuden;
Doch bald kennt' er auch seine Leiden — —
Die Eifersucht, von schwarzem Argwohn schwer,
Tritt schleichend hinter ihm daher.
Bald wüttet sie in seinem Herzen,
Und füllet es mit ihren Schmerzen.
Dann hält er nicht die Liebe für ein Glück,
Dann flucht er auf den Augenblick,
Wo er die Zauberinn erblickte,
Wo Amor ihm den Pfeil ins Herze drückte, — —
Und wünscht die Ruhe sich zurück.

J. R** r.

Der Kritikaster.

In einer großen Stadt, den Namen weiß ich nicht:
Allein hieran ist wenig, oder nichts gelegen:
Ein Dichter sorgt sich viel des Namens wegen.
Er schreibt kein Schulsystem — — — er schreibt nur
ein Gedicht —
Und schreibt er's gut, so thut er seine Pflicht.
In dieser grossen Stadt befand sich einst ein Mann,
(Die Leute hießen ihn den dicken Kritikaster)
Der trank sein Bier, und rauchte seinen Knaster —
Und sah sich, wenn er trank, für ein Orakel an.
Kein Buch erschien, das er nicht kritisirte,
Er war es, der die Bühne reformirte;
Er schrieb den Sängern Regeln vor;
Und hobe das Ballet aus seinem Staub empor —
Er lobte, die er loben wollte,
Doch niemal, die er loben sollte —
Kurzum — es kam kein Buch ans Licht,
Das er nicht kritisirt; — — er aber selbst schrieb nicht.

J. R** r.

Ein

Ein Fragment.

Wie schön ist diese Welt, und dennoch klagt der Thor,
Und zieht unüberlegt, ihr andre Welten vor.
Er macht durch Ungeduld sich seine Uebeln gröſſer;
Sein Schicksal ziegt er schlecht, und anderer Schicksal besser.

In einem Sturm von Wünschen fortgeführt,
Sieht er sich unvermerkt in tausend Labirinthen;
Bemüht sich nie den Weg heraus zu finden,
Und zörnt doch, wenn er sich verirrt —
Die Freude ist der Wunsch von jedem Erdensohne,
Sie wünscht der Baur am Pflug, der König auf dem Throne.

Doch Bau'r, und König gehen irr;
Der Weise nur, der findt den Weg zu ihr.
Nie wird dem Herz, das wenig Wünsche quälen,
Des Weisen Glück, die ächte Freude fehlen.

Der Anblick der Natur, das Lied von Philomelen;
Ein Dichter, der empfindungsvollen Seelen,
Voll Lieb, und Zärtlichkeit.
Die Spiele seiner Muse weiht;
Und jede schöne Kleinigkeit,
Erfüllen es mit Seeligkeit.
Die Freude kommt ihm überall entgegen;
Und Blumen stiret es auf allen seinen Wegen.
Der Thor nur klagt, und nennet diese Welt
Das Swins Aufenthalt, weil er sich selber quält,
Nicht weil der Weg zu seinem Glück ihm fehlt;
Wenn er sucht die Freuden im Gewimmel;
Sein Bauch ist ihm sein Gott, und Wollust ist sein Himmel.
Die Freude wohnt in uns — sie ist der Weisheit Frucht,
Sie flieht das rauschende Getümmel;
Und lohnt den, der sie eifrig sucht.

J. R** r.

Die

Die Nachtigall, und die Eule.

Die Nachtigall.

Weil ich mit meinem Lied des Menschen Herz [illegible]
gehe,
Stellt mir der Undankbare Netze!

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Die Eule.

Dein Lied ist Schuld daran, sing so, wie ich:
Kein Mensch verfolget mich.

J. R**r.

In ein Stammbuch geschrieben.

Ein kleiner Amor wahlt hier seinen Lebensplan:
Mit Rosen füllet er die leeren Büchsen an.
Ach kann er keine Blumen wählen,
Die schön, wie Rosen sind, und denen Dornen fehlen?

J. R**r.

Der Spaz und die Taube.

Die Taube.

Sag bist du nicht ein schelmisch' Thier?
Du fliegst immer her zu mir,
Und frißt, was dir nicht zugehört;
Wer hat dich diese Art gelehrt?
Ich eß' mein bis'chen Fraß in Ruh,
Und stehle nicht, wie du.

Der Spaz.

Wärst' man dir nicht dein Futter geben,
Du müßtest auch vom Stehlen leben.

J. R**r.

Wie-

Wieland.

Als Wieland noch in Feindschaft mit Thalien,
Der keuschen Agnes Liebling war;
Dann schrieb' er fromme Sympathien,
So viel als Tage in dem Jahr.

Ihm führte drauf der Gott der süssen Lust,
Ein Mägdchen zu, mit schlauem Aug und freyer Brust;
Flug's wechselt' er der Leyer Ton,
Und sang sein Meisterstück — Musarion.

Und dieses Meisterstück
Macht ihn zum ersten Liebling der Musen;
Heil dir! o Mädgchen, mit dem schlauen Blick!
Heil dir! o Mädgchen, mit dem freyen Busen!

J. R**r.

Inhalt.

	Seite
Nach den Kartell	9
Die Glückseligkeit	10
An * *	13
Der Treulose	14
Der Fröhliche	15
An Daunen	16
[illegible]	20
Röschen	20
Die Hoffnung eines kleinen Mädchens	21
Die Trinker	22
An R * * * g	23
An R * * r	24
An B —	25
Auf einen Knaben im Kriegskleid	26
Die Zauberinn	27
Ueber das Landleben	28
An Selinden	31
Eine Grabschrift	32
Die Gesundheit	32
Ein Lied	33
[illegible]	34
Der Rath der Vernunft	42

Das

	Seite
Das kleine Mädgchen	42
Doris, und Aminth	44
Die Erscheinung	45
Das Glück und die Einbildung	48
Der dürftige Poet	49
Ein Gleichniß	49
Ein Lied	50
Aufmunterung zur Lust	52
An Phillis	54
Die schnelle Bekehrung	55
An Chloen	57
An G * * n	59
Die Gruft	61
Miß Janni Buttlerd	63
Nach dem Katull	64
Auf den Tod meiner Schwester	65
Die Undankbarkeit	67
Der Jüngling	68
Der [illegible]ster	69
Ein Fragment	71
Die Nachtigall	73
In ein Stammbuch geschrieben	74
Der Spatz, und die Taube	74
Wieland	75

Titelkupfer

Armes Mädchen, nun wird es um dein Unschuld wohl auf immer geschehen sein

1906.5591

Der deutsche Gevatter Matthies.

Von

Joseph Richter

Mit Kupfern.

Leipzig,
bey Johann Georg Mößle
1791.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Vorbericht.

Ich wünschte immer, alle Vorberichte entbehren zu dürfen, weil, nach meiner Meinung, das Werk für den Verfasser, und nicht der Verfasser für das Werk sprechen sollte; indessen finde ich doch dieß Mahl eine Art von Vorrede nöthig.

Aus dem Titel: **der deutsche Gevatter Matthies**, könnte vielleicht mancher Leser auf den Gedanken gerathen, daß gegenwärtiger Roman eine Nachahmung des von der Orthodoxie so verrufenen Compère Matthieu, oder wohl gar eine Übersetzung desselben seyn möge. Ich sehe mich also genöthigt, hiermit auf das feyerlichste zu erklären, daß mein **deutscher Gevatter Matthies**, vom ersten bis zum letzten Buchstaben, das Kind meiner Erfindung ist,

und daß er, (bis auf den Nahmen) nicht die kleinste Ähnlichkeit mit dem französischen Matthies habe.

Warum ich aber dann meinem Romane gerade diesen Titel gab: darüber kann ich freylich nicht gleich einen hinreichenden Grund angeben, oder ich müßte nur sagen, daß es aus der Ursache geschah, aus welcher Voltäre sein Meisterstück über den Optimismus, Candide — — und Pezzl das seinige, Faustin nannte. Das heißt: weil es ihnen, und mir so beliebte. —

Endlich glaube ich auch, daß es dem vernünftigeren Leser (vorzüglich bey Romanen) nicht um den Titel zu thun seyn müsse, und daß es eben so unbillig sey, von einem Autor in diesem Puncte Rechenschaft zu fordern, als einen Vater darüber zur Rede zu stellen: warum er sein Kind habe Matthies und nicht Caspar taufen lassen?

Inhalt der Kapitel.

Erſtes Kapitel.

Beſchreibung der glücklichen Inſel.

Zweytes Kapitel.

Ein ſpaniſches Schiff ſcheitert an der Inſel. Die Inſulaner retten einen Europäer, der ihre Sprache redet.

Drittes Kapitel.

Der gerettete Europäer iſt ein Dominicaner mit Nahmen Diego. Die Leſer lernen ein ſonderbares Original kennen.

Viertes Kapitel.

Diego wird von den Inſulanern auf das freundſchaftlichſte aufgenommen. Er nimmt ſich vor, die Inſel zu bekehren. Diego ſieht eine Scene, die ihm von der Schamhaftigkeit der Einwohner nicht die beſten Begriffe gibt.

Fünftes Kapitel.

Diego predigt, findet aber keine Zuhörer: doch verliert er die Hoffnung nicht.

Sechstes Kapitel.

Ein Wilder läßt sich mit Diego in ein Gespräch ein, und treibt ihn sehr in die Enge. Diego sucht die Weiber und Kinder zu gewinnen.

Siebentes Kapitel.

Unser Bekehrer findet einige Scapuliere in seinem Ärmel. Er glaubt nun das Mittel gefunden zu haben, die Weiber an sich zu ziehen, und setzt daher einen sonderbaren Preis auf seine Scapuliere.

Achtes Kapitel.

Diego zündet, ohne es zu wollen, den Funken der Eitelkeit bey den unschuldigen Insulanerinnen an.

Neuntes Kapitel.

Diego glaubt sich seiner Sache gewiß. Vier und zwanzig Insulanerinnen tragen Scapuliere. —

Zehntes Kapitel.

Alle Insulanerinnen wollen Scapuliere haben. Es geschieht der erste Mord auf dieser unschuldigen Insel. Topios, ein junger Insulaner, erschlägt seinen besten Freund.

Eilftes Kapitel.

Diego wird samme dem jungen Topios aus der glücklichen Insel auf immer verwiesen. Sie erreichen eine andere Insel.

Zwölftes Kapitel.

Beyde gerathen in die größte Lebensgefahr. Ein bloßer Zufall rettet sie.

Dreyzehntes Kapitel.

Sie kommen an eine unbewohnte Insel, wo sie ihren Wohnsitz aufschlagen.

Vierzehntes Kapitel.

Tobias wird getaufet, und bekommt den Nahmen Domingo. Der Insulaner erlernt die spanische Sprache, und sehnet sich nach dem Lande der Christenheit. Ein holländisches Schiff nimmt beyde auf. Dem guten Diego wollen die holländischen Galanterien nicht bekommen.

Funfzehntes Kapitel.

Sie kommen nach Batavia. Eine Dame verliebt sich in unsern Insulaner. Er wird zu ihr auf ein Frühstück geladen, das ihm aber sehr übel bekommt.

Sechzehntes Kapitel.

Diego sucht von Batavia weg zu kommen. Domingo hat abermahl ein verliebtes Abenteuer, das wieder sehr übel für ihn ausfällt.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Leser findet ein neues Beyspiel, wie fein sich die Damen aus Verlegenheiten zu ziehen

wiſſen. Domingo ſieht eine Scene, die ihm von den Europäern nicht die beſte Meinung beybringt.

Achtzehntes Kapitel.

Diego und Domingo fahren nach Spanien ab. Sie fallen einem Algierer in die Hände und gerathen in die Sclaverey. Der Inſulaner kommt in die Dienſte eines Kaufmannes, Diego aber wird von einem Hofbedienten des Dejs als eine Rarität gekaufet.

Neunzehntes Kapitel.

Der Dej von Algier nimmt Diego als Tobakſtopfer in Dienſte. Diego ſoll eine grauſame Verſtümmlung leiden, ein Trinitarier rettet ihn.

Zwanzigſtes Kapitel.

Domingo hat eine leidliche Gefangenſchaft. Er findet unter ſeinen Mitſclaven einen Engländer, der ein Original iſt.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Der Inſulaner ſehnet ſich nach Erlöſung. Ein Zufall bringt ihn mit dem Dominicaner zuſammen.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Diego und Domingo werden beyde aus der Sclaverey los gekauft. Sie reiſen mit einem portugieſiſchen Schiffe nach Spanien ab.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Ihre Ankunft in Cadix. Domingo bekommt hohe Begriffe von der Christenheit, und sieht den Himmel voll Geigen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Domingo hat sonderbare Auftritte in Cadix. Er geräth mit einem Genueser in Bekanntschaft. Die Feigen davon sind nicht die besten für ihn

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Eine großmaulige Spanierinn zieht den Insulaner in ihr Garn, und plündert ihn.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Diego hält dem Insulaner eine starke Strafpredigt.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Ein Wechsler läßt unsern Insulaner die Treppe hinab werfen. Domingo findet zufälliger Weise die Dame, die ihn geplündert hat. Er fordert seine Guineen zurück, und wird in Verhaft genommen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Diego befreyet seinen Freund aus den Händen der Wache. Er hält abermahl eine Strafpredigt, und drohet mit der heiligen Inquisition.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Domingo stimmt seine hohen Begriffe vom Christenthume etwas herab.

Dreyßigſtes Kapitel.

Sie reiſen mit einem Kaufmanne nach Madrid ab. Der Inſulaner verliebt ſich in die Kaufmannstochter. Diego verhütet es ſorgfältig, daß beyde Leutchen nicht zuſammen kommen.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Ein Zufall vereitelt die Vorſicht des Diego. Der Inſulaner kommt mit der Tochter des Kaufmannes zuſammen. Der Ausgang iſt unerwartet.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Diego ſucht den Teufel der Wolluſt mit dem heiligen Ordensgürtel aus dem Inſulaner zu treiben. Die Reiſe geht nach Madrid fort.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Die hohe Idee, die Domingo ſich von der Chriſtenheit machte, leidet abermahl einen kleinen Stoß. Er hat einen ſonderbaren Auftritt mit einem alten Soldaten, der in den Dienſten des katholiſchen Königes ſeinen Arm verlor.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Ein merkwürdiges Geſpräch. Diego kommt mit unſerm Inſulaner in Madrid an.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Der Inſulaner wird in Madrid ſehr günſtig aufgenommen, und in zehn Tagen wieder vergeſſen. Er macht nach ſeiner ganz eigenen Art

verſchiedene Betrachtungen über dieſe plötzliche Veränderung.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Diego ſtirbt. Der Inſulaner verfällt in ein hitziges Fieber.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Der Leſer lernt einen Examinator des heil. Inquiſitionsgerichtes kennen. Domingo wird während ſeiner Krankheit ſehr unmenſchlich behandelt.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Der Inſulaner wird zum Examinator berufen, und muß das Amt eines Dieners der heiligen Inquiſition übernehmen.

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Domingo ſehnet ſich nach ſeiner glücklichen Inſel zurück. Er will einen alten Greis aus den Händen der Inquiſition befreyen, und bekommt funfzig Karbatſchſtreiche.

Vierzigſtes Kapitel.

Domingo ſoll auf Befehl des Inquiſitors dem alten Greiſe Karbatſchſtreiche geben. Er weigert ſich, und bekommt die Streiche anſtatt des Greiſes. Man entläßt ihn endlich des Dienſtes. Er bekommt noch zehn Karbatſchhiebe zum Abſchied, und wird aus dem Königreiche abgeſchafft.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Ein Franzoſe findet den Inſulaner unweit Ma-

drid unter einem Baume. Er nimmt ihn mit ſich nach Frankreich. Domingo kann den glückſtichen Augenblick nicht erwarten, der ihn über die Gränzen des katholiſchen Königs hinaus bringt.

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

Die Wichtigkeit der franzöſiſchen Sprache. Domingo lernt vive la nation, vive la liberté ſchreyen.

Drey und vierzigſtes Kapitel.

Domingo ſteckt eine Cocarde auf. Die Patrioten ſehen ihn für einen Ariſtokraten an, und wollen ihn verbrennen.

Vier und vierzigſtes Kapitel.

Sein Reiſegefährte rettet ihn. Der Inſulaner wird mit Politeſſe überhäufet.

Fünf und vierzigſtes Kapitel.

Der Inſulaner ſehnet ſich nach Paris. Er ſieht abermahl eine Scene, die ihn mit Schauder erfüllet.

Sechs und vierzigſtes Kapitel.

Domingo wird wieder durch ein Miſsverſtändniſs für einen Ariſtokraten angeſehen. Man will ihn zum Fenſter hinaus werfen. Die Scene endiget ſich abermahl mit franzöſiſcher Politeſſe.

Sieben und vierzigſtes Kapitel.

Ein wichtiges Geſpräch über die neue Conſtitu-

tion, wobey Domingo seinen natürlichen Verstand zeigt.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Ankunft des Insulaners in Paris. Sein erstes Abenteuer mit einer Freudennymphe.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Der Insulaner verliert seine Geliebte. Ein Mißverständniß bringt ihn bald an die Laterne.

Funfzigstes Kapitel.

Er hat ein neues Abenteuer. Er wird zu einer Dame geführet, und findet seine Kaufmannstochter in ihr.

Ein und funfzigstes Kapitel.

Sonderbare Schicksale der schönen Cordovanerinn.

Zwey und funfzigstes Kapitel.

Domingo hat glückliche Tage. Seine Geliebte entdeckt ihm den Hauptplan der Nationalversammlung.

Drey und funfzigstes Kapitel.

Das Blatt wendet sich schnell. Domingo wird zum Fenster hinaus geworfen. Seine Dame regalirt ihn mit einem traurigen Geschenke. Er kommt in das Spital.

Vier und funfzigstes Kapitel.

Der Insulaner verliert das rechte Ohr. Ein neues Abenteuer.

Fünf und funfzigſtes Kapitel.

Der arme Inſulaner wird an die Laterne ge hänget.

Sechs und funfzigſtes Kapitel.

Der Leſer findet zu ſeinem Erſtaunen den Inſulaner auf einem Schiffe, das nach England abfährt.

Sieben und funfzigſtes Kapitel.

Wie der gehangene Inſulaner wieder zum Leben kam, und ſeine ganz eigenen Ideen darüber.

Acht und funfzigſtes Kapitel.

Schilderung der engliſchen Freyheit. Die Leſer lernen abermahl ein Original kennen.

Neun und funfzigſtes Kapitel.

Der Inſulaner befindet ſich in London. Hat ein verdrießliches Abenteuer, und ſtimmt ſeine hohen Begriffe von der engliſchen Freyheit ſehr herab.

Sechzigſtes Kapitel.

Die Fenſterſteuer. Krieg mit Spanien. Sein Freund d Engländer reiſet nach Portsmuth ab

Ein und ſechzigſtes Kapitel.

Der Inſulaner findet im Vauxhall eine Blondine, mit der er nach Hauſe fähret. Die Leſer bekommen nicht wenig zu lachen.

Zwey und sechzigstes Kapitel.

Domingo wird abermahl von einer Krankheit glücklich curirt, und verliert das andere Ohr.

Drey und sechzigstes Kapitel.

Der Insulaner findet seine Cordovanerinn wieder, aber nur mit halber Nase. Er bringt sie nach seinem Gasthofe, und trägt alle mögliche Sorge für sie.

Vier und sechzigstes Kapitel.

Ein neues Abenteuer. Das Gericht verurtheilt den unschuldigen Insulaner zum Galgen. Er wird auf eine unvermuthete Art befreyet.

Fünf und sechzigstes Kapitel.

Die Cordovanerinn stirbt. Domingo hält einen Monolog über das Betragen der Christen, will London verlassen, und wird mit Gewalt zum Seesoldaten weg genommen.

Sechs und sechzigstes Kapitel.

Der Insulaner kommt zufälliger Weise mit dem Manne zusammen, der ihn in Paris an die Laterne hing.

Sieben und sechzigst. Kapitel.

Domingo findet seinen Freund den Engländer an dem Schiffe. Die Lebensgeschichte der Cordovanerinn wird näher beleuchtet.

Acht und sechzigstes Kapitel.

Der Insulaner rettet seinen Freund den Britten

aus den Händen eines Franzoſen. Ein ſonderbares Geſpräch über Subordination.

Neun und ſechzigſtes Kapitel.

Der Franzoſe wird arquebuſirt.

Siebenzigſtes Kapitel.

Domingo reiſet nach Oſtende ab. Er ſieht bewaffnete Capuciner. Ein wichtiges Geſpräch mit einem alten Greiſe.

Ein und ſiebenzigſtes Kapitel.

Der Inſulaner ſucht den Weg nach Luxemburg, und geräth den Inſurgenten in die Hände, mit denen er ſich herum ſchlägt.

Zwey und ſiebenzigſtes Kapitel.

Die Inſurgenten wollen ihn als Spion aufhenken. Kaiſerliche Huſaren retten ihn. Domingo glaubt an Mirakel.

Drey und ſiebenzigſtes Kapitel.

Der Inſulaner wird zum Menſchenfeinde.

Vier und ſiebenzigſtes Kapitel.

Domingo hat eine Menge neue Schikſale. Er iſt des Lebens ſatt, und will ſich umbringen. Eine Stimme hält ihn zurück.

Fünf und ſiebenzigſtes Kapitel.

Er findet in ſeinem Retter einen alten Freund, und nimmt ſich vor ſeine übrigen Tage in einem glücklichen Thale zu verleben.

Erſtes Kapitel.

Die glückliche Inſel.

Im Südmeere zwiſchen dem 18 — 19. Grade unter dem Aquator ſüdwärts liegt eine kleine Inſel, die ganz mit Korallen-Klippen umgeben, und nur von einer Seite für kleinere Fahrzeuge zugänglich iſt. Dieſen Klippen hat ſie es zu danken, daß ſie weder Capitän Wallis noch Cook im Nahmen Sr. Britanniſchen Majeſtät in Beſitz nahm. — —

Die Einwohner leben da in einer glücklichen Unwissenheit. Sie tragen kein Kleid, als das Kleid der Unschuld, und wissen von keiner Nahrung, als die ihnen die Kokuspalmen und andere Obstbäume darbiethen. Sie kennen weder das Gift der Blattern, noch die unglückliche Seuche, mit welcher die galanten Franzosen die armen Einwohner von Otaite beschenkten.

Es gibt weder Podagristen, noch Hypochondristen, noch Hämorrhoidisten, noch sonst eine von den Krankheiten unter ihnen, die ein Attribut der aufgeklärten Europäer, und eine Frucht unsers verfeinerten Geschmackes sind.

Die Männer sind wohlgebaut, und voll edlen Anstandes, ohne daß ihnen ein Tanzmeister die Richtung gab; und die Weiber

haben einen reizvollen Wuchs, ohne daß ein pariser Schneider für ihre Taille gesorgt hätte.

Die Bevölkerung der ganzen Insel mag sich ungefähr auf 4000 Seelen belaufen. Sie leben ohne Gesetze und ohne Oberhaupt in der besten Eintracht, und üben, ohne je von Moral gehört zu haben, den Hauptgrundsatz der Moral aus: **was du nicht willst, daß man dir thue, das thue keinem andern.**

Sie glauben an einen unbekannten Gott: ohne jedoch über seine Eigenschaften zu zanken, ohne ihm Tempel zu bauen, ohne Priester zu haben, und ohne ihm zu opfern.

Da sie ihre fruchtbare Insel überflüssig mit Nahrung versieht, so kann der Keim von Neid und Habsucht, der sonst im Menschenherzen

so gern Wurzel schlägt, in ihrem Busen nicht aufsprossen. Sie wissen auch nichts von Krieg und Waffen. Sie sind zu sehr mit ihrem Zustande zufrieden, als daß sie ihn durch Eroberungen sollten verbessern wollen; wider fremde Anfälle aber schützt sie die Kette von Klippen, und die Brandung, die fürchterlich an die Felsen schlägt.

Zweytes Kapitel.

Die Leser lernen einen Hauptheld der Geschichte kennen.

An dieser Insel, die ich die glückliche nennen möchte, scheiterte im Jahre 1787 ein spanisches Schiff. Ein fürchterlicher Sturm warf es auf eine verborgene Klippe. Die

Matrosen schrien: Santiago! San Domingo! — — — allein so große Wundermänner beyde sind, so hörten sie dießmahl nicht: das Schiff ging in Trümmer. Ein Theil der Mannschaft suchte sich im Boote zu retten, und ruderte der schmalen Bucht zu, die nach der Insel führt. Es glückte ihm, sich durch die Schlangengänge der Klippen durchzuarbeiten, und sie hatte schon das Ufer im Gesichte, als das Boot an einen schroffen Felsen stieß und umschlug.

Die von Natur guten Insulaner eilten den Unglücklichen zu Hülfe. Einige warfen sich in ihre Kähne, andere stürzten sich in die Fluthen, und schwammen an den Klippen hin: allein es war keine Rettung mehr. Das Meer tobte zu heftig. Die Wellen hatten die Spanier verschlungen. Ein einziger dicker Menschenkörper, den sein Schmerbauch auf den Wogen em-

vor zu tragen schien, war noch von Zeit zu Zeit sichtbar. Die guten Insulaner verdoppelten nun ihre Kräfte, und es gelang ihnen, nach großer Anstrengung und eigener Lebensgefahr, den Europäer zu retten.

Er war kaum am Lande, so hatte ihn schon ein großer Theil der Einwohner umringet. Wenn je eine Neugierde verzeihlich war, so ist es diese. Staunen die Bewohner europäischer Hauptstädte nicht oft tausendmahl gesehene Dinge an? Wer soll es einem Bewohner des fünften Welttheils verdenken, wenn ihn die Neugierde zu einem Gegenstande hinziehet, der ihm so fremd und auffallend seyn mußte, als es uns ein Mann aus dem Monde seyn würde? Die guten Leute hatten noch nie einen Europäer gesehen, und nun wirft der Zufall so ein Geschöpf an ihre Insel, das in Europa selbst für ein Spiel der

Natur gegolten hätte. Der Mann, von dem hier die Rede iſt, hatte gerade vier Schuh in die Länge, und eben ſo viel Schuh hatte ſein Bauch im Durchmeſſer. Er lag lange wie todt da. Endlich half ſich die Natur durch eine Entleerung des eingeſchluckten Waſſers, und der gute Europäer öffnete wieder die Augen. Die Freude der Inſulaner war ungemein. Einige hielten ihm in Schalen von Kokosnüſſen friſches Waſſer vor, andere ſuchten ihn durch die herrlichſten Früchte zu laben. Die Weiber ſtanden und ſaßen mit theilnehmender Freude um ihn herum, und ſo komiſch und grotesk auch ſeine Figur war, ſo ſah man doch (zur Ehre dieſer ſüdmeeriſchen Schönen ſey es geſagt) kein hämiſches Lächeln, keine gerümpfte Naſe, keine Spottmiene an ihnen.

Der runde, dicke Mann hatte ſich nun etwas von ſeinem Schrecken erhohlt. Als er das

erstenmahl die Augen aufschlug, so fehlte es wenig, daß er sie nicht wieder auf ewig zuschloß. Er wußte, daß die Bewohner dieser Gegenden ihre Feinde auffressen, und glaubte also sicher sein Grab in ihren Bäuchen zu finden; als er aber in ihren Mienen nichts als Ausdrücke von Gastfreyheit und Menschlichkeit las, und in ihren Reden die Sprache von Wohlwollen und theilnehmender Freude fand, so verlor sich seine Furcht. Er nahm einige von den Früchten, die sie ihm so gutherzig anbothen, und da er durch das ungewohnte Schwimmen ganz entkräftet war, so bath er die herum stehenden Insulaner, ihm einige Augenblicke Ruhe zu gönnen.

Die Einwohner, erstaunten sich von diesem fremden Geschöpfe in ihrer Sprache anreden zu hören, zogen sich aber aus natürlichem Wohlstande zurück, und ließen ihren Gast

unter dem Baume liegen, wohin ſie ihn gebracht hatten, und wo auch wir ihn bis zum vierten Kapitel wollen liegen laſſen.

Drittes Kapitel.

Der Autor befriediget die Neugierde ſeiner Leſer.

Meine Leſer und ſchönen Leſerinnen werden wiſſen wollen, wer der dicke, runde Mann iſt, und wie er dazu kam, die Sprache dieſer Inſulaner zu reden. Es wäre unbillig, dieſe Neugierde nicht zu befriedigen. Sie ſollen noch in dieſem Kapitel alles umſtändlich erfahren.

Capitän Wallis hatte kaum im Jahre 1768 die Inſel Otaite entdeckt, ſo ſchickte auch

Frankreich, und ſpäter hin Spanien Schiffe nach dieſer Weltgegend aus, um neue Entdeckungen zu machen, und dieſe Inſeln, wenn man es der Mühe werth fände, im Nahmen Sr. allerchriſtlichſten, oder katholiſchen Majeſtät in Beſitz zu nehmen. Freylich könnte man fragen: was für ein Recht dieſe Majeſtäten auf ein Land hätten, das der Himmel ſelbſt durch weite Meere von dem europäiſchen Deſpotismus getrennt hatte? allein es iſt leider ſeit dem 15. Jahrhunderte unter den Seemächten Mode geworden, in dieſem Welttheile Länder in Beſitz zu nehmen, zu denen ſie kein Recht haben.

Das ſpaniſche Schiff hatte noch einen andern geheimen Auftrag: es ſollte nähmlich unterſuchen, ob ſich in Otaite und den herum liegenden Inſeln wirklich (wie die Engländer vorgaben) keine Gold- oder Silber-

minen befänden, und wenn sich das Gegentheil zeigte, den guten Insulanern für ihre Gold- und Silbergruben das **Licht des Glaubens** ertheilen.

Man mußte also dem Schiffe einen Mann mitgeben, der das Bekehrungswerk besorgte, und da fiel die Wahl auf den guten **Padre Diego**, den meine Leserinnen bereits aus seinem Schmerbauche kennen.

Es ist etwas Sonderbares, einen dicken, kugelrunden Spanier zu sehen, und noch sonderbarer ist es, in diesem runden, von Fette strotzenden, dem Ansehen nach phlegmatischen Körper einen so heißen Bekehrungseifer zu finden.

Indessen gehörte unser Mann nicht unter die Gattung jener Fanatiker, welche die Irr-

glaubigen mit Feuer und Schwert bekehren wollen, noch unter die Zahl jener heuchlerischen Priester, die in geheim dem Gotte höhnen, dem ihre Lippen dienen. Unser runder Padre Diego war fest von den Wahrheiten seiner Religion überzeugt, und wenn ihn sein Bekehrungseifer manchmahl in Flammen setzte, so geschah es nur, weil es ihm leid that, daß irgend Menschen wegen eines Mangels, dem er abhelfen konnte, unglücklich werden sollten. Sein Bekehrungseifer war also eine Folge seines guten Herzens. — —

Das Schiff kam nun von Otaite her, wo es über fünf Monathe vor Anker gelegen hatte. Unser Padre Diego suchte sich mit der Landessprache bekannt zu machen, um das Werk der Bekehrung mit besserem Nachdrucke anzufangen, während der Capitän zu Folge seines Auf-

trages das Innere des Landes untersuchte. Der gute Mann hatte es auch durch seinen Fleiß so weit darin gebracht, daß er sich ziemlich geläufig in dieser eben nicht sehr wortreichen Sprache ausdrücken konnte. Er wollte nun Hand an das Bekehrungswerk legen, als der Capitän die Anker lichtete.

Nichts hätte unserm dicken Pater empfindlicher fallen können. Er suchte den Capitän nur noch einen Monath zurück zu halten (denn in dieser Zeit glaubte er wenigstens die halbe Insel zu bekehren); allein dieser fand es nicht der Mühe werth, sich um eine Nation zu bekümmern, die keine Gold- und Silberminen hat. Man segelte nach neuen Entdeckungen hin. Die Mannschaft war gutes Muthes; denn sie hatte es sich auf Otaite wohl seyn lassen, und mit den schönen Insulanerinnen manchen eisernen Nagel umge-

tauscht. Nur unser kugelrunder Diego war in Traurigkeit verloren; und wenn ihn doch etwas aus seiner Schwermuth wecken konnte, so war es eine Flasche Malaga. Nichts aber schmerzte ihn mehr, als daß er so viele Zeit verlor, eine Sprache zu erlernen, die, wie er glaubte, außer Otaite, nirgend geredet würde. Ihre Erlernung hatte seinen Kopf sehr mitgenommen, und sein Schmerbauch war wirklich um einige Zolle im Durchschnitte gefallen. — —

In dieser Stimmung war er bey schwachem Winde einen Tag fortgesegelt, als sich ein fürchterlicher Orkan erhob, der das Schiff, wie wir bereits gehört haben, an die unbekannte Insel warf, deren Einwohner mit den Otaitern (bis auf kleine Abweichungen) einerley Sprache hatten.

Aus dieſer Gleichheit der Sprache ſcheint es ziemlich erwieſen zu ſeyn, daß unſere Inſulaner mit den Otaitern einſt einerley Nation ausmachten: ob ſie aber eine Revolution der Erde von einander trennte; oder ob nicht etwa ein Kahn mit Otaitern in dieſe Inſel verſchlagen wurde, die ſich dann fortpflanzten; das iſt ſchwer zu entſcheiden. Die Tradition reicht bey den älteſten Bewohnern dieſer Inſel nicht über hundert Jahre. Dieſes glückliche Völkchen bekümmert ſich eben ſo wenig um das Vergangene, als es ſich um die Zukunft bekümmert. — — Doch es iſt Zeit, daß wir uns nach unſerm Padre Diego umſehen.

Viertes Kapitel.

Der Autor wäre untröſtlich, wenn er durch dieſes Kapitel Jemanden ärgerte.

Die Sonne war bereits in das Meer hinab geſtiegen, als Diego wieder erwachte. Die Inſulaner hatten, während er ſchlief, eine Schale mit friſchem Waſſer, und einige Früchte neben ihm hingelegt, und ein junges Mädchen hatte die Mühe übernommen, die Mücken zu vertreiben, die das volle, von Fette glänzende Geſicht des Fremdlings zu Hunderten herbey lockte.

Diego dankte nun der Vorſicht, die ihn nach dieſer Inſel führte. Es that ihm auch gar nicht leid, daß der Capitän mit dem

ganzen Schiffe zu Grunde ging. Er hielt seinen Untergang vielmehr für eine wohlverdiente Strafe des Himmels, und wenn er doch etwas bedauerte, so waren es die Paar Kisten mit Malaga, die das Meer verschlang. Hätte der Capitän meinem Rathe gefolgt, sagte er bey sich, so wären wir noch einen Monath in Otaite geblieben. — Wir wären nicht in den Sturm gekommen; unser Schiff wäre nicht gescheitert, und die Otaiter wären bekehrt worden: allein bald fiel ihm wieder bey, daß der Himmel es so beschlossen, daß sich die Otaiterinnen durch ihr Nagel-Commerz seinen Zorn zugezogen hätten, und daß er die Gnade der Bekehrung den Bewohnern der gegenwärtigen Insel vorbehalten habe.

Während er sich diesen Betrachtungen überließ, versammelten sich die Insulaner wieder um ihn her, und drückten durch Worte und

Freudensprünge ihre Theilnehmung an seiner Errettung aus.

Zwey der Aeltesten nahmen ihn dann an der Hand, und führten ihn tiefer in die Insel hinein. Sie hießen ihn, sich selbst einen Platz aussuchen, wo er seine Hütte haben wollte, die dann auch im Nu aufgeschlagen war; denn sie bestand nur aus einem Obdache und vier in der Erde ruhenden Pfeilern. Darauf zeigten sie ihm die Quelle, die aus einem Felsen hell wie Krystall hervor sprudelte, und gaben ihm zu verstehen, daß er, gleich ihnen, von allen Früchten der Insel unumschränkter Herr wäre.

Diego fragte, ob es keine reißenden Thiere auf der Insel gäbe? die Insulaner antworteten ihm, daß sie außer den Vögeln, die sie mit ihrem Gesange vergnügten, kein anderes

Thier kennten. Er fragte dann wieder, ob nicht zu Zeiten andere benachbarte Insulaner hier landeten, und ob man ruhig schlafen könne? Ihre Antwort war, daß die Klippen um ihre Insel den Zugang unmöglich machen, und daß sie sich nicht erinnern, außer ihm, je ein fremdes menschliches Geschöpf gesehen zu haben.

Das war unserm runden Pater sehr lieb zu vernehmen; denn er fürchtete sich mehr vor den Menschenfressern, als vor den reißenden Thieren. Er gab den Insulanern zu verstehen, daß er gern allein seyn möchte. Sie zogen sich sogleich nach ihren Hütten zurück. Das junge Mädchen erboth sich abermahl, ihm die Nacht über die Mücken zu vertreiben. Diego schlug ein großes Kreuz, und verbath sich diese Ehre.

„Das ist ein gutes glückliches Volk," sagte er bey sich, sobald er allein war; „aber wie glücklich wird es erst durch meinen Unterricht werden! Ihre Gastfreyheit, ihre Menschlichkeit, ihre Theilnehmung an fremdem Unglücke sind nur heidnische, todte Temperamentstugenden: die sollen erst Leben erhalten, und verdienstlich werden. Ich will nicht ruhen, bis ich diese gutherzigen Insulaner bekehrt habe. Freylich," fuhr er fort, „wird es mir saure Mühe kosten. Diese Leute leben fast, wie das wilde Vieh. Sie gehen nackt. Welche Riesenarbeit, ihnen nur einmahl die Begriffe von Schamhaftigkeit beyzubringen!"

„Allein, lasset uns nicht verzweifeln! Der Himmel, der mich so glücklich aus dem Schiffbruche rettete, wird mir seinen Beystand nicht versagen. Unmöglich wird es die Unwissenheit dieser Insulaner mit dem Scharfsinne meiner

theologischen Waffen aufnehmen können. Ich werde sie bekehren, und sie sollen mir so fromm und glücklich werden, als meine lieben Landsleute, die Spanier und — Mexikaner.

Der Mond war bereits aus dem Meere herauf gestiegen, und glänzte in majestätischer Pracht. Der Gesang von Vögeln, die noch lieblicher als unsere Nachtigallen schlugen, erfüllte die Luft. Übrigens herrschte eine feyerliche Stille. Diego schlich sich aus seiner Hütte hinaus, denn er war von Natur furchtsam, und diese Furcht zeigte ihm die Möglichkeit, daß die Wilden, bey all' ihrer aufscheinenden Herzensgüte, den Schalk im Busen tragen konnten.

Er wollte sich von ihren Gesinnungen gegen ihn überzeugen, und näherte sich, oder kroch vielmehr ihren Wohnungen zu. Er war

bereits drey, vier Hütten vorüber, ohne einen menschlichen Laut gehöret zu haben. Die Insel schien ausgestorben. Man hörte hier keine Männer, die mit ihren Weibern zanken — kein Angstgeschrey der Tyrannen, welche die Geister der Erschlagenen fürchterlich aus dem Schlummer wecken — kein Achzen der Unglücklichen, die, von Krankheit oder Kummer gemartert, sich schlaflos auf ihrem Nachtlager winden, und ihr Daseyn verfluchen. „Diese Leute können unmöglich einen bösen Anschlag wider mich haben," sagte Diego: „denn sie schlafen so ruhig, als wenn sie in den Himmel kämen." —

Die Neugierde zog ihn dann nach einer Hütte hin, die wie alle übrigen von allen Seiten offen, und ganz vom Mondenlichte beleuchtet war. Allein, welcher Greuel für die Augen des frommen Paters! — Ein

Jüngling lag Arm in Arm zwischen zwey Schönen.

„Santiago!“ schrie er, und verbiekt sich das Gesicht. „Ist es möglich, daß der Himmel diesen Lasterthaten zusehe, und nicht Feuer auf sie fallen lasse? Doch nein,“ fuhr er fort: „er will nicht ihren Untergang, er will ihre Bekehrung. Hat er mich nicht deßwegen nach dieser Insel geführt? Mußte nicht deßwegen unser Schiff scheitern, und der Capitän mit der ganzen Mannschaft zu Grunde gehen? Noch morgen will ich das Bekehrungswerk anfangen, und diesen Unglücklichen die Augen über ihre Lasterthaten öffnen.“ Mit diesem Vorsatze kehrte er halb gähnend nach seiner Hütte zurück, wo er sich auf den weichen Rasen hinlegte, und voll von diesen Bekehrungsgedanken einschlief.

Fünftes Kapitel.

Der unglückliche Miſſionär.

Der Bekehrungseifer ließ unſern dicken Vater wenig ruhen. Er erwachte, als eben der erſte Strahl der Sonne die Inſel beleuchtete. Diego fand bereits einen großen Theil der Inſulaner vor ihren Hütten ſitzen, wo ſie, ohne eben viel auf das ſo mahleriſche und romantiſche Spectakel der aufgehenden Sonne zu merken, ihr Frühſtück verzehrten. Andere ſchwammen in einem von der Natur gebildeten, nahe an der friſchen Quelle gelegenen Waſſerbecken herum, ohne ſich aber im Bade zu necken, oder mit Waſſer zu beſpritzen. Es waren hier Greiſe und Jünglinge, Weiber und Mädchen, alles unter einander.

Schon dieser Anblick war unserm dicken Pater ein Stein des Anstoßes; als aber zwey junge Insulanerinnen ihn ebenfalls zum Bade einluden, und die eine ihm seinen Mantel abzunehmen suchte, so konnte sein Eifer nicht länger an sich halten. Er stellte sich in Redner-Positur vor das Wasserbecken hin, und hielt eine lange Rede über Schamhaftigkeit und Unzucht.

Anfänglich hatten die schwimmenden Insulaner die Köpfe aus dem Wasser gesteckt, und dem frommen Manne, wie einst die Fische dem heiligen Antonius, eine Weile zugehört; da sie aber nur alte die schönen Sachen, die er ihnen sagte, keinen Sinn hatten, so tauchten sie wieder unter, und badeten und schwammen ruhig fort. Die erste Bekehrungsprobe war also übel abgelaufen. Dingo kehrte beschämt nach seiner Hütte zurück. Er ärgerte

ihn, daß er mit seiner Beredsamkeit, durch die er an Madrider-Damen Wunder gewirkt hatte, an diesen unwissenden, rohen Insulanern scheitern sollte. Es fehlte wenig, daß er nicht in der ersten Aufwallung den Himmel gebethen hätte, diese Insel, wie einst Sodoma, durch Feuer zu verzehren: allein er erinnerte sich an die Strafe des rachgierigen Jonas, und tröstete sich mit dem Beystande von oben, und mit der Hoffnung, daß die zweyte Probe besser ablaufen werde. „Eingewurzelte Krankheiten bedürfen einer langsamen Cur," sagte er bey sich: „wir wollen also langsam zu Werke gehen.

Sechstes Kapitel.

Ein merkwürdiges Gespräch.

Der Hunger erstickte bey unserm Diego auf einige Augenblicke den Bekehrungseifer. Seit er seine Hütte hatte, bekümmerten sich die Insulaner nicht weiter um ihn: er war also gezwungen, sich selbst seine Kokosnüsse, und sein Wasser zu holen. Indem er nun mit einer Ladung von Nüssen und andern Früchten zurück kehrte, redete ihn ein alter Insulaner an, der unter einem Baume lag, und auf dessen Gesicht Zufriedenheit und Seelenruhe ausgedrückt war.

„Was wolltest du heute mit deiner langen Rede?“ fragte ihn der Insulaner. „Gefällt es

dir bey uns nicht? Ist deine Hütte nicht recht gebaut? Oder was mangelt dir?"

„Nichts," versetzte Diego, und ließ sich neben dem Greise nieder; denn er hielt es für eine gute Gelegenheit, seinem Unterrichte Eingang zu verschaffen. „Ha!" sagte er bey sich, „ich will nun das Werk im Einzelnen angreifen. Habe ich nur einmahl auf einen gewirkt, so darf ich mir alles von den übrigen versprechen." Bey der Antwort „nichts," sah der Greis unsern dicken Vater gleichgültig an, und schwieg. Diego suchte also den Faden des Gespräches wieder anzuspinnen. „Ist es nicht ewig Schade," sagte er seufzend, „daß dieser so glücklichen Insel die Glückseligkeit aller Glückseligkeiten, das Licht des Glaubens, fehle?

„Was ist das?" fragte der Wilde.

„Der Glaube an Gott und seine Kirche.“

„Wir glauben an einen Gott,“ versetzte der Wilde. — —

„Wie?“ rief Diego, „ihr glaubet an einen Gott? Und wer ist dieser Gott?“

„Wir kennen ihn nicht; wir wissen aber daß er uns die Sonne aufgehen läßt, daß er uns frisches Trinkwasser gibt, und daß er uns Kokosnüsse und andere Früchte macht. — Weißt du mehr von ihm?“

„Ja wohl,“ sagte Diego; „ich weiß, daß dieser Gott eben so gütig als gerecht ist; ich weiß, daß er das Gute belohnt, und das Böse bestraft.“ — —

„Was soll das seyn, gut und böse?“

„O du unglückliches Volk!“ schrie Diego. — — „Gut ist, was mit der Vorschrift und den Lehren der Kirche übereinstimmt, und böse, was ihnen entgegen handelt.“

„Du redest zwar meine Sprache;“ sagte der Insulaner: “aber ich verstehe dich nicht.“ —

„Leider kannst du mich nicht verstehen,“ — versetzte Diego; „denn wenn ihr nur die geringsten Begriffe von den Gebothen der Kirche, oder auch nur von den Grundsätzen der weit weniger bedeutenden Moral hättet, so würdet ihr nicht solche Lasterthaten ausüben — ihr würdet nicht wie das Vieh leben, und nackt gehen.“

„Wie bist denn du zur Welt gekommen?“ fragte der Insulaner.

„Nackt," erwiederte Diego.

„Und war das etwas Böses," fragte der Wilde weiter, „daß du nackt zur Welt kamst?"

„Nein!" sagte Diego.

„Nun," fiel der Wilde ein, „so kann es auch nichts Böses seyn, wenn du auch noch jetzt nackt gingest. Ja, du würdest uns noch einmahl so lieb seyn, wenn du das Ding hier (er wies auf seine Kleidung) ablegtest." — —

„St. Domingo," schrie Diego, „welch' ein Vorschlag." Er gab sich darauf Mühe, dem Wilden begreiflich zu machen, daß das Böse relativisch wäre; daß die Nacktheit, die am Kinde unsträflich ist, am Erwachsenen unerlaubt, und strafbar sey; daß ihr Anblick zur Unzucht reize, und daß sie alle Grund-

sätze der Sittsamkeit und des Wohlstandes verletze.

Der Wilde schüttelte den Kopf. „Ich verstehe dich nicht," sagte er; „aber ich fühle, daß es nichts Böses seyn kann, wenn ich so gehe, wie ich zur Welt kam."

Diego merkte, daß er ihm von dieser Seite nicht wohl beykommen könne. „Zugegeben," sagte er, „daß eure Nacktheit durch euer Klima und eure Unwissenheit von ihrem Greuel verliere, so begehet ihr doch andere Lasterthaten, die euch den Zorn des Himmels unausbleiblich zuziehen müssen." Er erzählte ihm dann von dem jungen Insulaner, den er zwischen den zwey Schönen liegen sah, und zergliederte die schrecklichen Folgen dieser Ausschweifung.

Der Wilde lächelte. „Habet ihr nicht auch Weiber bey euch?“ fragte er.

„Die haben wir,“ versetzte Diego. —

„Und bedienet ihr euch ihrer nicht zur Fortpflanzung?“

„Ja wohl,“ sagte Diego. —

„Nun,“ fiel der Wilde ein, „so ist es ja nichts Böses, wenn wir uns der Weiber zu eben diesem Endzwecke bedienen.“

„Dillinguo, Dillinguo“ rief Diego: „wenn solches mit Einwilligung der Kirche, und nur mit einem Weibe geschieht.“ — —

Der Wilde gestand, daß er ihn abermahl nicht verstände.

„Wie?“ rief Diego, „so kennet ihr vielleicht nicht einmahl das Band der heiligen Ehe? So habet ihr vielleicht gar eure Weiber gemeinschaftlich unter euch?“

„So wie die Kokosbäume,“ versetzte der Wilde.

„Himmel!“ schrie Diego, „und es geschehen nicht täglich hundert Kindermorde? Und eure Insel ist nicht ausgestorben? Wie kann sich ein Staat ohne Ehen erhalten? Diese sind ja das Band, welches Vater und Mutter zusammen knüpft, und ihre Sorge und Liebe auf das Pfand ihrer ehelichen Treue concentriret. — — Wer sorgt denn für eure vaterlosen Kinder?“ fragte er den Wilden ängstlich.

„Die Mutter,“ versetzte der Wilde.

„Und wer für die Mutter?“ fiel Diego ein.

„Die Natur,“ sagte der Insulaner, „die uns überflüssig mit allem versehen hat.“

Diego fragte dann den Wilden, ob ihre Weiber nicht wie die Madrider-Damen die Wochen hielten, und wer ihnen in Kindesnöthen beystehe?

Der Wilde versicherte ihn, daß ihre Weiber keines Beystandes bedürfen. „Siehst du dort das junge Weib den Baum hinauf klettern?“ sagte er, und zeigte nach einem Kokosbaume hin. „Es ist gestern entbunden worden, und nun holt es sich seine Nahrung.“ Mit diesen Worten stand er auf, und ließ unsern Predigr sitzen.

Diego trocknete sich die Schweißtropfen ab,

die ihm sein Bekehrungseifer ausgepreßt hatte. „Ich hätte nicht geglaubt," sagte er, „daß mir die Bekehrung eines Wilden so viel Mühe machen sollte. Ich wäre leichter mit einem Ketzer, als diesem verstockten Heiden, fertig geworden. Der Alte ist mit seinen rohen Begriffen wie bepanzert. Ich konnte ihm von keiner Seite recht auf den Leib kommen. Allein ich war ein Thor, daß ich mit ihm anband. Das Alter ist von Natur eigensinnig. Ich will die Weiber und die Jugend zu gewinnen suchen. Bey diesen ist das Herz für meine Wahrheiten empfänglicher. Ich muß hier noch das Licht des Glaubens aufstecken. Der Himmel wird mich doch nicht umsonst haben scheitern lassen. — — Ja gewiß, mein Nahme soll noch einst unter der Zahl der Weltbekehrer glänzen." — — Hier warf eine lebhafte Erinnerung des Magens den guten Diego aus der hohen Sphäre seiner Heiligkeit herab. Er

packte seine Früchte zusammen, und kehrte nach seiner Hütte zurück.

Siebentes Kapitel.

Das war ein sonderbarer Preis.

Es waren nun einige Wochen vergangen, daß unser Diego täglich das Bekehrungsnetz auswarf, ohne etwas zu fischen.

Die Weiber und die Jugend hatten ihm anfänglich zwar einige Mahl zugehört; als ihnen aber seine Reden wahrhaft spanische Dörfer waren, und sein Eifer über dieß durch recht fürchterliche Mienen und Geberden sich äußerte, so wichen sie ihm aus, so bald sie nur merkten, daß er sich in Rednerpositur stellte.

Diego fing nun selbst an, am guten Erfolge zu verzweifeln. „Wie können meine Reden in ihre Seele dringen," sagte er bey sich, „wenn sie ihre Ohren davor verschließen? Sie fliehen vor mir, so bald ich nur meine Stimme erschallen lasse. Die Unglücklichen! wenn sie wüßten, welche Vortheile sie von mir zu erwarten haben! Sie würden mir, wie die Schäfchen ihrem Hirten, nachlaufen."

Indem er nun hin und her sann, wie er doch zu seinen Predigten wieder ein Auditorium bekomme, so fiel ihm bey, daß er in dem Armel seiner Kutte noch einige Scapuliere habe. „Glücklicher Einfall!" sagte er bey sich. „Nun ist das Geheimniß gefunden. —— Diese Scapuliere sollen der Köder seyn, mit welchem ich diese verstockten Seelen fangen will. Dergleichen Heiligthümer haben schon öfters Wunder gewirkt. Die Meinigen sollen um so größere

thun, da ſie an den Gebeinen des Sankiago zu Compoſtell angerührt wurden.“

Er langte nun die Scapuliere aus der Kutte hervor, und es freuete ihn, wie er ſah, daß ſie von dem Waſſer nichts gelitten, und daß die roſenfarbnen Bänder ihre reitzende Farbe behalten hatten. „Es müßte ſonderbar zugehen,“ ſagte er bey ſich, „wenn ich durch dieſe Bänder nicht wenigſtens die Herzen der Weiber an die alleinſeligmachende Kirche anknüpfte. Weib bleibt Weib, und ſo roh auch dieſe Inſulanerinnen im übrigen ſeyn mögen, ſo liegt der Keim der Eitelkeit eben ſo gut in ihnen, als in den Herzen unſrer Madrider Damen.

Indem er ſo mit ſich ſprach, ſah er eine junge Inſulanerinn nicht weit von ſeiner Hütte vorbey laufen. Er rief ihr zu, und ließ zugleich die Bänder eines Scapuliers in der Luft

wehen. Die Insulanerinn sah kaum die Rosenfarbe in der Sonne spielen, so kam sie zu ihm wie hingeflogen. Es war eben dieselbe, die ihm die Mücken vertrieben hatte. „Ha! gib mir doch das Ding hier," sagte sie, und schon war sie Meister von den Bändern. „Du sollst es haben," sagte Diego, „laß dir aber nur erst zeigen, wie man es trägt:" allein die Wilde that einen Riß, und weg war sie mit Band und Scapulier.

„Ha!" sagte Diego, „das geht nicht. Auf diese Art würde ich bald um meine Scapuliere kommen, ohne dadurch meine Absicht zu erreichen. Ich muß einen Preis darauf setzen." — — „Einen Preis?" wird manche von meinen Leserinnen bey sich denken. — — „Was soll das für ein Preis gewesen seyn?" Ich will Sie nicht lange in der Ungewißheit lassen. Es war ein Preis, welcher der Fröm-

migkeit unſers Paters Ehre macht, ein Preis, den freylich von Ihren Anbethern (die franzöſiſchen und welſchen Abbes mitbegriffen) nicht leicht einer in dieſem Falle geſetzt hätte. —

Doch erlauben Sie mir, daß ich den Faden der Geſchichte wieder auffaſſe.

Diego hatte noch das Wort Preis im Munde, ſo lief oder kugelte er ſich vielmehr nach dem Wäldchen hin, wo er, ſo viel er nur tragen konnte, Blätter von Kokosbäumen ſammelte. Darauf pflückte er langes Strohgras, das um ſeine Hütte herum wuchs, und fing an die Blätter in Schürzen zu flechten. Die Arbeit ging ſo geſchwinde von ſtatten, daß Diego offenbar St. Jago's Beyſtand dabey zu fühlen glaubte.

Es waren nun gerade so viel Schürzen fertig, als er Scapuliere hatte. Diego küßte seine Arbeit vor Freuden. „Welch glücklicher Einfall!“ sagte er bey sich. „Wenn ich es dahin bringe, daß die Insulanerinnen diese Schürzen tragen, so habe ich ihnen auch zugleich die erſten Begriffe von Schamhaftigkeit beygebracht; und haben sie ein Mahl diese Begriffe gefaßt, so soll es mir nicht schwer werden, ihnen die Nothwendigkeit einer positiven Religion, und ihre Geheimniſſe begreiflich zu machen.“

Achtes Kapitel.

Die armen Insulaner!

Unsre Wilde war kaum mit ihrem Raube in Sicherheit, so fing sie an, ihn genauer zu be-

trachten. Sie konnte sich an der schönen Farbe der Bänder lange nicht satt sehen. Sie wickelte sich dieselben bald um den Arm, bald um den Fuß, bis ihr endlich der den Weibern vielleicht angeborne Instinct von Eitelkeit den Gedanken eingab, sich das Scapulier in die Haare zu flechten.

Darauf lief sie zu der Quelle, und betrachtete sich mit einem Wohlgefallen, das kaum eine europäische Dame fühlt, wenn ihr der Spiegel das durch Kunst zum Engel umgestaltete Gesicht in einem neuen Kopfputze zurück wirft. Allein, indem sie so im Anschauen verloren war, kamen noch zwey andere Schönen zur Quelle hin. Sie sahen das Wunderding von Bändern, und sehen, und haben wollen, war, wie bey Kindern, eines bey ihnen.

Das Scapulier wäre in Stücke gegangen, hätte sie die Wilde nicht versichert, daß der dicke Fremdling noch mehr solche Dinge habe. Diese Versicherung machte dem Kampf ein Ende, und die drey Heldinnen liefen Hand in Hand der Hütte des dicken Diego zu.

Du unglücklicher Diego! du unglückliches Scapulier! du bist Ursache, daß dieses unschuldige Völkchen den ersten Raub beging; du legtest den Keim von Eitelkeit in die Herzen dieser Schönen, und weckteſt die Schlange des Neides in ihrem Busen auf. — — — Nun wird es um ihre Unschuld, ihre Ruhe wohl auf immer geschehen seyn.

Neuntes Kapitel.

Diego verrechnet sich.

„Gib uns so ein Ding,“ sagten beyde Schönen, als sie an der Hütte des guten Vaters ankamen, und wiesen auf das Scapulier hin, das ihre Freundinn noch immer in den Haaren eingeflochten hatte.

„St. Domingo,“ rief Diego, „aus einem geweihten Scapuliere — einen Kopfputz!“ Allein die Insulanerinnen ließen ihm zu Reflexionen und Exclamationen keine Zeit. Die eine war mit ihrer Hand bereits in seinem Schubsacke, und die andere hatte ihm schon seines Mantels bemeistert.

Der bedrängstigte Diego bath um Quartier.

„Ihr sollet haben, was ihr wollet," sagte er, „aber, nur unter der Bedingung, daß jede von euch beständig so eine Schürze um den Leib trage." Er nahm dann eine von diesen Schürzen, und zeigte ihnen, wie man dieselbe um den Leib befestige. Die Schönen gingen den Handel ein. Die Schürzen selbst schienen ihnen eine Art von Putz; und für so schöne rosenfarbne Bänder hätten sie wohl noch andere Bedingnisse eingegangen. — — Sie banden die Schürze um.

Darauf erklärte er ihnen, daß ihre Freundinn den Bestimmungsort dieses geweihten Scapuliers gänzlich verfehlet habe. Er hing ihnen dann das Heiligthum eigenhändig um den Hals, und war im Begriffe, diese Feyerlichkeit mit einer salbungsvollen Rede über Sittsamkeit und Tugend zu beschließen. — — Allein, die drey Grazien merkten kaum, daß

er sich in seine gewöhnliche Rednerpositur stell-
te, so liefen sie mit Scapulier und Schürze
davon.

„Laufet nur immer," sagte Diego lachend:
„ihr könnet meinem Netze doch nicht mehr
entrinnen. Mein Endzweck ist erreicht. Ihr
traget eine Schürze, und ich müßte ein schlech-
ter Weiberkenner seyn, wenn nicht in wenig
Tagen alle Jusulanerinnen Schürzen trügen.
Freylich traget ihr sie jezt nur aus Eitelkeit
und Mode: aber bald werdet ihr sie aus Ge-
wohnheit tragen, und dann wird es euch nicht
mehr möglich seyn, sie abzulegen."

„Sieht man nicht offenbar," fuhr er fort,
„daß der Himmel hier selbst die Hand in dem
Bekehrungswerke habe? Hätte er wohl sonst
diese Scapuliere durch ein Wunderwerk un-
beschädigt im Wasser erhalten? Gern will ich

nun für alle diese Insulanerinnen die Schürzen verfertigen.“

Diego war wirklich ein feiner Weiberkenner. Es war nicht ein Tag vorüber, und es liefen schon vier und zwanzig Insulanerinnen mit Scapulier und Schürze auf der Insel herum; nur wichen sie, was das erstere betraf, von der Vorschrift des guten Paters ab. Einige hatten sie in die Haare geflochten; andere machten sich Armbänder daraus, und wieder andere banden sich dieselben um Schenkel und Stirne — — — aber — aber — aber — — lesen Sie das folgende Kapitel. —

Zehntes Kapitel.

So sind die Menschen.

Es ging unserm Diego, wie manchen Projectanten. Er dachte auf alles — nur auf die Hauptsache nicht. Er sah voraus, daß alle Weiber der Insel Schürzen tragen würden, aber er vergaß, daß die schönen Bänder das Anlockungsmittel wären, und daß er nur vier und zwanzig Scapuliere habe.

„Gib uns so ein Ding," sagten die Insulanerinnen, die sich nun zu Hunderten bey seiner Hütte einfanden, „und wir wollen deine Schürzen tragen." Diego versicherte und schwur umsonst, daß er nur vier und zwanzig Stücke gehabt, und daß sie bereits vertheilt wären. Die Insulanerinnen durchsuchten ihn

und seine Hütte, und gingen, als sie keine Scapuliere fanden, verdrießlich fort.

In einer Stunde war die Insel in Aufruhr. Wo sich immer eine Wilde mit Scapulier und Schürze sehen ließ, da machten die übrigen Weiber Jagd auf sie, und rissen ihr die rosenfarbnen Bänder von Arm, Schenkel und Haaren.

Unter den Insulanerinnen befand sich ein junges eben aufgeblühtes Mädchen, das man die Venus unter ihnen hätte nennen mögen. Sie war von majestätischem Wuchse, und ihre Olivenfarbe ließ ihr so bezaubernd, daß sie selbst mancher europäische Kenner für die schönste Blondine vertauscht hätte. Sie hatte eben einen Liebhaber, der sich um ihre Gunst bewarb. Er hieß Typios, und war einer der schönsten Männer der Insel. Diese Wilden

wußten nichts von den feinen Kunstgriffen der europäischen Schönen. Sie folgten bloß dem Triebe ihres Herzens, und ließen ihre Verehrer nicht lange seufzen: Amor hätte also noch vor wenig Tagen sicher die Wünsche des jungen Topios gekrönt: allein nun stand die Eitelkeit der Liebe im Wege.

Die schöne Wilde hatte eines von den Scapulieren gesehen, und nun war ihre Seele voll davon. Es kränkte sie, daß sie, als das schönste Mädchen der Insel, diesen reitzenden Putz entbehren sollte.

Topios, der seine Geliebte mit einem Mahle tiefsinnig fand, fragte sie um die Ursache. Sie entdeckte sie ihm, ohne sich zwey Mahl fragen zu lassen, und gab ihm mit aller Naivität zu erkennen, daß ihre Gunst der Preis für das schöne rosenfarbne Ding seyn würde.

„Du sollst es haben," sagte Topios, und floh fort. Er stieß auf das junge Mädchen, das dem Diego die Fliegen vertrieb, und das Scapulier noch in den Haaren trug. „Gib mir das schöne Ding," sagte er: „denn meine Geliebte hat mir dafür ihre Gunst versprochen." Die Wilde weigerte sich. Topios brauchte Gewalt. Das Mädchen ruft um Hülfe. Einer von ihren Liebhabern springt herbey, und sucht dem Topios das Scapulier zu entreißen. Es kommt zum Streit. Beyde Insulaner gerathen in Wuth. Topios bricht einen dürren Ast vom Baume, und ein unglücklicher Streich streckt seinen Freund todt zu Boden.

Eilftes Kapitel.

Kurzer Abschied.

Diego saß ruhig in seiner Hütte, und freute sich, durch seine Scapuliere und Schürzen den ersten Grund zur Sittlichkeit gelegt zu haben, als der alte Wilde mit dem jungen Topios in seine Hütte trat.

Topios hatte die Augen zur Erde geschlagen, und Thränen rollten seine Wangen herab. Das Blut seines erschlagenen Freundes klebte noch an seinen Händen. Diego erschrack über diesen Anblick.

„Wir haben dir," sagte der alte Wilde, „mit Gefahr unsers eigenen Lebens das deinige gerettet; wir nahmen dich in unsere

Wohnungen auf, und machten dich, gleich uns, zum Herrn aller Früchte — und du störest nun unsern Frieden. Dieser junge Mann hat seinen Freund wegen des Dinges erschlagen, das du einigen von unsern Weibern gabst. Noch klebt das Blut an seinen Händen. — Wir könnten dich ebenfalls erschlagen; allein wir wollen dir kein Leben nehmen, das wir dir retteten. Wir haben bloß beschlossen, dich und den jungen Mann hier auf immer aus unsern Wohnungen zu verbannen. Wir wollen keinen Mörder, und keinen Bekehrer unter uns. Komm, es wartet bereits ein Kahn, der euch in die weite See bringen soll. Dein Gott mag dann weiter für euch sorgen." Mit diesen Worten zog er den dicken Diego, der am ganzen Leibe zitterte, mit sich ans Ufer fort. Zwey Wilde führten sie dann durch die schmale Bucht bis vor die Klippen der Insel hinaus, wo sie zurück schwammen, und den

Kahn mit dem Diego und dem jungen Lopios den Fluthen überließen.

Der Wind blies eben vom Lande: sie hatten also sehr bald die hohe See erreichet. Diego schlug die Hände zusammen, und rief seinen Santiago und seinen St. Domingo um Hülfe an. Er glaubte in jeder kleinen Welle, die an den Kahn schlug, seinen Tod zu finden. Was seine Angst noch mehr vergrößerte, waren die Seeungeheuer, die um das Schiffchen herumtrieben, und ihren Rachen nach diesem fetten Braten aufsperrten. „Himmel!“ rief Diego, „so hast du mich nur deßwegen aus dem Schiffbruche errettet, damit ich mein Grab in den Bäuchen dieser Seeungeheuer finde? Durch was habe ich mir deinen Zorn zugezogen? War ich nicht für die Verbreitung deiner Ehre besorgt? Oder willst du vielleicht einen zweyten Jonas aus mir machen? Soll

mich vielleicht eines dieser Ungeheuer verschlingen, um mich nach drey Tagen wieder frisch und gesund an einer bewohnten Insel auszuwerfen? Gern will ich mir dann die nasse Wohnung gefallen lassen, wenn ich nur das Bekehrungswerk fortsetzen, und Seelen gewinnen kann.“

Während Diego diesen Monolog hielt, saß Topios mit über einander geschlagenen Armen, die Augen zur Erde, sprach- und bewegungslos da. Ihn schreckte keine Welle, kein Seeungeheuer. Der Gedanke, seinen Freund erschlagen, seine Geliebte verloren zu haben, zerfleischten wechselweise seine Seele.

Diego, dem die Hoffnung, ein zweyter Jonas zu werden, einen guten Theil seiner Furcht benommen, fing nun an, die Blicke auf seinen Begleiter zu werfen. Er sah die

Spuren einer nahen Verzweiflung sichtbar auf seinem Gesichte, und hielt es für Schuldigkeit, den Balsam des Trostes in seine Seele zu gießen. Er setzte sich in Rednerpositur, und hielt eine lange Rede über Sünde und Reue; er nahm dabey Gelegenheit, das wirklich Vortreffliche der Religion im schönsten Lichte darzustellen: und da ihm der Wilde, wie es die übrigen Bewohner der Insel thaten, nicht entwischen konnte, (oder er hätte nur in das Meer springen müssen) so zergliederte er alles recht umständlich. Toxios verstand freylich von hundert Worten nicht eines; indessen spann sich doch der Wunsch in seiner Seele an, näher mit einer Religion bekannt zu werden, welche die Menschen sittlicher macht, wo alle Menschen sich als Brüder lieben, wo man sogar dem Feinde Gutes thut, und die nach dem Tode ein Leben voll Seligkeit verspricht.

Diego merkte den Eindruck, den seine geistvollen Reden auf das junge Herz des ungebildeten Wilden machten, und er ward darüber so entzückt, daß er die Todesgefahr und die Secungeheuer vergaß, die während seiner Predigt öfters den Kopf aus dem Wasser reckten. „Wie wunderbar sind nicht die Rathschlüsse des Himmels!“ sagte Diego bey sich. „Dieser Wilde mußte seinen Freund erschlagen, um aus der Insel verbannt und von mir bekehrt zu werden.“

Die Rede hatte mehrere Stunden weggenommen. Die Insel war schon längst aus dem Gesichte verloren; die Sonne näherte sich bereits ihrem Untergange; der Kahn trieb mit außerordentlicher Geschwindigkeit gegen Westen hin. — Dem guten Diego lief es wie Eis über den Rücken, wenn er an die Schrecken der Nacht dachte. Er fühlte, daß sich das

Schiffchen ohne Wunderwerk nicht lange in offener See werde erhalten können. Die Insulaner hatten sie zwar mit einer guten Provision von Kokosnüssen und frischem Wasser versehen; aber wie lange wird dieser Vorrath dauern? Und wenn sich ein Sturm erhebt, so verschlingt sie ja die erste beste Welle. Er rief also den Himmel für sich und den halb bekehrten Wilden um ein Wunderwerk an, und verlobte sich nach Compostell, als Topios, der ein sehr scharfes Gesicht hatte, in der Ferne Land entdeckte.

Der Wind trieb sie darauf hin, ohne daß sie nöthig gehabt hätten, sich der Ruder zu bedienen, und ehe noch die Sonne den letzten Strahl aus dem Meere warf, waren sie im Anaesichte einer Insel, die ihr flach abhangendes Ufer bis in die See hinaus streckte

Welche Freude für unsern Diego! Er hieß nun den jungen Wilden das Ruder ergreifen, und ruderte selbst mit; allein er wußte nicht, welcher Gefahr er entgegen ruderte.

Zwölftes Kapitel.

Ein sehr glücklicher Zufall.

Diese Insel war von Wilden bewohnet, die mit ihren Nachbarn im beständigen Kriege lagen, und ihre gefangenen Feinde ohne Umstände auffraßen. Sie hatten also unsere zwey Schiffer kaum in der Ferne bemerkt, so warfen sie sich schon in ihre Kähne, und lauerten im Hinterhalte, bis das Schiffchen sich so weit genähert hatte, daß es ihnen nicht mehr entgehen konnte.

Diego ruderte tapfer drauf, und ſchickte eine Dankſagung nach der andern an ſeinen Santiago ab; allein wie groß war ſein Schrecken, als er ſich mit einem Mahle von mehreren Kähnen mit bewaffneten Wilden umringt ſah! Einige führten Pfeile, andere waren mit Lanzen und Keilen verſehen.

„Wir ſind verloren,“ ſchrie Diego; „das ſind Menſchenfreſſer.“ Er empfahl ſeine Seele ſeinem heiligen Ordenspatron, und warf ſich, ſo lang und dick er war, in dem Kahn auf das Geſicht hin.

Topios wußte nicht, wie ihm geſchah. Mehrere Pfeile waren bereits ſeinen Kopf vorbey geflogen, und einer hatte ſeine Schulter geſtreifet. Ein anderer ward eben eingelegt, um ihm das Herz zu durchbohren, als ein fürchterliches Geſchrey, das ſich um den Rü-

cken der Insel her erhob, die Aufmerksamkeit dieser Wilden anders wohin lenkte.

Dieses Geschrey war von den gewöhnlichen Feinden dieser Insulaner, die in mehr als vierzig Kähnen an der Spitze der Insel auf sie hervor brachen. Diese bemerkten sie kaum, so ruderten sie schon unter einem eben so fürchterlichen Geschreye ihren Feinden entgegen, ohne sich weiter um unsern Diego und seinen Gefährten zu bekümmern.

Topios sah sich plötzlich von diesen bösen Gästen befreyet. Er hätte sich nun durch Schwimmen retten, und den Kahn sammt dem in Ohnmacht liegenden Weltbekehrer seinem Schicksale überlassen können; allein sein Herz war von Natur zu gut, und er hatte auch wirklich schon eine persönliche Neigung gegen den guten Diego gefaßt. Er sah sich also kaum

von den Wilden befreyet, so ergriff er das Ruder, und suchte ihnen aus dem Gesichte zu kommen. Die herein brechende Nacht begünstigte sein Unternehmen, und es gelang ihm, nach einer Anstrengung von mehreren Stunden eine andere Insel zu erreichen. Der Zugang war sehr gefährlich; da aber Topios ein geschickter Schiffer war, so glückte es ihm, sich durch die Klippen durchzuwinden, und ans Land zu kommen.

Hier war seine erste Sorge, nach seinem Gefährten zu sehen. Er rüttelte ihn. Diego glaubte, daß ihn nun die Menschenfresser am Genicke hätten, und that einen fürchterlichen Schrey; als er aber die Stimme des Topios hörte, und dieser ihn versicherte, daß keine Insulaner mehr zugegen wären, so schlug er endlich die Augen auf. Der Mond schien; er sah sich am Ufer einer Insel, sah nirgends an-

gezündete Feuer, welche sonst Kennzeichen bewohnter Inseln sind, und fing an, wieder aus etwas freyerer Brust zu athmen. „Welch ein Wunderwerk!“ rief er. „Siehst du nun die Kraft des Glaubens?“ sagte er zu seinem Gefährten. „Würden wir wohl den Händen dieser Menschenfresser entronnen seyn, wenn ich nicht so fest auf den Beystand meines Ordenspatrons, und des Santiago gebauet hätte?

Torios begriff nicht, wie ein Mensch ohnmächtig auf dem Bauche liegen könne, der ein so festes Vertrauen auf himmlische Hülfe hat; allein er war zu schüchtern, um diesen Zweifel zu äußern; er fragte aber, ob es wirklich Menschen gebe, die ihre Mitmenschen essen; und als ihm Diego die Wahrheit davon bestätigte, so drängten sich Thränen des Mitleidens aus seinen Augen hervor.

Diego wäre gern ans Land geliegen; allein er glaubte sich, bey all' seinem Vertrauen auf himmlischen Schutz, doch nicht sicher genug. Die Scene mit den Wilden stand noch so lebhaft vor ihm, daß er bey jedem Gemurmel der kleinen Wellen, und jedem Säuseln des Windes wie ein Espenlaub zitterte. Es wurde also beschlossen, die Nacht über im Kahne zu bleiben, und dann am andern Morgen zu versuchen, ob diese Insel bewohnt sey, und ob man sich da ohne Gefahr niederlassen könne.

Topios war durch das viele Rudern sehr erschöpft. Er streckte sich im Kahne hin, und verfiel in einen tiefen Schlaf. Endlich mußte auch Diego, trotz aller quälenden Furcht, der Natur diesen Tribut bringen; und so wollen wir auch beyde bis an den folgenden Morgen ruhig schlafen lassen.

Dreyzehntes Kapitel.

Der Autor würde es gern ſehen, wenn die Schönen dieſes Kapitel überſchlügen.

Meine ſchönen Leſerinnen werden vermuthlich wiſſen wollen, was weiter auf der Geburts-Inſel des guten Lopios vorgefallen: ob die Damen ihre Schürzen fortgetragen, und ob die roſenfarbenen Scapuliere zu mehreren Todtſchlägen Anlaß gegeben haben. Ganz kann ich ihre Wißbegierde nicht befriedigen: allein ſo viel weiß ich, daß unſer Diego, als er am andern Morgen ſeinen kleinen Vorrath nach dem Lande bringen half, zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, unterhalb der Kokosnüſſe ſeine Scapuliere und ſeine vier und zwanzig Schürzen fand.

Aus diesem Umstande läßt sich nun mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit muthmaßen, daß die Damen entweder diesen unglücklichen Putz freywillig abgelegt, oder daß sie die Altern im Volke dazu beredeten. Wie es immer seyn mag, so scheint es doch diesen wilden Schönen Ehre zu bringen, daß sie einen Putz ablegten, der zu einem Todtschlage Anlaß gab.

So eine Aufopferung ließ sich kaum von unsern europäischen Schönen erwarten. Wie viele Familien hat ihr Putz nicht zu Grunde gerichtet! welche Feindschaften stiftete er nicht in ihrem eigenen Geschlechte! wie viele kostbare Stunden des Lebens gehen nicht durch ihn verloren! wie unzähligen Männern hat nicht dieser Putz, und oft bloß dieser Putz, den Kopf verrükt! wie viele Freunde haben sich nicht einer Haube wegen entzweyet! und doch sieht man unsere Damen, anstatt ihn

abzulegen, immer auf neue Partien sinnen; allein dafür sind sie auch keine Insulanerinnen aus dem Südmeere, sondern europäische Schönen. — —

Die Sonne stand schon sehr hoch am Himmel, als Diego erwachte. Er fand keinen Topios; er wischte sich die Augen, allein Topios war verschwunden. „Der Undankbare!“ rief Diego; „habe ich das um ihn verdient? Ist dieß der Lohn für meine Mühe? Wie theuer mußten nicht einst die Mexikaner das Licht des Glaubens bezahlen! und ich, ich wollte es diesem Undankbaren unentgeltlich mittheilen. Was werde ich nun allein hier anfangen? Wer weiß von welchen Ungeheuern diese Insel bewohnet ist. — — Sicher fressen mich noch die Wilden.“ Indem er so mit sich sprach, kam Topios nach dem Kahne gelaufen. „Ha,“ rief Diego, „ich hab' ihm Unrecht gethan.

Es ist doch ein guter dankbarer Junge. — Meine Lehren sind auf keinen Felsen gefallen.'

Topios war, während Diego noch in den Armen des Schlafes lag, ans Land gestiegen, und hatte bereits die ganze Insel, die kaum eine halbe Meile im Umkreise hatte, durchstreifet. Er erzählte nun seinem dicken Freunde, daß er nirgend eine Wohnung für Menschen angetroffen, daß die ganze Insel sehr unfruchtbar sey, und daß er ein einziges Thal gefunden habe, wo etwas Kokosnüsse wüchsen. An diesem Thale läge auch ein Hügel, von welchem man die ganze Gegend übersehen könne, und am Fuße desselben befände sich eine Art von Höhle, die ihnen, wie Topios glaubte, zum sichern Aufenthalte dienen würde. Es wurde also beschlossen, den kleinen Vorrath von Lebensmitteln nach diesem Thale zu bringen. Diego half dabey, so

gut er konnte, und bey dieser Gelegenheit entdeckte er dann am Boden des Kahnes, zu seiner nicht geringen Bestürzung, die Schürzen und seine vier und zwanzig Scapuliere.

Topios verfiel beym Anblicke dieser Scapuliere in seine vorige Schwermuth. Er glaubte seinen erschlagenen Freund vor sich zu sehen. Diego mußte seine ganze Beredsamkeit anwenden, um die Seele des jungen Wilden wieder zu beruhigen. Er hatte auch seine Scapuliere wieder in den Armel gesteckt.

Vierzehntes Kapitel.

Diego sehnet sich nach dem Vaterlande.

Es waren mehrere Monathe vorüber, daß Diego und Topios in der besten Eintracht

auf dieser Insel lebten. Mit Topios war eine große Veränderung vorgegangen. Er war bereits getaufet, hieß nicht mehr Topios, sondern **Domingo**, und trug einen Fleck vom Ordensmantel des guten Diego, statt einer Schürze, um den Leib.

Diego weinte vor Freuden, so oft er dieses Werk seiner Bekehrung betrachtete. Das Herz des jungen Domingo war ein so fruchtbarer Boden, daß jede heilsame Lehre sogleich darin Wurzel schlug, und aufsproßte.

Da sie der müßigen Stunden so viele hatten, so wandte sie Diego dazu an, ihm die Grundkenntnisse der spanischen Sprache beyzubringen, und zu seiner Verwunderung begriff sie Domingo eben so leicht, als die Grundsätze der Religion. Er erzählte ihm auch öfter von der schönen Stadt Madrid,

von den guten Weinen, von den prächtigen Tafeln, von den Stiergefechten, und vielen andern Freuden, die man ohne Sünde genießen darf.

Domingo sehnte sich nach einem Lande, wo alle Menschen Brüder sind, und wo man, (die Freuden des künftigen Lebens nuberechnet) schon auf dieser Welt ein kleines Götterleben führt. Er lief des Tages wohl hundert Mahl nach dem Hügel, um zu sehen, ob nicht etwann ein Schiff vorbey segelte, das sie nach Europa brächte. Doch auch unser Diego ward dieser einförmigen Lebensart endlich müde. Die Kokosnüsse wollten ihm weiter nicht schmecken, und seinem Magen, der an den Malaga und andere treffliche spanische Weine gewohnt war, wollte das Wassertrinken auch nicht länger bekommen. Er fing an, sich nach seinem Vaterlande, oder doch nach einer an-

dern Insel zu sehnen, wo es wenigstens etwas für seinen Eifer zu thun gäbe.

In diesen Beweggründen kam noch ein Nebenumstand, der seiner Sehnsucht den Hauptschwung gab. Wenn die Insel gleich nicht bewohnt war, so wurde sie doch zuweilen, besonders nächtlicher Weile, von Wilden besucht. Sie liefen sich aber nur selten am Rande der Insel nieder, wo sie Feuer anmachten, und ihre gefangenen Feinde unter grossem Freudengeschreye mit Appetit verzehrten.

So gut auch der Zugang zu der Wohnhöhle unsers Diego verwahret gewesen, so besorgte er doch, daß die Wilden ihn zufälliger Weise entdecken möchten, und daß er sammt dem guten Domingo einen Braten für diese grausamen Menschenfresser abgeben dürfte. Er kletterte sich also täglich mehr nach

einer Erlösung, und brachte selbst manchen halben Tag auf dem Hügel zu.

Als beyde einst bey untergehender Sonne nach ihrer Höhle zurück kehren wollten, entdeckte das Adlerauge des jungen Domingo etwas, das im weiten Meere daher schwamm. Er hatte zwar nie ein europäisches Schiff gesehen; allein nach der Beschreibung, die ihm Diego davon machte, hielt er es für das so sehnlich erwartete Werkzeug seiner Erlösung.

Es war keine halbe Stunde vorüber, so erkannte es auch das weit schwächere Auge des Diego für ein europäisches Schiff, das seinen Lauf gerade nach dieser Insel richtete.

Ihre Freude war unbeschreiblich. Diego band den Überrest seines Mantels an einen Ast, und schwang ihn, und ließ ihn durch den

nervigern Domingo durch die Luft ſchwingen. Bald darauf ſahen ſie das Boot ins Waſſer ſetzen, und einen Theil der Mannſchaft nach ihrer Inſel zurudern.

Sie liefen nun nach dem Ufer. Domingo kletterte bis an die äußerſte Spitze der Klippen hinvor, und zeigte dem Boote, wo es ohne Gefahr einlaufen könne; Diego aber, der faſt außer Athem war, ſetzte ſich auf einen Raſenhügel hin, und erwartete ihre Ankunft.

Sein ſehnlichſter Wunſch war, daß die Ankömmlinge Spanier ſeyn möchten, oder doch wenigſtens Franzoſen; denn vor den ketzeriſchen Engländern und Holländern hatte er, bey all' ſeinem guten Herzen, eine kleine Abneigung.

Wie ſelten werden die Wünſche der Sterb

lichen erfüllet! Es waren keine Spanier, keine Franzosen — es war ein holländisches Schiff, das von seiner Fahrt hierher verschlagen wurde, und nun nach Batavia zurück kehrte. Diego sah den Capitän des Schiffes in Begleitung des jungen Domingo auf sich zu kommen. Er war eine Art jener dicken ausgefressenen Holländer, die ihre rohe Seele schon im Gesichte tragen. Diego ging ihm entgegen, und bath sehr demüthig, daß er ihn und den jungen Wilden mit sich nach Europa nehme. Der Holländer sah ihn von Fuß bis zum Kopfe mit verächtlich spöttischer Miene an, und hieß ihn dann durch Zeichen an Bord gehen.

Die Mannschaft hatte indessen frisches Wasser eingenommen. Der dienstfertige Domingo führte sie auch nach dem Thale, wo die Kokosbäume standen, und nachdem sie auch von

diesen eine gute Ladung gemacht hatten, stach das Schiff wieder in die See.

Diego mußte während der Fahrt manche unangenehme Begegnung ertragen. So bald er sich nur auf dem Verdecke sehen ließ, entstand unter dem Schiffsvolke ein allgemeines Gelächter. Man stach ihm von allen Seiten den Narren, und belegte einen Sohn des St. Domingo mit dem Nahmen eines Drang-Utangs.

Diese holländischen Galanterien fielen unserm Diego sehr empfindlich, und er konnte bey all' seiner Gutmüthigkeit nicht umhin, manchmahl diese losen Vögel in die Hände der heiligen Inquisition zu wünschen. Was ihm aber am meisten am Herzen lag, war die Sorge, daß der junge Domingo von dem Gifte dieser Ketzer möchte angesteckt wer-

den. Er suchte ihm daher allen Umgang mit den Matrosen abzuschneiden, und ließ ihn, so wenig als möglich, aus den Augen.

Funfzehntes Kapitel.

Das Frühstück bekam übel.

Das Schiff war nun in Batavia angelangt. Was gab es hier nicht für Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit und die Bewunderung des jungen Domingo an sich zogen! Er war wie versteinert, als er den General-Gouverneur der Insel mit sechs raschen Pferden daher jagen sah. Er hatte noch nie einen Wagen, ein Pferd und einen General-Gouverneur gesehen, und schrieb in seiner Unwissenheit den Pferden einen größern Verstand zu,

als dem Herrn, der in der Kutsche saß. „Es gehört doch," sagte er bey sich, „mehr Verstand dazu, Jemanden geschickt zu ziehen, als sich ziehen zu lassen."

Ein Kaufmann hatte dem guten Diego Geld vorgeschossen. Der junge Domingo ging nun als Europäer gekleidet, und selbst Diego vertauschte, weil er auf holländischem Grund und Boden war, die Trümmer seines heiligen Ordenshabites mit einem profanen Weltkleide.

Der junge Domingo war, wie sich meine Leserinnen noch erinnern werden, einer der schönsten Männer seiner Insel. Er hatte manche junge Insulanerinn besiegt, und nur das fatale Scapulier war Ursache, daß er nicht auch das Herz des schönsten Mädchens seiner Geburtsinsel eroberte.

Es gab auch in Batavia Kennerinnen, die sich auf schöne Männer verstanden.

Unter diesen befand sich die Gemahlinn eines Rathes, die sehr reich, doch dabey auch sehr häßlich war; sie glaubte aber, daß man bloß reich seyn dürfe, um zu gefallen.

Sie war dem jungen Domingo auf dem Spaziergange begegnet, und gab ihm durch Blicke nicht undeutlich den Eindruck zu verstehen, den er auf ihr Herz machte. Sie ließ im Vorbeygehen den Handschuh vor seinen Füßen fallen. Wer ihn liegen ließ, war Domingo; von jedem andern hätte diese Unhöflichkeit die Dame verdrossen, aber dem schönen Insulaner wurde sie verziehen.

Einer ihrer Diener, der ein Spanier war, mußte am andern Morgen den dicken Diego

mit dem jungen Domingo zu ihr auf das Frühstück laden. Diego konnte es nicht wohl abschlagen, denn der Gemahl dieser Dame stand in sehr großem Ansehen, und war noch über dieß ein Gönner des Kaufmannes, der ihm gegen einen Wechsel Geld vorgeschossen hatte. Er nahm die Einladung an, doch warnte er den jungen Domingo, bey diesem Besuche ja auf seiner Hut zu seyn, damit er seine wieder erhaltene Unschuld nicht neuerdings beflecke.

Sie wurden bey ihrer Ankunft in ein Gartenhaus geführt, wo bereits ein holländisches Frühstück auf sie wartete. Die Dame erschien in einem prächtigen, reich mit Spitzen besetzten Morgenkleide, ihr Gemahl aber kam ihnen in einem schmutzigen Schlafrocke, und mit der Tobakspfeife im Munde entgegen.

Nachdem das Mitglied des hohen Rathes von Indien einen halben Schinken verzehrt, und ein Paar Bouteillen Wein zu sich genommen hatte, ließ er sich von unserm Padre Diego die Schicksale seiner Reise erzählen, wobey der spanische Bediente den Dollmetsch machte. Die Dame benützte diese Gelegenheit, und führte den jungen Domingo unter dem Vorwande weg, daß sie ihm die Seltenheiten ihres Pallastes zeigen wolle. Diego ließ es um so leichter geschehen, da er die Tugend seines jungen Freundes bey der Häßlichkeit dieser Dame in keiner Gefahr glaubte.

Es war noch kein halbes Stündchen, daß Diego in der Erzählung seiner Abenteuer fortfuhr, als mit einem Mahle die Bedienten mit einem schrecklichen Geschrey herbey gelaufen kamen, und dem Herrn vom Hause die Nachricht überbrachten, daß der junge In-

sulaner der gnädigen Frau Gewalt anthun wollte.

„St. Domingo!“ schrie Diego, und die Worte starben ihm im Munde. Er glaubte sicher, daß sein junger Freund diese Frechheit mit dem Leben werde bezahlen müssen; allein zu seinem nicht geringen Erstaunen hörte der dicke Nachbarherr diese Nachricht mit der größten Gleichgültigkeit an. Er schmauchte ruhig fort, und sagte endlich mit aller nur möglichen Kaltblütigkeit: „Wenn es sonst nichts ist, so lasse man es gut seyn.“ Darauf befahl er dem Diego in seiner Erzählung fortzufahren, der dann auch, obwohl mit beklemmtem Herzen, gehorchte, und so lange fort erzählte, bis dem in Schlummer fallenden Holländer die Pfeife aus dem Munde fiel, welches dann für die Gäste das Zeichen war, sich hinweg zu begeben.

Sechzehntes Kapitel.

Diego zeigt sich als ein feiner Weiberkenner. — Der arme Insulaner!

Als Diego in seinem Gasthofe ankam, fand er den jungen Domingo mit blutrünstigem Gesichte auf dem Ruhebette liegen. Diego merkte nun wohl, daß die Dame die Sache nicht so gleichgültig aufgenommen hatte, als ihr Gemahl. „Unglücklicher!“ rief er; „sind das die Früchte meiner Lehren? Ich warnte dich vor Verführung, und du wurdest selbst zum Verführer, und vereinigest also das Laster der Sittenlosigkeit mit dem Laster des Undankes.“ — —

„Ich bin unschuldig,“ sagte der junge Domingo, der vor Schmerzen kaum reden konnte.

„Unschuldig?“ fuhr Diego, und fiel ihm um den Hals. „Ja, ich will dirs glauben,“ sagte er. „Ich habe einen zu guten Grund zu deiner Tugend gelegt, als daß ihn ein schwaches Weib so plötzlich einreißen sollte. Sicher ist es ein Mißverstand von Seite der Dame gewesen.“ — — „Ach nein,“ versetzte Domingo, „es war kein Mißverstand.“ Darauf erzählte er dann, daß ihn die Frau vom Hause, nachdem sie ihm mehrere seltene Dinge gewiesen, endlich in ein Cabinett geführet habe, in welchem eine Menge nackte Figuren hingen. Sie habe ihn dann durch Zeichen gefragt, ob ihm diese Figuren gefielen? worauf er ihr dann wieder durch Zeichen geantwortet, daß es ihm sehr lieb wäre, wenn einige davon lebend wären. Darauf habe sie ihn wieder durch Zeichen gefragt, ob er auch sie lieben könne; und ehe sie noch seine Antwort abwartete, hätte sie ihn schon

mit sich auf ein Ruhebett nieder gezogen, und an den Busen gedrückt. Er habe sich darauf los gemacht, und ihr zu verstehen gegeben, daß er sie unmöglich lieben könne; dabey habe er auf ihre Zahnlücken, ihre Falten und ihre häßliche Nase gewiesen. Darüber wäre sie in Wuth ausgebrochen, und habe an einer Schnur gezogen, worauf mehrere Bediente herbey geeilet, die auf den Befehl der Dame über ihn herfielen. Er habe zwar den ersten, der ihn anfiel, zum Fenster hinaus geworfen, und noch ein Paar andere übel zugerichtet: allein es wären bald mehrere Diener, und darunter einige Negern herbey gekommen, die ihn übermannten und fest hielten, worauf ihm die häßliche Dame in ihrer Gegenwart bey hundert Stockstreiche geben, und dann halb todt nach Hause tragen ließ.

„Dem Himmel sey es gedankt," rief Die-

go, „daß du unschuldig bist! Dagegen sind hundert Stockstreiche für nichts zu rechnen. Allein," fuhr er fort, „wir müssen nun trachten von hier weg zu kommen. Ich kenne die Weiber. Sie sind in solchen Fällen mit einer Rache nicht zufrieden." Er lief darauf zu seinem Freunde, dem Kaufmann, und erzählte ihm die Geschichte, der ihm dann ebenfalls den Rath gab, Batavia so bald möglich zu verlassen. Zum Glücke kam eben ein spanisches Schiff vor Anker zu liegen, das in wenig Wochen nach seinem Vaterlande zurück kehrte. Diego bedung geschwinde für sich und seinen Freund einen Platz auf dem Schiffe.

Domingo hatte sich indessen wieder erhohlt, und er beschäftigte sich nun damit, daß er die Gegend um die Stadt besuchte; denn er hatte seine gute Ursache, die öffent-

lichen Spaziergänge der Batavier zu vermeiden. Als er eines Tages an dem Garten eines Landhauses vorbey ging, fiel ihm eine junge Dame in die Augen, die in einer Laube schlief. Zu ihren Füßen lag ein Buch, das ihr vermuthlich beym Einschlafen entfallen war.

Ihr Anblick riß die Wunde des jungen Domingo auf. Er glaubte seine geliebte Insulanerinn zu sehen, und ohne zu überlegen, was für Folgen die Sache haben könne, setzte er über den Graben, der den Garten umgab, und schon war die reitzende Dame in seinen Armen.

Wer die Damen kennt, wird sich leicht vorstellen, wie sehr die Schöne über diese Erscheinung erschrocken seyn müsse. Sie fuhr mit einem lauten Schrey auf, und war schon

im Begriffe um Hülfe zu rufen; als sie aber den schönen Wilden vor sich sah, der seine Hand an ihr Herz drückte, und ihr mit Blicken, die an feurigem Ausdrucke die reichste Sprache beschämten, die Heftigkeit seiner Liebe erklärte, so wich die Furcht aus ihrem Herzen, und anstatt nach Hülfe zu rufen, blickte sie vielmehr furchtsam umher, ob sie wohl auch ohne Zeugen sey.

Der junge Domingo ließ diese glückliche Stimmung nicht unbenützt. Er ward immer zudringender — die Dame immer nachgiebiger. — — Der Genius, der das Bollwerk weiblicher Tugend bewachte, fand sich zu ohnmächtig, länger seinen Platz zu behaupten, und war bereits im Begriffe zu capitulieren, als plötzlich der Gemahl der jungen Dame in die Laube trat.

Er war Officier der oſtindiſchen Compagnie, und ſchon etwas bey Jahren. Ohne erſt zu fragen, was vorging, und wer hier der verführende oder verführte Theil ſey, ſchlug er mit dem ſpaniſchen Rohr auf die verliebte Gruppe los.

Sonſt pflegen die Damen bey ähnlichen Überraſchungen in Ohnmacht zu fallen; unſere Heldinn aber, die vermuthlich an dieſes holländiſche Tractament nicht gewohnt war, entſprang unter einem fürchterlichen Geſchrey. Domingo wußte nicht, wie ihm geſchah. Er wäre gern der Dame nachgelaufen; allein die Stockſtreiche, die es noch immer gleichſam auf ſeinen Rücken regnete, hatten das Feuer der Liebe etwas gedämpft. Er hielt es alſo ebenfalls für das klügeſte, wieder den Weg zurück zu nehmen. Der Gedanke, daß mehrere Bediente herbey kommen dürften, gab

ihm Flügel, und ein Sprung über den Graben ſetzte ihn in Freyheit.

„Es iſt doch ſonderbar,“ ſagte er im Gehen bey ſich: „jüngſt prügelte man mich, weil ich eine häßliche Dame nicht lieben wollte, und nun ſchlägt man mir den Buckel voll, weil ich eine ſchöne Dame liebte, die mich vielleicht eben ſo ſehr geliebt hätte.“

Siebenzehntes Kapitel.

Aus welcher Verlegenheit weiß ein ſchönes Weib ſich nicht zu ziehen!

Auch der kleinſten Verſtellung unfähig, erzählte unſer Inſulaner, wie er nach Hauſe kam, ſeinem Freund Diego die ganze Ge-

schichte; ja er war offenherzig genug, das Geständniß abzulegen, daß er gern die zweyte Tracht Schläge auf sich laden wollte, wenn er sich mit dieser schönen Dame nur noch ein Mahl in statu quo sehen könnte.

Diego schlug bey dieser Erzählung die Hände über den Kopf zusammen. „Ach!“ sagte er seufzend, „ich sehe wohl, daß der Sauerteig des Heidenthums noch immer in dir gährt.“ Er fragte ihn dann, ob er gewußt habe, daß die Dame verheirathet sey? Domingo antwortete ihm, daß er nicht Zeit hatte, an so etwas nur zu denken; er glaube aber schwerlich, daß der Mann, der ihn mit dem spanischen Rohr empfing, der Gemahl dieses schönen Weibes seyn könne, weil es ihm unmöglich scheine, daß eine so reitzende Dame ihr Herz einem schon bejahrten und dabey häßlichen Murrkopfe schenken sollte.

Diego nahm hier Gelegenheit, seinen jungen Freund mit der Verfassung unsers Ehesystemes näher bekannt zu machen. Er erklärte ihm, daß in den civilisirten Ländern nicht, wie auf seiner rohen Geburtsinsel, Liebe und Übereinstimmung des Herzens die Ehen knüpfe, sondern daß fast alle durch Politik und Geldsucht geschlossen würden: daher sehe man die schönsten Weiber mit eckelhaften Greisen, und wieder die jüngsten und schönsten Männer mit weiblichen Grauköpfen verbunden; er zweifle auch nicht, daß die junge Dame die Gemahlinn des bejahrten Mannes gewesen, der ihn (vermuthlich aus Schickung des Himmels) von der schrecklichen Sünde des Ehebruches mit dem spanischen Rohre zurück hielt. Da er aber, wie er sagte, diesen Umstand nicht gewußt habe, so wäre seine Sünde zum Glücke viel verzeihlicher — — und es brauchte bloß eine aufrichtige Reue, so

wollte er ihn gegen eine kleine Buße davon los sprechen.

Diego war noch im Eifer des Bußpredigers, als sein Freund, der Kaufmann, mit der Nachricht ins Zimmer trat, daß der Officier der ostindischen Compagnie bey dem hohen Rathe eine Klage wider den jungen Domingo eingereicht habe. Die Dame hatte, als die erste Hitze bey ihrem Gemahle vorüber war, Gelegenheit genommen, ihm sein Unrecht vorzustellen, und ihn von ihrer Unschuld zu überzeugen.

Nach ihrem Vorgeben wäre sie in tiefem Schlafe gelegen, als sie sich mit einem Mahle von etwas umarmt fühlte. Da sie sich im Garten eingeschlossen hatte, so hielt sie es für eine Überraschung von Seiten ihres viel geliebten Gemahles. Sie habe sich daher die-

ſer Umarmung nicht widerſetzt; als ſie aber vom Schlafe ganz zurück kam, und die Augen aufſchlug, und ſich in den Armen eines fremden, ihr gänzlich unbekannten Mannes erblickte, ſo hätte ſie ſich nicht nur, ſo gut ſie konnte, von ihm los zu machen geſucht, ſondern auch um Hülfe geſchrien. Das Ungeheuer aber habe ihr den Mund verbalien, und ſie mit einem Dolche zu durchbohren gedroht. Bey dieſem Anblicke wäre ſie vor Schrecken in eine Ohnmacht gefallen, aus der ſie erſt die von ihrem theuern Gemahle nie erwartete, eben ſo grauſame als unverdiente Mißhandlung wieder zu ſich brachte.

Wir wiſſen nun freylich, was an der Sache war, und wie weit ſich die Dame bey dieſer Erzählung poetiſche Freyheiten genommen habe; allein ihr Herr Gemahl fand die Wahrheit des ganzen Vorganges ſo einleuch-

tend, und sah die Unschuld seines geliebten Weibchens so klar vor sich stehen, daß er nicht nur sein Unrecht bereute, sondern seiner beleidigten Hälfte auch die gebührende Genugthuung versprach.

Unser Domingo fand freylich wider die Klagpuncte des Officiers sehr vieles einzuwenden, und er wäre, wenn man ihn nicht zurück hielt, gerade zu seinen Richtern hingelaufen; allein der Kaufmann gab ihm die gute Lehre: „es ja in seinem Leben nicht, vor einem hohen Rathe, mit einem schönen Weibe aufzunehmen.“ Ja er rieth ihm vielmehr, Batavia so schnell als möglich zu verlassen. —

Diego lief nun eilends zum Capitän des spanischen Schiffes, und so unbiegsame Seelen auch sonst in Schiffscapitänen wohnen, so brachte er es doch durch seine Beredsamkeit,

und durch das Ansehen seines Standes dahin, daß er schon am andern Morgen in die See stach.

Als Domingo mit dem dicken Diego nach dem Schiffe ging, sah er eine Szene, die ihm noch ganz fremd war. Man hatte auf einem holländischen Schiffe, das im Hafen lag, drey Matrosen, einen nach dem andern, an den Mastbaum gebunden, und jedem funfzig Karbatschstreiche gegeben. Domingo fragte um die Ursache dieser grausamen Behandlung, worauf man ihm dann erklärte, daß diese drey Matrosen, als das Schiff von einer gewissen Insel im Südmeere absegelte, heimlich auf dieser Insel zurück geblieben wären, weil sie sich in die Lebensart der Einwohner verliebt hatten. Auf die Drohungen des Capitäns hätten sie endlich die Insulaner wieder ausgeliefert, und nun bekämen sie, auf Befehl des

hohen Rathes von Indien, ihre wohlverdiente Strafe.

„Ist es möglich," rief Domingo, „jemanden funfzig Stockstreiche zu geben, weil es ihm besser auf einer Insel im Südmeere, als in seinem Vaterlande gefiel!" Thränen des Mitleidens traten ihm in die Augen, und er erinnerte sich an seine glückliche Insel.

Als sie am Bord waren, sagte Domingo zu seinem Freund und Bekehrer: „Sage mir aufrichtig, sind das Christen, die hier ihre Mitmenschen so unmenschlich zerprügeln lieſsen? Du sagtest mir doch, daſs die Christen sich als Brüder lieben; und was ich hier sah, war gewiſs nicht brüderlich."

„Lieber Gott!" rief Diego, den diese Frage in Verlegenheit setzte, „es sind Holländ-

der." — „Dachte ichs wohl," sagte Domingo, „daß es keine Christen seyn können. Christen werden einem Matrosen nicht funfzig Stockschläge geben, weil es ihm besser an jenem als diesem Orte gefällt; man hätte mir unter Christen nicht den Rücken blau geschlagen, weil ich eine häßliche Dame nicht lieben konnte, und mich abermahl nicht abgeprügelt, weil ich eine schöne Dame lieben wollte, die mich sicher wieder geliebt hätte."

Achtzehntes Kapitel.

Der Zufall macht einen Strich durch die Rechnung.

Die Fahrt ging sehr glücklich, und sie hatten schon die spanische Küste im Gesichte, als sich plötzlich ein Sturm erhob, der durch drey

Tage anhielt, und das Schiff so weit von seinem Laufe verschlug, daß der Capitän am Ende nicht mehr wußte, wo er war. Das Schiffsvolk war von der Arbeit entkräftet, und man sah mit jedem Augenblicke dem Untergange entgegen. Anstatt der Matrosenflüche hörte man nun lauter fromme Seufzer und Verlobungen zum St. Jacob von Compostell. Diego kniete mit ausgespannten Armen, und ertheilte der Mannschaft mit ängstlich-zitternder Stimme die Generalabsolution.

Am vierten Morgen endlich heiterte sich der Himmel auf, und die See wurde ruhiger; allein man war aus dem Regen in die Traufe gekommen. Das Schiff befand sich nicht weit von der Küste der Barbarey. Der Capitän hatte nicht Zeit genug diese Entdeckung zu machen, als schon in der Ferne ein

Fahrzeug auf sie zusegelte, das die ganze Mannschaft einhällig für ein Raubschiff erkannte.

Die Angst war unbeschreiblich. Das Schiffsvolk sammelte zwar seine letzten Kräfte, und suchte den Wind zu gewinnen; allein es war alle Mühe vergebens. Der Corsar war ein weit besserer Segler, und dabey so gut bewaffnet, daß es der Capitän, der nur ein unbedeutendes Kauffahrteyschiff führte, mit demselben nicht aufnehmen konnte. Anstatt also ihre wenigen Kanonen gegen den Feind zu richten und auf Gegenwehr zu denken, kniete sich die Mannschaft mit zum Himmel emvor gehobenen Händen auf das Verdeck hin, und erwartete zwischen Leben und Tod, ob die Barbaren, die bereits geentert hatten, sie niederhäbeln, oder mit sich in die Gefangenschaft fortschleppen würden.

Der einzige Domingo wäre vielleicht der Mann gewesen, der den Feinden Leben und Freyheit theuer verkauft hätte; allein er war eben kaum von einer Seekrankheit genesen, und konnte sich vor Entkräftung nur mit Mühe fortschleppen. Er mußte also bey dem ganzen Auftritte so unthätig bleiben, als seine Kameraden, und es geschehen lassen, daß die Barbaren ihn und die übrige Mannschaft mit Fesseln belegten.

Der Zufall wollte, daß Diego und Domingo in dem untersten Behältnisse des Schiffes neben einander zu liegen kamen. „Sind dieß auch Holländer?" fragte Domingo ganz leise. „Lieber Gott!" rief Diego, „sie sind noch zehn Mahl ärger; es sind die Erbfeinde des christlichen Glaubens, es sind Anhänger des Mahumeds." Er schilderte ihm dann das Elend der Sclaverey, das ihrer wartete. „Die Bar-

baren," sagte er, „werden uns wie die Pferde vor den Pflug spannen; Prügel werden unsere tägliche Kost seyn; man wird uns in stinkende, faule Löcher stecken, wo wir verschmachten müssen — ja man wird uns nicht einmahl den Trost gönnen, unser grausames Schicksal mit einander zu theilen." — — Die Thränen ließen ihn nicht weiter reden. Domingo war ebenfalls bis zu Thränen gerühret, und er wäre gern seinem Freund um den Hals gefallen; allein sie waren beyde wie Kälber gebunden.

„Wer wird dich in dem Glauben bestärken?" fuhr Diego nach einer Pause fort. „Wer wird dein junges Herz vor den anlockenden Versprechungen dieser Barbaren verwahren? Wirst du, deines Elendes müde, nicht endlich deinem Glauben entsagen, und dich dem Gott der Heiden in die Arme werfen?"

Domingo versicherte dann seinen Freund auf das theuerste, daß er seinem Glauben getreu bleiben, und eben so wenig ein Türke als ein Holländer werden wolle.

Unter solchen Gesprächen und Versicherungen war endlich der Corsar mit seiner Beute in Algier eingetroffen, wo er die gefangenen Christen feil both. Domingo wurde einem Kaufmanne zu Theil; für den dicken Diego aber wollte lange Zeit niemand auch nur einen Piaster geben, bis ihn endlich ein Hofbedienter des Dejs als eine Rarität an sich kaufte.

Der Herr des Domingo war keiner von den bösesten Menschen. Er zeigte seinen Sclaven zwar nie eine freundliche Miene, doch behandelte er sie menschlich. Er ließ ihnen ziemlich gute Kost reichen, weil sie zu ihrer

Arbeit Kräfte brauchten, und er ließ sie in keine stinkende Löcher sperren, weil sie ihm krank werden konnten. Er sah es auch nicht gern, wenn sie der Aufseher mit Schlägen mißhandelte: kurz, unser Insulaner fand seinen Zustand weit erträglicher, als er sich ihn vorstellte, und sogar die Prügel, die es von Zeit zu Zeit absetzte, fielen ihm nicht so empfindlich, als diejenigen, die er in Batavia wegen einer häßlichen und einer schönen Dame bekam.

Neunzehntes Kapitel.

Gott behüte uns alle vor dem Dej in Algier!

Wir haben gehört, daß ein Bedienter des Dejs den dicken Diego als eine Rarität kaufte. Der Dej hatte von der komischen Figur

des dicken runden Mannes gehört, und war begierig, das Wunderding zu sehen. Diego hatte das Glück, dem Oberhaupte des algierischen Staates zu gefallen, und in die Zahl seiner Sclaven aufgenommen zu werden.

Seine Beschäftigung war, dem Dej die Pfeife mit Tobak zu stopfen, und ihm dann zum Unterhalt zu dienen.

Der Dej war einer von den Tyrannen, die ihre Lust daran finden, die Menschheit lachend zu quälen. Er machte sich also mit dem armen Diego tausend grausame Unterhaltungen. Bald ließ er ihm durch einen seiner Diener das Bein unterschlagen, so daß er auf den Boden hinstürzte: bald hetzte er ihn durch seine Windspiele im Saale herum, und wenn ihm diese dann die Waden blutig bissen, so gab das für Ihre Hoheit eines der herrlich-

ſten Feſte. Sein Hauptvergnügen aber war, dem armen Manne eigenhändig nach einander ein paar Dutzend Naſenſtüber zu geben, und ſich dann an den ſonderbaren Geſichtsverziehungen, die der gute Pater natürlicher Weiſe machen mußte, halb krank zu lachen.

Wenn dem Dej ſelbſt keine Streiche mehr einfallen wollten, durch die er ſich an unſerm Diego beluſtigen konnte, ſo war ſein maitre des plaiſirs, der Aufſeher über die Verſchnittenen, gleich mit einem neuen Einfalle da. Unter dieſe Einfälle gehörte nun auch der teufliſche Gedanke, den armen Diego in den Stand zu ſetzen, daß er ohne Gefahr auch den Schönen des Serails zur Unterhaltung dienen könnte.

Der Dej fand den Gedanken ſo allerliebſt, daß er bereits den Tag zu dieſer Feyerlichkeit

bestimmte. Sie wäre auch vor sich gegangen, wenn nicht ein Trinitarier, der die Sache noch in Zeiten erfuhr, den Aufseher über die Verschnittenen gewonnen, und diese grausame Mißhandlung hintertrieben hätte.

Diego hatte durch diesen Trinitarier Gelegenheit gefunden, einen Brief an seine Ordensobrigkeit zu schreiben, worin er seine schreckliche Lage schilderte, und um Befreyung bath. Er vergaß aber dabey des armen Domingo nicht, und ließ so viel Schönes über dessen Belehrung und Anhänglichkeit an die Religion einfließen, daß er das Herz seiner Vorgesetzten dadurch gewiß zu rühren glaubte. Es war auch bereits eine Gegenantwort an den Trinitarier eingelaufen, worin man ihm den Padre Diego bestens empfahl, und mit erster Gelegenheit das Geld für seine Befreyung einzusenden versprach.

Der maitre des plaisirs hörte also kaum, daß für den dicken, runden Sclaven eine schöne Summe Geldes zu hoffen sey, so mißrieth er dem Dej selbst die Ausführung des vorgehabten Spaßes, weil der dicke Christenhund leicht das Leben verlieren, und sein Herr also nebst seinem Sclaven auch die Summe für seine Ranzionirung verlieren könnte. Diego entging also dem grausamen Schicksale. —

Zwanzigstes Kapitel.

Die Engländer haben doch einen großen Sinn.

Während am Hofe des Dejs diese Scenen mit dem guten Diego vorgingen, mußte der junge Domingo im Hause des Kaufmannes die Stelle eines Lastthieres vertreten.

Seine Beschäftigung war, die Güter, die im Hafen ankamen, auf dem Rücken nach Hause zu schleppen. Gemeiniglich mußte ihm bey dieser Arbeit ein junger Engländer Gesellschaft leisten, der einige Wochen später in die Gefangenschaft gerieth. Domingo hatte seinen Kameraden ungemein lieb gewonnen; denn er sprach etwas italienisch, und da diese Sprache mit dem Spanischen große Ähnlichkeit hat, so lernten sich beyde bald verstehen. Übrigens aber war dieser Engländer eines von den Originalen, welche Britannien so häufig hervor bringt, und von denen es noch immer ein Problem ist, ob man sie große Narren, oder große Genies nennen soll.

Unser Insulaner mußte es immer für eine besondere Ehre ansehen, wenn der Britte eine seiner Fragen beantwortete. Wenn sie nach dem Hafen gingen, so nahm Domingo im-

mer die größere Laſt, um es ſeinem Freunde leichter zu machen. Er gab ihm von ſeinem Brote; denn der Engländer war ein ſtarker Freſſer. Kam dem Aufſeher die Laune, den Britten herum zu prügeln, ſo ſprang Domingo flugs zwiſchen beyde, und hielt mit ſeinem Rücken eine Menge Streiche auf, die alle für das engliſche Genie beſtimmt waren. Kurz unſer Inſulaner gab ihm bey jeder Gelegenheit die auffallendſten Beweiſe ſeiner Freundſchaft und Liebe, ohne dafür je auch nur eine freundliche Miene, oder einen Blick des Dankes von ihm zu erhalten. Dieſes unfreundliche Betragen fiel dem reizbaren Herzen des guten Domingo zwar manchmahl etwas empfindlich; er hatte ihn aber darum nicht minder lieb. Schon das freute ihn, daß der Engländer lieber mit ihm als den übrigen Sclaven umging, und wenn er ihm gleich auf hundert Fragen keine Antwort gab, ſo war doch, was

er manchmahl antwortete, für den wißbegierigen Insulaner lehrreich genug. Von ihm erfuhr er, daß er sich in Algier befinde; daß Algier eines von den Raubnestern sey, die schon seit dem sechzehnten Jahrhunderte den Handel unsicher machen; daß es ein Leichtes wäre, diese dem Commerz so schädlichen, und für die Menschheit so entehrenden Raubnester zu zerstören; daß es aber europäische Mächte gäbe, die aus wechselseitiger Eifersucht zu ihrer Erhaltung arbeiten, und sogar im Bunde der Freundschaft mit ihnen stehen.

Domingo konnte bey diesen und ähnlichen Erzählungen vor Erstaunen nicht zu sich kommen; so wie mancher biedre Deutsche bey der kaum glaubwurdigen Nachricht erstaunte, daß ein Deutscher Fürst mit dem Feinde der Christenheit ein Trutz- und Schutzbündniß geschlossen habe.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Das gute Herz.

Es waren nun bey neun Monathe vorüber, daß Domingo die Sclavenketten trug, und obgleich ſein Zuſtand für einen Sclaven noch immer leidentlich war, ſo fing er doch an, ſich nach Erlöſung zu ſehnen.

Dieſe Sehnſucht wirkte, ſo wie jede Gemüthskrankheit, bald ſichtbar auf ſeinen Körper, und er verlor mit ſeiner Munterkeit auch ſeine Kräfte.

Am empfindlichſten fiels ihm, daß er ſeit ſo langer Zeit von dem Schickſale ſeines Freundes und Lehrers nicht eine Sylbe erfuhr, und

daß er vielleicht nie das glückliche Land der Christenheit sehen werde, wo alle Menschen sich als Brüder lieben, wo es keinen Seeräuber, und keinen Sclaven gibt.

Diego hatte zwar dem Trinitarier sehr angelegentlich aufgetragen, sich um den gefangenen Insulaner zu erkundigen, und ihn dann so wohl zu trösten, als auch im Glauben zu bestärken; allein, was immer die Ursache davon gewesen seyn mag, Domingo sah keinen Trinitarier.

Als er eines Tages mit einer schweren Last, unter der er fast erlag, vom Hafen zurück kehrte, fiel ihm etwas um den Hals. Es war sein Freund Diego. Sie konnten beyde vor Thränen und Freuden lange kein Wort hervor bringen. „Bist du noch ein katholischer Christ?“ war Diegos erste Frage, und auf

die Antwort: ja, gab es neue Thränen und neue Umarmungen.

Diego erzählte ihm dann, welche Mißhandlungen er im Hause des Dejs täglich auszustehen habe, von der Hetze durch Windspiele, von den Nasenstübern, und sogar von dem schrecklichen Combabirungsprojecte. — — „Doch," fuhr er fort, „ich hoffe, unser Leiden soll ein Ende nehmen. Ich habe nach Madrid geschrieben. Man wird uns beyde aus dieser unmenschlichen Sclaverey erlösen."

Schon der bloße Gedanke von Freyheit gab unserm Insulaner neues Leben. Er fiel seinem Freunde um den Hals, und wäre vielleicht so hangen geblieben, wenn nicht der Aufseher, der eben dazu kam, durch einige Karbatschhiebe die Umarmenden getrennet hätte.

Domingo gewann kaum so viel Zeit, dem Diego den Kaufmann zu nennen, bey dem er als Sclave diente.

Als er nach Hause kam, erzählte er dem Engländer, daß er seinen Freund gefunden, und daß dieser ihm die Versicherung zu seiner baldigen Erlösung gegeben habe. „Wie glücklich wäre ich," sagte er, „wenn ich auch dich mit mir befreyen könnte! Ich werde nur halb frey seyn, so lange ich dich in der Sclaverey weiß." Der Engländer hörte diese Reden mit seiner gewöhnlichen, kalten, gefühllosen Miene an. Nur als Domingo die Mißhandlungen erzählte, die sein armer Freund am Hofe des Dejs erdulden mußte, und dabey auf das Combabisiren kam, entfuhr dem Britten zum ersten Mahl ein kleines Lächeln.

Domingo fragte, ob es wirklich Menschen

gebe, die an ihrem Mitmenschen diese Grausamkeit ausüben? Der Engländer, der dieß Mahl in der Laune zu antworten war, erwiederte, daß solches in den mahumedanischen Ländern etwas sehr gewöhnliches sey, und daß diese verstümmelten Geschöpfe zu Hüthern des Harems bestimmt wären.

„Diese Thorheit kennt man auf meiner Geburtsinsel nicht," sagte Domingo. „So lange uns ein Weib liebt, bedarf es keiner Wache; und liebt es uns nicht mehr, so würde jede Bewachung vergebens seyn. Wir möchten auch kein Weib lieben, das wir bewachen müßten. Allein solche grausame Gebräuche können nur in Ländern zu Hause seyn, wo man unschuldige Leute auf der See gefangen nimmt, und in die Sclaverey steckt, wo man einen geheiligten Dominicaner mit Windspielen herum hetzt, und ihm Nasenstüber gibt.

In der frommen Christenheit weiß man sicher nichts davon. Dort bewachet man keine Weiber; dort nimmt man den Männern gewiß ihre Mannheit nicht. O wenn ich doch bald in der glücklichen Christenheit wäre!"

Der Engländer, der sich vielleicht an Italiens Sopransänger erinnerte, antwortete bloß mit einem kleinen hämischen Lächeln.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Eine schöne Handlung, und, wie der Autor glaubt, ein rührendes Kapitel.

Das Geld aus Madrid war angekommen, und der Trinitarier besorgte nun das Befreyungsgeschäft. Der Dej hatte die Saiten

so hoch gespannt, daß die Summe kaum für die Loskaufung des dicken Diego hinreichte. Für den guten Domingo blieb nicht ein Heller übrig, ja die Obrigkeit des heiligen Dominicanerordens fand nicht einmahl für gut, in ihrem Schreiben des Insulaners auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen.

Diego war nun frey, und stand unter dem Schutze des französischen Consuls; aber er konnte das Süße seines neuen Zustandes nicht mit der ganzen Fülle des Herzens genießen. Er wurde traurig, so oft er sich an das Schicksal seines jungen Freundes erinnerte. Der Trinitarier versprach ihm zwar, (so weit es nähmlich sein Beutel zulassen würde) für seine Befreyung zu sorgen; allein obschon Diego selbst ein Ordensmann war, so traute er doch nicht zu sehr auf die Versprechungen dieser Herren.

„Was wird aus dem armen Jungen werden!“ (sagte er seufzend.) „Sicher wird er seine Tage in der Sclaverey endigen müssen. Ich gab ihm Hoffnung zu seiner Erlösung, und nun soll ich ihm den Dolch ins Herz stoßen, und ihm sein trauriges Los ankündigen! — Ach, ich habe nicht den Muth, ihn noch ein Mahl zu sehen, und von ihm Abschied zu nehmen. — Das Herz würde mir brechen.“ — —

„Ich bin frey!“ rief Domingo, und schon lag er in Diegos Armen. „Frey?“ schrie Diego — mehr konnte er nicht sagen. Als sich ihre beyderseitige Freude genug in Thränen ergossen hatte, erzählte Domingo die Art seiner Befreyung. Es wäre nähmlich ein ansehnlicher Herr vor einigen Tagen in das Magazin gekommen, der seinen Kameraden, den Engländer, bey Seite gezogen, und ihm

nur wenige Worte ins Ohr gesagt hätte. Er wäre neugierig gewesen zu wissen, wer doch dieser Herr sey; der Engländer aber habe ihm, nach seiner gewöhnlichen Art, nicht darauf geantwortet. Am andern Morgen hätte sein Herr ihn allein nach dem Hafen geschickt, und als er nach Hause kam, habe er keinen Engländer mehr gefunden, und endlich von den übrigen Sclaven erfahren, daß er frey geworden. Darüber hätte er vor Schmerzen geweint; nicht so sehr, weil es ihm leid that, seinen geliebten Cameraden zu verlieren, sondern weil es ihn kränkte, daß dieser ihn, ohne Abschied zu nehmen, verlassen konnte. Er habe zwar immer gehofft, daß er ihn vor seiner Abreise noch besuchen werde, da er aber nicht zum Vorschein kam, so wär' er überzeugt gewesen, daß ihn der Undankbare nie geliebt habe; daher hätte er sich vorgenommen, nicht weiter an ihn

zu denken. Allein wie groß war nicht sein Erstaunen, als der ansehnliche Herr abermahl in das Magazin kam, und ihm in gebrochnem Wälsch mit den Worten seine Freyheit ankündigte, daß er sie seinem Freunde, dem Engländer, zu verdanken habe. Er habe bey dieser Nachricht vor Freude und Erstaunen am ganzen Leibe gezittert, und wäre halb ohnmächtig dem Fremden in die Arme gefallen, der ihm ebenfalls sehr gerührt schien, und ihn dann, nachdem man ihm die Fesseln abgenommen, mit sich nach Hause führte. Sein erster Wunsch war nun, sich seinem Befreyer in die Arme zu werfen; allein der englische Consul (das war der ansehnliche Herr) sagte ihm, daß sein Freund schon gestern nach seinem Vaterlande zurück gekehrt sey; er habe ihm aber ein kleines Andenken seiner Freundschaft zurück gelassen (es war ein Beutel mit hundert Guineen).

Thränen unterbrachen hier die Erzählung des Domingo. — —

„Das war eine schöne Handlung," sagte Diego; „allein Schade, daß ihr zum guten Werke das Leben des Glaubens fehlt. Warum bin ich nicht einige Wochen früher los geworden! Ich hätte diesen Engländer sicher zum wahren Glauben bekehrt." Darauf fragte er seinen jungen Freund, wie er dann seinen Aufenthalt erfahren habe. Domingo erwiederte, daß sich der englische Consul dießfalls Mühe gegeben, und endlich so viel in Erfahrung gebracht hätte, daß der dicke Dominicaner, der dem Dej den Narren machen mußte, von einem Trinitarier los gekauft worden, und sich im Hause des französischen Consuls befinde.

„Der Himmel vergebe dem Barbaren sei-

ne an mir verübten Mißhandlungen," sagte Diego; „aber ich werde für seine Bekehrung sicher kein Memento machen. Mein Gesicht ist von den vielen Nasenstübern noch mit Blut unterlaufen, und meine Waden werden nicht so bald von den Wunden heil werden, die ihnen die Windspiele gebissen haben. Doch lassen wir es gut seyn! Wir sind wieder in Freyheit. Ich werde mein geliebtes Madrid sehen, und du sollst mich dahin begleiten." Er stellte ihn dann dem französischen Consul vor, der sie beyde zur Tafel lud, und wenige Tage darauf fuhren sie mit einem portugiesischen Schiffe nach Spanien ab.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Wo ist der Weise, der nicht manchmahl die Schranken der Mäßigkeit überschritt?

Ein günstiger Wind brachte sie in kurzer Zeit nach Cadix. Diese Stadt gibt von der Seeseite einen herrlichen Anblick. Die Lustcabinetchen und Thürmchen, die auf den platten Dächern der Häuser angebracht sind, fallen ungemein schön ins Auge. Domingo konnte sich nicht satt daran sehen. Er brannte vor Begierde, den Fuß auf ein Land zu setzen, das so schöne Städte hat, und wo die Menschen alle Brüder sind.

Als sie aus dem Schiffe stiegen, kniete Diego auf die Erde hin, und küßte, und be-

nete den vaterländiſchen Boden mit Thränen. Domingo folgte ſeinem Beyſpiele, und er könnte es nicht mit mehr Wärme, mit mehr innigem Gefühle gethan haben, wenn Spanien ſein Vaterland geweſen wäre.

Der Gedanke, in der Chriſtenheit zu ſeyn, füllte ſeine ganze Seele aus. Er vergaß darüber die Leiden ſeiner Sclaverey, und ſelbſt die unſchuldigen Freuden ſeiner glücklichen Geburtsinſel.

Er war kaum am Lande, ſo ſah er ſchon eine Menge Dinge, die ihn in ſeiner hohen Meinung von der Chriſtenheit beſtärkten. Er fand ſich von einer Menge Menſchen umringet, die ihn willkommen hießen, und ihm mit den freundlichſten Mienen ihre Dienſte antrugen. Der eine erboth ſich, ihn nach dem beſten Gaſthof in Cadix zu führen; der an-

dere fragte, ob er nicht etwann einen Koffer zum fortbringen habe; der dritte wollte ihm alle Seltenheiten der Stadt zeigen; der vierte trug ihm eine Miethkutsche an. —— „So hat man uns nicht in Algier empfangen," sagte Domingo; „o glückliches Land der Christenheit! Was für ein Unterschied zwischen dir und der Barbarey, und dem Lande der Holländer!"

Im Gasthause gab es neue Gegenstände der Bewunderung. Der Wirth, ein Franzose, trug ihnen gleich beym Eintreten die köstlichsten Speisen auf, und bey jeder Speise, die er auftrug, machte er zehn Complimente und zehn Versicherungen, daß er sichs zur Ehre schäze, so liebe Gäste bey sich zu sehen.

Domingo ließ sichs schmecken, und glaubte schon jezt halb im Himmel der Christen

zu seyn. Er steckte aber keinen Bissen in den Mund, und leerte kein Glas Malaga, bey dem er nicht seinen Freund umarmte. Dieser sah seiner Seits den Himmel ebenfalls voll Geigen. Die Freude, wieder in seinem Vaterlande zu seyn, ließ ihn dieß Mahl auf die den Christen vorgeschriebene Mäßigkeit vergessen, und er leerte der Gläser so viele, daß er endlich sprach- und sinnlos vom Stuhle sank. Domingo, der noch nie einen Betrunkenen sah, hielt seinen Freund für todt, und warf sich mit schmerzlichem Geschrey über ihn auf den Boden hin. Der Wirth aber, der schon manchen Dominicaner in so einem Zustande sah, versicherte unsern Insulaner, daß sein Freund nichts weniger als todt wäre, und daß er zu seiner Erhohlung bloß ein Paar Stunden Schlaf bedürfe. Er ließ ihn auch augenblicklich durch seine Aufwärter auf ein Ruhebett bringen, wo man ihm Thee

reichte, und ihn endlich, nachdem er einen großen Theil des göttlichen Malaga von sich gab, ruhig das Räuschchen verschlafen ließ. „Das nenn' ich brüderlich gehandelt," sagte Domingo. „Als man mich in Batavia von der häßlichen Dame weg halb todt nach Hause brachte, nahm sich keine Seele meiner an: allein dafür waren es auch Holländer, und keine Christen."

Vier und zwanzigstes Kapitel.

O du liebes Geld!

Unser Insulaner hatte zwar auch eine gute Portion Wein zu sich genommen; da er aber einen starken, durch französische Köche nicht geschwächten Magen hatte, so machte der

Wein keine andere Wirkung auf ihn, als daß er sein Geblüt in etwas stärkern Umlauf, und sein Herz in die zauberische Stimmung brachte, die zu jedem Genusse der Freude so aufgelegt macht, und die Seele in ein glückliches Vergessen aller Leiden wiegt. Er ließ also seinen Freund in den Armen des Schlafes liegen, und eilte in die Gassen der Stadt hinab.

Er war kaum am Thore des Gasthauses, so fand sich schon wieder ein christlicher Bruder, der ihm seine Dienste anboth. Domingo nahm sie mit Vergnügen an. Der neue Freund führte ihn nach dem Hafen. Es war eben die große Silberflotte eingelaufen. Es wimmelte von Menschen. Domingo glaubte, daß die Leute der schönen Schiffe wegen dahin liefen. „Gehören diese Schiffe auch den Christen zu?“ fragte Domingo. „O ja,“

versetzte der Freund, „sie gehören unserm allergnädigsten Herrn dem katholischen König von Spanien. Sie kommen nun eben aus Mexico zurück, das wir durch das Schwert zum Glauben bekehrten, und bringen eine ungeheure Menge von Gold und Silber mit sich, das dort über 1000 Negern 300 Ellen tief unter der Erde für uns heraus graben." „Und was machet ihr dann mit diesem Silber und Gold," fragte Domingo. „Geld," versetzte der Fremde. „Geld!" rief Domingo: „zu was soll das Geld in der Christenheit? Ich weiß wohl, daß es in der Barbarey ein unentbehrliches Ding ist. Durch Geld wurde mein Freund und ich wieder in Freyheit gesetzt; aber hier in der Christenheit, wo alle Menschen Brüder sind, wo man sogar seinen Feinden Gutes thut, da sollte man nach meiner Meinung das Geld entbehren können."

Der Fremde, der nun wohl merkte, wen er vor sich habe, erklärte unserm Insulaner, daß auch in der Christenheit das Geld die Seele aller Geschäfte sey. „Mit Geld," sagte er, „kann man sich Ehrenstellen, Gönner, Freunde, alle Freuden der Welt, und sogar einen Platz im Himmel kaufen." „Sonderbar," sagte Domingo, „so viele Kraft hätte ich dem Gelde nicht zugetraut. Ich glaubte, daß es bloß zur Loskaufung aus der Sclaverey gut sey; allein wenn bloß Geld dazu gehört, um auf dieser Welt alle Freuden zu genießen, so soll es mir daran nicht fehlen. Ich habe noch hundert Guineen im Sacke, und wenn diese alle sind, so brauche ich mir von einem meiner christlichen Mitbrüder nur wieder andere hundert Guineen geben zu lassen." — —

„Sie haben hundert Guineen?" rief der

Fremde; „o Sie glücklicher Mann! wie sehr beneide ich Sie darum.“ „Warum beneiden?“ sagte Domingo; „da nimm sie!“ —— Mit diesen Worten zog er den Beutel heraus. „Du bist doch ein Christ?“ „O ja!“ versetzte dieser; „ich habe das Glück ein eifrigkatholischer Genueser zu seyn.“ — — — „Und wenn ich hundert Guineen brauche,“ sagte Domingo, „so gibst du mir sie wieder?“ „O ja gewiß,“ sagte der Genueser. —— „Nu, so nimm sie.“ — Der Begleiter nahm den Beutel, und schien bey sich den Überschlag zu machen, ob er der Schwere nach wirklich Gold enthalten möge. „Behüte mich der Himmel,“ sagte er nach einer Pause, „daß ich Sie Ihres Schatzes beraube! wenn Sie mir aber aus Großmuth einige von diesen kostbaren Goldstücken wollen zufließen lassen, so will ich Sie für dieses Werk der Barmherzigkeit täglich in

mein frommes Gebeth einschließen.“ „Zu was diese Umstände?“ sagte Domingo: „nimm so viel du willst,“ — — und der gewissenhafte Genueser nahm nur zehn Guineen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Was wäre ohne die Miethkutsche geschehen?

Während dieses Handels war eine großäugige Spanierinn einige Mahle um sie herum geschlichen. Domingo steckte eben seinen Beutel ein, als ihm die Dame in die Augen fiel. Er glaubte seine geliebte Insulanerinn leibhaft vor sich zu sehen, und mit diesem Bilde wachte die Liebe wieder plötzlich in seinem Herzen auf.

Er hätte sie gern auf offenem Platze in seine Arme geschlossen: allein die Dame hatte einen Begleiter, und Domingo erinnerte sich noch zu lebhaft der Folgen, die einst dieser Schritt für ihn nach sich zog. Indessen blieben seine Blicke an den Blicken der großäugigen Spanierinn hangen, die ihm ihrer Seits in ihren Augen ein gewisses etwas lesen ließ, das eben nicht dazu gemacht schien, sein Feuer abzukühlen.

„Gefällt Ihnen diese Dame?" fragte sein Begleiter. „Gefallen!" rief Domingo — „Ich muß mir Gewalt anthun, daß ich sie nicht an mein Herz drücke. Sie ist ganz das Bild meiner Geliebten, die ich auf meiner Geburtsinsel zurück ließ. Hätte sie nicht einen Begleiter! wären wir nicht auf offenem Platze! Ach!"

„Das soll uns nicht abschrecken," sagte der Genueser. „Ihr Begleiter ist mein Landsmann und mein sehr guter Freund. Er wird sichs zur größten Ehre rechnen, wenn Sie mit seiner Frau Bekanntschaft machen, und sie nach Hause begleiten wollen."

„Ist es möglich?" sagte Domingo, und darauf erzählte er seinem Freunde, daß er einst in der Barbarey (er meinte Batavia) wegen einer häßlichen und wegen einer schönen Dame Prügel bekommen habe.

„Das haben Sie bey uns in der Christenheit nicht zu besorgen," versetzte dieser. „Unsre Männer wissen besser zu leben. Sie sollen gleich den Beweis davon haben." Mit diesen Worten führte er ihn zur Spanierinn, die sich während der Zeit von dem großen Haufen entfernet hatte.

Sein Freund ſtellte ihn als einen Fremden vor, der erſt heute in Cadix angekommen, und die Ehre ihrer Bekanntſchaft wünſchte; Domingo aber, der an die Sitten der Europäer noch wenig gewohnt war, ſagte der Dame mit aller Naivität, daß er ſie ſchön finde, und daß ſie ſeiner Inſulanerinn gleich ſehe, die er von Herzen liebte; dabey faßte er ihre Hand, und drückte ſie mit einem Blick voll Liebe an ſein Herz. Die Dame gerieth in eine kleine Verlegenheit; allein ein Paar Winke von Seite des Genueſers erklärten ihr bald, wen ſie vor ſich habe. Sie erwiederte alſo den verliebten Druck mit einem Gegendruck; doch ſagte ihm zugleich ein Blick, daß die Gegenwart ihres Gemahls ihr nicht erlaube, ſich deutlicher zu erklären.

Dieſer einzige Blick war hinlänglich, die Begierden unſers Inſulaners, die ſchon über

das Ufer steigen wollten, in ihrem Flußbette zu erhalten.

Der Gemahl der Dame fand bald einen Vorwand, sich mit seinem Freunde von der Gesellschaft zu entfernen. „Das nenne ich brüderlich gehandelt," sagte Domingo, und schon ward die Hand der schönen Spanierinn wieder zehn Mahl an sein Herz gedrückt. — Er sagte ihr auch, daß er, wenn sie nicht bald zu Hause wären, sich unmöglich länger enthalten könne, sie zu umarmen. —

Die Dame erschrack über diese Erklärung. Sie merkte aus der Wärme seiner Hand das steigende Feuer des verliebten Insulaners, und besorgte bey jedem Schritte, daß er Wort halten möge. Eine Miethkutsche, die eben leer vorbey fuhr, riß sie aus der Verlegenheit. Man fuhr nach Hause.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Der Autor ersuchet die schönen Leserinnen, seinem Insulaner die wenige Weltkenntniß zu verzeihen.

Die Sonne war schon untergegangen, als Diego, bey dem der Weingeist verflogen war, wieder erwachte. Seine erste Frage war nach dem jungen Domingo. Der Wirth sagte ihm, daß er ihn mit einem Fremden habe fortgehen sehen. Diego schüttelte den Kopf. Es ward Mitternacht; es kam kein Domingo — es wurde Morgen; es kam kein Domingo. Diego schickte nun von allen Seiten Leute nach ihm aus. „Santiago!" rief er, „der Junge ist sicher in die Hände einer Bubldirne gerathen, die ihn plündern, und der Himmel weiß, mit welcher Krankheit nach Hause

ſchicken wird. Es hat meinen Lehren bisher geglückt, alle böſe Neigungen ſammt der Wurzel aus ſeinem Herzen zu reißen, nur die Liebe zum weiblichen Geſchlecht hat zu tief bey ihm eingeniſtet; und doch habe ich ihm über die Folgen dieſer ſchnöden Luſt ſchon ſo oft vorgeprediget. Allein," fuhr er fort, „ich bin dieß Mahl wohl ſelbſt an ſeinem Fehltritte etwas ſchuld. Hätte ich geſtern im Trinken nicht über die Schnur gehauen, ſo wär' ich nicht bey Tiſche eingeſchlafen, und er hätte mir folglich nicht entwiſchen können. Vielleicht habe ich dem jungen Manne durch meinen Rauſch Ärgerniß gegeben. Ich ſehe ſchon, ich werde es dieß Mahl nicht ſo genau mit ihm nehmen dürfen."

Diego war eben mit ſeinem Monolog zu Ende, als unſer Inſulaner ins Zimmer trat. Er hatte vom frühen Morgen in den Gaſſen

der Stadt herum geirret, und vergebens nach seinem Gasthofe gefragt, bis ihn endlich einer von den ausgeschickten Dienern antraf, und nach Hause führte. Die Freude, seinen lieben Insulaner wieder zu sehen, erstickte bey dem guten Diego, alle übrigen Empfindungen, und anstatt ihm Vorwürfe zu machen, drückte er den Sünder ans Herz. — „Nicht wahr, du bereuest deinen Fehltritt?" „Bereuen!" rief Domingo, „was bereuen? Ich habe seitdem ich von meiner Geburtsinsel weg bin, keine so vergnügten Augenblicke genossen. Du hast Recht — nur in der Christenheit kann sich die brüderliche Liebe so weit erstrecken. In Batavia prügelte mich ein Mann herum, weil ich sein Weib nur einige Augenblicke umarmte, und hier in dem christlichen Spanien bath mich ein Mann, daß ich sein schönes Weib nach Hause begleite, und er trieb die brüderliche Liebe

so weit, daß er uns sogar über Nacht allein ließ."

„St. Domingo!" schrie Diego, „es ist, wie ich mirs dachte. O du Unglücklicher! Das war keine christliche Dame — du warst in den sündigen Armen einer feilen Buhldirne, die nur deinen Beutel liebte." — —

„Du irrst" fiel Domingo ein, „die Dame war die Uneigennützigkeit selbst. Ich hatte ihr meine noch übrige Guineen angeboten; aber sie nahm sie nicht an, und zürnte sogar böse darüber. Ich sehe auch gar nicht, wie es einer so schönen Dame in der Christenheit an Guineen fehlen sollte. Ich würde sie ihr zu Tausenden geben — — ja du selbst würdest sie ihr geben, wenn du die Freuden kenntest, die ich in ihren Armen genoß."

„O du abſcheulicher Sündenbock!“ rief Diego. „Doch laß uns einmahl die Uneigennüzigkeit dieſer ſaubern Dame unterſuchen! Wo iſt dein Beutel?“ „Mein Beutel!“ ſagte Domingo, und ſuchte in allen Taſchen — — — „Sonderbar, geſtern Abends hatte ich ihn noch — ich muß ihn auf der Gaſſe verloren haben.“ „Verloren!“ rief Diego, und lachte herzlich, „deine Buhldirne hat dir ihn genommen. — Es iſt eine Spizbübinn, die dich durch den Schein der Uneigennüzigkeit in ihr Garn lockte, ſo wie der Kerl ein Spizbube iſt, der ſich für ihren Mann ausgab.“

Er fragte dann, ob Domingo ſich die Wohnung der Dame gemerkt habe. „Nein,“ ſagte Domingo; „allein es thut mir ſehr leid; denn, wenn ich weiß, daß ihr die Guineen Vergnügen bringen, ſo würde ich ihr ſehr oft einige hundert hintragen: ja du wür-

deſt mir eine rechte Freude machen, wenn du mir hundert Stücke gäbſt."

„Hundert Guineen!" rief Diego. „Woher ſoll ich hundert Guineen nehmen? Ich werde mit meinem Geldvorrathe nicht bis Madrid reichen, und ich habe in ganz Cadix keine bekannte Seele. Der Himmel weiß, welche Zeche uns der Wirth machen wird. Er iſt ein Franzoſe, und dieſe laſſen ſich ihre Complimente bezahlen. Siehſt du nun, in welche Verlegenheit du uns durch deinen Leichtſinn und deine Ausſchweifungen geſtürzet haſt?"

„Laß es gut ſeyn," ſagte Domingo; „wir wollen gleich Guineen haben." Mit dieſen Worten war er zur Thür hinaus — Diego ſuchte ihn zurück zu halten — allein weg war er.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Der Insulaner kommt übel zu Theil.

Domingo war fortgelaufen, den Genueser aufzusuchen, dem er Tages zuvor seine Guineen anbot, und der so großmüthig war, nur zehn davon zu nehmen. Er fand ihn nach vielen vergeblichen Gängen an der Thür eines Kaffeehauses, wo er eben Tobak schmauchte. „Gib mir hundert Guineen," sagte er zu ihm, „ich brauche sie nothwendig." „Von Herzen gern," erwiederte der Genueser, aber ich habe sie jetzt nicht bey der Hand; es ist keine halbe Stunde, daß ich mein ganzes Geld einem Freunde hingab. Wenn Sie sich aber einige Tage gedulden können" — — „Ich brauche sie noch heute," sagte Domingo. „Weißt du Niemanden, der mit Guineen

verſehen iſt?" „O ja," verſetzte der Genueſer, „gleich hier im erſten Stocke wohnet ein reicher Wechsler, bey dem Sie ſo viel Guineen haben können, als Sie wollen." „Das iſt mir lieb," ſagte Domingo, und lief nach dem Hauſe des Wechslers. „Kann ich hier Guineen haben?" war ſeine Frage beym Eintreten. „Wie viel befehlen Sie?" ſagte der Banquier. „So viel du mir geben kannſt." Der Wechsler ſtutzte. „Sie können tauſend und auch mehr Stücke haben." — —

„Um ſo beſſer," ſagte Domingo.

„Sie reiſen gewiß nach England?" —

„Nein." — —

„Gegen was für eine Münze wollen Sie dieſelben eintauſchen?"

„Gegen keine" — —

„So haben Sie vermuthlich koſtbare Juwelen, die Sie in Geld umſetzen wollen?"

„Ich habe nichts," ſagte Domingo. „Wie?" rief der Wechsler; „Sie wollen mich zum Narren haben?"

„Biſt du nicht ein Chriſt? Bin ich nicht dein Mitbruder? Iſt es nicht deine Pflicht, mir Guineen zu geben, wenn du ſie haſt."

„Was Chriſt! was Mitbruder!" ſchrie der aufgebrachte Wechsler. „Man werfe den Narren hier die Treppe hinab!" und Domingo wurde die Treppe hinab geworfen.

Er lief nach dem Kaffeehaus, um ſeinen Freunde den Auftritt zu erzählen: allein es

war kein Freund mehr zu sehen. Er fragte endlich einen Fremden, wessen Religion doch der Mann wäre, der dort den ersten Stock bewohnt. „Das kann ich Ihnen so eigentlich nicht sagen," versetzte der Fremde: „man spricht verschieden darüber. So viel weiß ich indessen, daß er ein Holländer" — — — „Ein Holländer?" schrie Domingo: „nun brauche ich nichts weiter zu wissen. Dacht' ichs ja wohl, daß er kein Christ seyn könne. Mein Freund hat mich übel adressirt." — Er lief zur Kaffeestube hinaus, um zu sehen, ob er nicht zufälliger Weise an die Wohnung seiner geliebten Dame gerathen möge. „Ich wollte mein Leben darauf setzen," sagte er im Gehen bey sich, „daß sie mir meinen Beutel nicht genommen hat; allein wenn es auch so wäre, so würde sie mir meine Guineen geben, so bald sie hörte, daß ich sie selbst zu meiner Reise nach Madrid brauche."

Indem er bey einem Galanteriehändler vorbey ging, fiel ihm eine Dame in die Augen, die ihm, so weit er sie im Profile sah, große Aehnlichkeit mit seiner geliebten Savanierinn zu haben schien. Er tritt ohne weiters in die Bude, und sieht nicht nur seine Dame, sondern auch seinen Beutel, aus dem sie eben einige Guineen für Galanteriewaren hin zahlte.

„Gib mir meine Guineen, sagte Domingo, und schlug seinen Arm zärtlich um die reizende Taille der Dame, die bey dieser Anrede, und dem Anblicke des Insulaners fast zum Stein ward. Allein sie faßte sich. „Mein Herr," sagte sie, „Sie scheinen sich in meiner Person zu irren; oder wenn es etwann Scherz seyn sollte, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich mir solche Scherze verbitte."

„Ich scherze nicht, und verkenne dich nicht,“ sagte Domingo. „Ich liebe dich zu sehr, als daß mir dein Bild entfallen sollte. Du bist das schöne Weib, in dessen Armen ich heute Nacht gelegen bin, und dieß hier ist der Beutel mit meinen Guineen.“

„Elender!“ rief die Dame, und die grossen Augen, die gestern nichts als Liebe sprachen, sprüheten jetzt Funken des Zorns.

„Du darfst auf mich nicht zürnen,“ sagte Domingo. „Ich verzeihe dirs ja, daß du mir meine Guineen nahmst; ich würde sie dir auch gern lassen, wenn ich sie nicht selbst zu meiner Reise nach Madrid brauchte.“

„Der Mensch muß von Sinnen seyn,“ sagte die Dame; „und wenn Sie mir ihn,“ fuhr sie gegen den Kaufmann fort, „nicht

vom Halse schaffen, so haben Sie an mir Ihre Käuferinn auf immer verloren."

Der Kaufmann war bisher bey diesem Auftritte wie eine Statue da gestanden. Die Drohung der Dame weckte ihn aus seiner Leblosigkeit, und die schönen Guineen, die er noch im Beutel sah, überzeugten ihn vollkommen, daß dieser Fremde ein Narr seyn müsse, weil er sie zurück verlangte. „Wahrhaftig," sagte er, „dieser Mensch muß von Sinnen seyn," und hiermit befahl er seinen Leuten, ihn zur Thür hinaus zu werfen. Allein Domingo, der sich im Hause des Wechslers so gelassen die Treppe hinab werfen ließ, glich nun einem aufgebrachten Tieger. Er schlug wüthend um sich, und wen seine Faust traf, der hatte ein Denkmahl auf Zeitlebens. Anstatt zur Butike hinaus geworfen zu werden, hatte er den Kaufmann sammt seinen

Dienern hinaus geworfen. Er sah sich nun nach seiner Dame um; aber diese war bereits durch eine Hinterthür entflohen. Er eilte ihr nach, und er würde sie seiner gekränkten Liebe aufgeopfert haben, wenn ihn nicht die Wache und das herbey eilende Volk überwannt und gefangen genommen hätte.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Diego wird das erste Mahl im Ernste böse.

„Der Junge macht sicher wieder einen tollen Streich," sagte Diego, als Domingo zur Thür hinaus lief, und hiermit nahm er seinen Mantel um, und ging ihn aufsuchen. Sein Weg führte ihn endlich auch nach dem Platze, wo der Auflauf war. Er sah seinen Freund,

von der Wache und einer Menge Volk umringet, daher führen. Diego eilte hinzu, und wo er ging, wurde vor dem Dominicaner der Hut abgezogen, und ihm Platz gemacht.

„Was hat euch der junge Mann hier gethan?“ fragte er die Wache. Man sagte ihm, daß er von Sinnen wäre, und daß man ihn ins Tollhaus führe.

„Ich bin nicht von Sinnen,“ schrie Domingo, aus dessen Blicke Wuth und beleidigte Liebe sprach. Diego befahl dem Volke sich zu entfernen — und das Volk entfernte sich. — Er befahl der Wache ihn los zu lassen, und die Wache ließ ihn los. Er gab darauf der Wache den Segen, und kehrte mit unserm Insulaner nach dem Gasthofe zurück.

Das Volk sah kaum, daß ein Dominicaner den jungen Mann in Schutz nahm, so war es auch schon überzeugt, daß er kein Narr seyn könne. Der Kaufmann selbst bereute es nun, daß er den Handel anfing, und wenn er gleich im Scharmützel ein Paar Zähne verlor, so hütete er sich ja, wider einen Mann Genugthuung zu fordern, der einen Dominicaner zum Freunde hatte.

Als sie zu Hause waren, ließ sich Diego den Hergang der Sache haarklein erzählen; denn er war ein starker Casuist, und diese Herren sehen ja darauf, daß ihnen kein Umstand entwische, der zur Bestimmung der Höhe oder Tiefe des Sündengrades dienen kann.

„Dem Himmel seys gedankt," sagte Diego, „dießmahl finde ich dich keiner Sünde schuldig. Du hattest Recht, die Guineen zu-

rück zu fordern; denn sie gehörten dir: du hattest Recht, dich zu vertheidigen; denn du wurdest angegriffen, und es ist erlaubt sich zu vertheidigen, wenn man angegriffen wird. Allein im Grunde betrachtet, war dieser Vorfall immer eine Folge deiner Ausschweifungen. Hättest du dich nie mit dieser Buhldirne eingelassen, so hätte sie dir deine Guineen nicht nehmen können; du hättest also nicht Ursache gehabt, bey dem Holländer andere Guineen zu suchen; du wärst nicht die Treppe hinab geworfen worden, und die Wache würde dich nicht als einen Unsinnigen nach dem Tollhause geführet haben." — —

„Ich habe gefehlt," sagte Domingo, der bey dieser ganzen Exhortation in sich versenkt da saß. „Gott seys gedankt," sagte Diego, „daß du deinen Fehler einsiehst. Seinen Fehler einsehen, ist schon der halbe Weg zur Bes-

ferung. Du bereuest es also von Herzen, daß du vom Wege der Tugend abgewichen, und dich im Labyrinthe der Wollust verirrtest? Du bekennest also deinen Fehler?"

„Ja," sagte Domingo, und schlug sich vor die Stirn; „ich habe groß gefehlt. — Ich hätte der Dame die Guineen nicht abfordern sollen. Wenn sie ihr kein Vergnügen machten, so hätte sie mir dieselben nicht genommen — und warum sollte ich ihr nicht lassen, was ihr Vergnügen macht? Nun hab' ichs mit ihr auf immer verdorben. — Der zornige Blick, den sie auf mich warf, zeigte mir, daß sie mich nicht mehr liebt. Sie hieß mich auch nicht umsonst einen Menschen, der von Sinnen ist: ich bin ja wirklich ein Narr, weil ich wegen einigen elenden Guineen die Liebe einer Dame verscherzen konnte, die so feurige große Augen — einen so schönen Bu — — —

„Schweig, du Kind der Verdammniß,“ rief Diego, und verhielt ihm den Mund. „An dir iſt alle Hoffnung zur Beſſerung verloren. Der Teufel der Wolluſt hat zu tief in dir eingewurzelt, als daß ihn meine frommen Ermahnungen aus ſeinem Hinterhalte heraustreiben könnten. — — Du biſt noch ein verſtockter Heide — und ich hätte faſt Luſt, dich der heiligen Inquiſition zu übergeben.“ Mit dieſen Worten ſchlug er die Thür hinter ihm zu, und ließ unſern guten Inſulaner allein.

Neun und zwanzigſtes Kap

Es iſt nicht des Autors Schuld, wenn der Inſulaner ſeine Geſinnungen über das Chriſtenthum etwas ändert.

Gutherzige Leute können zwar manchmahl etwas aufbrauſen; aber ihr Zorn iſt von kei-

ner Dauer. Diego war also kaum drey Schritte von der Thür weg, so reuete es ihn schon, daß er den armen Jungen so hart angefahren habe. Er konnte zwar die bösen holländischen Matrosen, und den menschenfeindlichen Dej von Algier, wenn sie es ihm gar zu arg machten, auf einige Augenblicke in die Hände der heiligen Inquisition wünschen: aber wie konnte es ihm Ernst seyn, seinen geliebten Insulaner, das redende Document seines glücklichen Apostelamtes, auch nur eine Minute diesem heiligen Blutgerichte zu übergeben?

„Die Sache genau erwogen," sagte er bey sich, „sind seine Fehltritte mehr eine Folge des jugendlichen Gedankens, als des bösen Willens. Die Triebe zur sinnlichen Liebe müssen in der frühen Jugend beschnitten werden; wer hätte sie aber bey meinem Dominge beschneiden sollen, da er auf seiner Insel wie

das liebe Vieh aufwuchs? Ich habe also gefehlt, daß ich dem Jungen seine Fehltritte mit so harten Worten verwies. Wenn einmahl das Feuer der Jugend bey ihm verflogen ist, so wird er schon selbst mit dem weisen Salomo die Eitelkeit der Welt einsehen. — — Ich muß sehen, wie ich ihn wieder beruhige. Denn sicher hat ihn die Drohung mit der heiligen Inquisition nicht wenig erschreckt."

Mit diesen Worten kehrte er ins Zimmer zurück, wo ihm der junge Domingo mit offnen Armen entgegen kam. Gute Herzen sind im Augenblicke ausgesöhnt.

„Wir werden morgen nach Madrid abreisen," sagte Diego.

„Ohne Guineen?"

„Ich hoffe mit meinem Gelde auszulangen," fiel Diego ein, „und im schlimmsten Falle wird man mir hier auf Wechsel doch eine kleine Summe borgen." —

Domingo fragte, was ein Wechsel sey? Diego erklärte es ihm. „Ewig Schade," sagte unser Insulaner, „daß ich nicht schreiben kann. Ich hätte dem Holländer so einen Wechsel ausgestellt, und er hätte mir sicher so viel Guineen darauf gegeben, als ich brauchte. Es ist zwar etwas sonderbar, daß nur diejenigen Christen Geld bekommen, die schreiben können. So bald ich nach Madrid komme, mußt du mich schreiben lehren. Ich könnte wieder auf eine schöne Dame stoßen, welche die Guineen liebt, und da wär' ich untröstlich, wenn ich ihr keine geben könnte."

Diego mußte wider Willen lachen. Na-

turam furca expellas, tamen usque recurrit, ſagte er bey ſich. Er nahm daraus Gelegenheit, unſern Inſulaner über den groſſen Werth des Geldes aufzuklären. „Die chriſtliche Liebe,“ ſagte er, „befiehlt uns nur von unſerm Uberfluſſe dem Nächſten mitzutheilen; allein die meiſten haben keinen Uberfluß, oder glauben wenigſtens keinen zu haben; daher kann man von ſeinem chriſtlichen Mitbruder in der Noth zwar einen guten Rath, aber ſelten eine Unterſtützung an Geld erwarten.“

„Wie?“ rief Domingo, „du ſagteſt mir ja, daß die Chriſten alle gleich wären, und daß ſie als Brüder unter ſich lebten. Wenn es aber von der einen Seite Mangel, und von der andern Uberfluß gibt, ſo hört ja alle Gleichheit und alle brüderliche Liebe auf.“ Diego erklärte ihm dann, daß ſich dieſe Gleich-

heit nur auf die Würde des Chriſtenthums, und mehr auf das ewige, als auf das zeitliche Leben erſtrecke.

Domingo ſchüttelte den Kopf, und die hohen Begriffe, die er von ſeiner neuen Religion gefaßt hatte, wurden etwas herab geſtimmt.

Dreyßigſtes Kapitel.

Ein neues verliebtes Abenteuer.

Am andern Morgen waren ſie nach Madrid abgereiſet. Der Wirth hatte wirklich die Kreide doppelt genommen. Diego fand, daß er ſie wenigſtens die Hälfte überhalten habe. Domingo konnte nicht begreifen, wie ein Mann

Leute überhalten könne, der ſo höflich und dabey ein Chriſt iſt.

Die Reiſe ging langſam: denn die Wege waren ſehr ſchlecht, wie ſie in einem Lande ſeyn müſſen, das faſt durch und durch gebirgig iſt, und dabey nur wenig inländiſchen Handel hat. Die Geſellſchaft beſtand aus einem Kaufmanne von Cordova, aus ſeiner Tochter, aus unſerm Diego und dem Inſulaner. Dieſer hatte kaum das Mädchen recht betrachtet, ſo fand er ſchon, daß ſie eine ſehr große Ähnlichkeit mit ſeiner geliebten Inſulanerinn habe. Dieſe Bemerkung zu machen, und die Kaufmannstochter zu lieben, war eines bey ihm. Er hätte ſeine Flamme gern entdecket; aber Diego ließ ihn nicht einen Augenblick aus den Augen, und verhinderte es immer, daß Domingo und das Mädchen weder neben einander, noch Knie gegen Knie

zu ſitzen kamen. Dem armen Jungen blieb alſo nichts übrig, als ſeiner Dame, wenn ſich ihre Augen gerade begegneten, den Eindruck kund zu thun, den ſie auf ſein Herz machte. Ein ſchmachtender Gegenblick antwortete ihm von Zeit zu Zeit, daß ſie ihn verſtände.

Es iſt eine bekannte Wahrheit, daß Zwang und Hinderniß das Feuer der Liebe nur noch mehr anfachen. Unſer Inſulaner konnte ſeinem Herzen nicht länger Gewalt anthun. „Warum verhinderſt du mich," ſagte er zu Diego, als ſie in Sevilla Abends allein auf dem Zimmer waren, und dieſer die Thür verriegelte, „warum verhinderſt du mich, dieſer ſchönen Dame meine Liebe zu erklären, und ſie an mein Herz zu drücken?"

„Weil es meine Pflicht iſt, Sünden zu verhindern," erwiederte Diego.

„Wie?“ rief Domingo; „es sollte Sünde seyn, ein Geschöpf zu lieben, das der Himmel so liebenswürdig schuf?“

„Die Liebe ist an und für sich keine Sünde,“ fiel Diego ein, „aber sie wird zur Sünde, wenn sie, wie bey dir, einen unreinen Endzweck hat. Uberdieß ist unsere Reisegefährtinn keine feile Buhldirne, sondern die Tochter eines christkatholischen Kaufmannes, der sie gewiß nicht zur Befriedigung sündiger Begierden, sondern (wenn sie anders nicht Beruf zum Klosterleben hat) für den heiligen Ehestand erzog.“

„Gut,“ sagte Domingo, „so will ich sie zum Weibe nehmen, und du kannst, wenn du willst, morgen den Segen über uns sprechen.“

„Du sie zum Weibe?“ schrie Diego, und

lachte; daß ihm der Bauch wackelte. „Haſt du ſchon vergeſſen, daß Politik und Geldſucht bey uns die Ehen ſchließen? Von was willſt du ein Weib erhalten? Du, der du weder Geld haſt, noch Geld zu verdienen im Stande biſt?“

„Ich werde ihren Vater bitten, daß er mir ſo viel Geld gebe, als wir zum Leben brauchen. Er ſpricht ja immer von ſeinen großen Reichthümern: er muß alſo Überfluß haben. — Und du ſagteſt ja, daß der Chriſt von ſeinem Überfluſſe ſeinem Bruder mittheilen müſſe.“

„Nicht den ſechzehnten Theil eines Piaſters,“ ſagte Diego. „Der Kaufmann glaubt nie Überfluß zu haben. — — Schlage dir dieſe Gedanken aus. Hier haſt du meinen Segen — gute Nacht.“ — —

„Gute Nacht," sagte Domingo, dem tausend Segen das reizende Mädchen nicht aus dem Sinne gebracht hätten, und der sich die ganze Nacht über den Kopf zerbrach, wie er es doch anzugreifen habe, daß er der schönen Reisegefährtinn seine Liebe unter vier Augen entdecken könne.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Der Autor sieht sich schon wieder in Verlegenheit, die Schönen, und vorzüglich die Romanenleserinnen um Vergebung bitten zu müssen.

„Wir fallen," rief Diego, als sie am andern Morgen am schmalen Rande einer Anhöhe hinfuhren, und indem er dieß sagte, lag die Kutsche in einem Graben. Sie hatte zwey Mahl umgeschlagen, und daher wurde

die gute Ordnung, welche Diego in Ansehung der Plätze bisher eingeführet hatte, ziemlich zerstört. Der Kaufmann kam auf den dicken Dominicaner zu liegen, und die schöne Kaufmannstochter fiel in die Arme unsers Insulaners.

Durch Hülfe einiger vorbey ziehender Wallfahrter wurde zwar der Kutsche alsogleich wieder aufgeholfen: allein so kurz der Augenblick der Verwirrung war, so fand doch der verliebte Domingo Zeit genug, dem reizenden Mädchen, durch die feurigste Umarmung und einen Kuß, dem die Dame sich nicht entziehen konnte, alles zu bestätigen, was ihr bisher nur seine Augen sagten.

Dem dicken Diego hatte die Angst ein kleines Fieber zugezogen, und der Kaufmann hatte sich im Fallen den Arm gequetscht. Man

beſchloß alſo, am nächſten Orte Halt zu machen. Domingo glaubte, daß nun der glückliche Augenblick gekommen ſey, wo die Liebe ſeine Wünſche krönen werde.

An heißen Sommertagen pflegt ganz Spanien nach Tiſche zu ſchlafen. Diego, bey dem das Fieber von keiner Bedeutung war, überließ ſich ebenfalls der Mittagsruhe, und er that es um ſo unbeſorgter, da er ſeinen jungen Freund bey ſich eingeſchloſſen hatte, und alſo, ſeiner Meinung nach, in Anſehung ſeiner Neigung gegen die Kaufmannstochter nichts befürchten durfte. Allein der gute Diego bedachte nicht, daß die Fenſter vom Zimmer kaum ein halbes Stockwerk hoch waren, und daß überhaupt der Liebe nicht leicht ein Sprung zu hoch ſey.

Diego hatte kaum die Augen zu, ſo war

unſer Inſulaner, da er die Thür verſchloſſen fand, ſchon zum Fenſter hinaus.

Der Kaufmann von Cordova hatte ſein Zimmer neben dem Zimmer des Diego, und gleich neben an war ein Stübchen für ſeine Tochter. Domingo, den ſein Freund immer eingeſchloſſen hielt, wußte eigentlich nicht, wo der Gegenſtand ſeiner Sehnſucht wohnte: wenn er alſo, ohne ſich erſt zu erkundigen, das Zimmer fand, ſo muß entweder Amor den Spurhund gemacht haben, oder das Mädchen ſelbſt gab ihm den Fingerzeig. Er kann auch durch bloßen Zufall an den rechten Ort gekommen ſeyn: genug, Domingo kam in das Stübchen, wo die ſchöne Cordovanerinn, mit halb entblößtem Buſen, in einem taftenen Unterröckchen auf einem Ruhebette eben in den Armen des Schlafes lag.

Ein fein erzogener Europäer wäre vielleicht leiſe zum ſchlafenden Mädchen hinzu geſchlichen, hätte lange mit gierigen Blicken die halbenthüllten Reize verſchlungen, und dann höchſtens (um ja die Schöne nicht im Schlafe zu ſtören) einen Kuß gewagt, ſo ſanft als kaum Zephyre küſſen; oder wenn es doch ſeine Abſicht geweſen, die ſchöne Schläferinn aus dem Schlafe zu wecken, ſo wär' es ſo unmerklich, und mit ſo vielen Entſchuldigungen geſchehen, daß die Schöne am Ende die Kühnheit verzeihen mußte.

Allein von dieſer feinen Lebensart wußte unſer Inſulaner nichts. Das geliebte Mädchen ſehen und in die Arme ſchließen, war eins bey ihm. — —

Ich habe zu ſagen vergeſſen, daß unſere Cordovanerinn eine große Freundinn vom

Romanenleſen war, und daß ſie daher auch ſehr überſpannte Begriffe von der Liebe hatte. Nach ihrer Meinung ſollte ein Liebhaber ganz Ehrfurcht ſeyn. Ein Kuß war die höchſte Freyheit, die ſie ihm erlaubte, und dieſer mußte ſo platoniſch gegeben werden, als nur immer möglich. Es hatte ſich alſo ſchon damahls ihre Tugend empöret, als Domingo ſie bey dem Umſturze des Wagens ſo feurig in die Arme ſchloß, und ihr einen Kuß gab, der ihr ſehr unplatoniſch vorkam. Sie ſchrieb aber die ganze Sache mehr dem Ungefähr zu; daher ſtand unſer Inſulaner noch immer in ihrem Herzen oben an, und ihre Blicke trugen auch kein Bedenken ihm dieſes Geſtändniß zu machen. Es wäre ihr auch nicht unangenehm geweſen, ihren Liebhaber unter vier Augen zu ſprechen, nur hätte dieß durch ein Fenſter, oder vom Acker herab geſchehen müſſen; denn auf ihr Zimmer zu kommen, das hätte ſie ihm wa-

chend nicht verziehen; und sie im Schlafe überraschen, das war in ihren Augen ein Verbrechen, dessen sie einen echten Liebhaber nie fähig glaubte.

Man stelle sich also die Lage dieser Platonikerinn vor, als sie sich beym Erwachen in den Armen unsers Insulaners sah, der sie so unplatonisch ans Herz drückte, und mit epikurischen Küssen gleichsam zudeckte.

Sie traute anfänglich ihrem Auge nicht; als sie sich aber überzeugte, daß es wirklich ihr Geliebter sey, der die Achtung gegen sie so weit außer Augen setzte, und alle Delicatesse der Liebe beleidigte, so brach sie in einen Strom von Thränen aus — und dieser Thränenstrom entwaffnete den Insulaner.

Ein Europäer hätte diese Thränen vielleicht

für das Signal zur Vollendung ſeines Sieges gehalten; allein unſer unerzogener Wilde nahm ſie, (für was man Thränen nehmen ſollte) für den Ausbruch eines leidenden Herzens — und ſo ließ er das Mädchen los.

„Warum weinſt du?“ ſagte er, und drückte ihre Hand an ſein Herz. — „Weil du mich nicht liebſt,“ ſagte die Schöne mit thränendem Blicke, und einem Auge, aus dem beleidigte Liebe und Tugend ſprach.

„Wie?“ rief Domingo; „ich ſollte dich nicht lieben! Man kann nicht zärtlicher lieben, als ich dich liebe. — Habe ich dich nicht in meine Arme geſchloſſen? Gab ich dir nicht unzählige Küſſe, und bin ich nicht hier, um dir noch unzählige zu geben? Komm, laß mich nicht länger leiden;“ — — und hiermit wollte er ſie neuerdings in die Arme ſchließen; al-

lein dieſe neue Beleidigung löſchte den letzten Funken von Liebe in dem Herzen der platoniſchen Schönen aus. Sie ſtieß ihn zurück. „Hinweg Elender!“ ſagte ſie mit zornigem Blicke; „du kennſt die Liebe nicht! von nun an habe meinen Haß!“ — und weg war ſie. — —

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Der Inſulaner macht ſich von der Tugend der Damen ſonderbare Begriffe.

Während dieſer Auftritt auf dem Zimmer der Kaufmannstochter vorging, hatte ein Naturbedürfniß den dicken Diego aus dem Schlafe geweckt.

Es fand ſich kein Domingo. „Der Böſe„wicht,“ ſagte Diego, „hat ſich die Gelegen-

heit zu Nutze gemacht, und ist zum Fenster hinaus gesprungen. Sicher steckt er bey der Cordovanerinn. Aber dieß Mahl soll es ihm nicht ungestraft hingehen. Wenn nur die Sünde nicht schon begangen ist. Das Mädchen scheint mir sehr weltliche Augen zu haben. Vielleicht läßt mich der Himmel noch in Zeiten eintreffen. Hiermit nahm er den Gürtel seines Ordenshabites, und ging den Flüchtling aufsuchen.

Domingo war noch immer wie versteinert auf demselben Flecke gestanden. Er wischte sich die Augen, um zu sehen, ob er wirklich wache. „Die Dame muß von Sinnen seyn," sagte er nach einer Pause. „Mir den Vorwurf zu machen, daß ich sie nicht liebe, nachdem ich ihr die zärtlichsten Beweise meiner Liebe gab, und bereit war, ihr noch größere zu geben. Da lob' ich mir meine Insulanerinnen,

und die christliche Dame, die mich in Cadix über Nacht behielt, und die holländische Dame in Batavia, die mich gewiß wieder geliebt hätte, wenn nicht ihr Mann dazu gekommen wäre. Doch mein Freund sagte mir ja, daß es in der Christenheit Menschen gebe, die ihren Verstand verlieren. Sicher gehört meine Dame in diese Zahl. — — Es ist doch ewig Schade, daß so ein schönes Mädchen eine Närrinn ist. — —

Pritsch, pratsch, gings über den Rücken unsers Insulaners. — „Sündenbock," rief zugleich eine Stimme, „weil meine frommen Ermahnungen nichts fruchten, so soll mein heiliger Ordensgürtel den Teufel der Wollust aus dir treiben."

Man erräth leicht, woher die Stimme kam. Diego war der reitzenden Kaufmannstochter

begegnet, die gleich der fliehenden Daphne über den Gang hin eilte, und als sie des heiligen Mannes ansichtig wurde, zu seinen Füßen hinstürzte, und ihn um Schutz gegen die Verführungen seines jungen Freundes anflehte. Der fromme Pater ließ sich nach seiner Gewohnheit alles umständlich erzählen, und nachdem er überzeugt war, daß das Mädchen unschuldig, und daß die ganze Schuld auf Seite des Insulaners liege, so gab er dem Mädchen den Segen, und lief dann den Verbrecher aufsuchen, um ihn dieß Mahl die ganze Schwere seines heiligen Zornes fühlen zu lassen.

Domingo erstaunte, als er den dicken Diego hinter sich erblickte, der mit entflammtem Gesichte mit dem Ordensgürtel in ihn hinein schlug. „Wenn du mich der Kaufmannstochter wegen schlägst," sagte Domingo, „so hast du groß Unrecht; denn die hat von mir

nichts mehr zu besorgen. — Die Dame ist eine Närrinn, und mit Närrinnen will ich nichts zu thun haben.“

Diese Rede versöhnte den aufgebrachten Vater. „Du bereuest es also,“ sagte er, „daß du der Unschuld dieses frommen Kindes nachgestellt hast? Du versprichst mir, nie wieder ein tugendhaftes Mädchen verführen zu wollen?“ „Ja,“ rief unser Insulaner, „wenn alle tugendhafte Damen so beschaffen sind, so verspreche ich dir, nie wieder eine tugendhafte Dame zu lieben.“

Diego merkte wohl, daß er und der Insulaner sich nicht ganz verständen; indessen schien er sich mit dieser Versicherung zu begnügen; weil er aber seinen Worten nicht traute, und der Kaufmann zu seiner vollkommenen Genesung wohl noch mehrerer Tage bedurfte,

so setzte er die Reise mit seinem jungen Freunde allein nach Madrid fort.

„Ich darf die beyden Leutchen nicht mehr zusammen lassen," sagte er bey sich. „Wir wollen noch vor Sonnenaufgang abreisen. Domingo soll die Cordovanerinn nicht mehr zu sehen bekommen" — — und so reiseten sie vor Sonnenaufgang ab.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Der Insulaner ist noch immer ganz Natur.

Je näher unsre Reisenden gegen Madrid kamen, je aufgeräumter wurde Domingo. Er träumte sich goldene Tage. Er schrieb die freundlichen Mienen und Complimente, die man überall dem heiligen Ordenshabite des

dicken Diego machte, der christlichen Liebe zu, und es freute ihn nicht wenig, bald in der Hauptstadt des katholischen Königs zu seyn. „Unter so vielen Menschen," sagte er bey sich, „wird es doch einige geben, die Überfluß an Geld haben; diese werden mir also von ihren Guineen mittheilen, und ich werde damit mancher schönen Dame ein Vergnügen machen können."

Dem guten Diego verursachte die Munterkeit des Insulaners große Freude. Er hielt sie für den gültigsten Beweis, daß ihm die Liebe gegen die schöne Cordovanerinn nicht mehr im Herzen sitze, und er schrieb diese glückliche Cur der Heiligkeit seines Gürtels zu.

„Leihen Sie einem Cavallero doch etwas Geld," rief ein langer hagerer Mann, der, den Hut auf dem Kopf, und den Degen an

der Seite, mit gravitätiſcher Miene an den Wagen hintrat. Diego gab ihm einige Silberſtücke, und der Cavallero ging mit ſtolzen Schritten, ohne zu danken, ſeinen Weg weiter.

Gleich darauf kam ein hinkender Greis, dem der eine Arm fehlte, und dem Noth und Elend aus den Augen ſah. „Geben Sie doch um des St. Jago Willen einem alten Soldaten einige Maravedi, der im Dienſte des Königes ſeinen Arm verlor.“ — Diego warf ihm einen Maravedi in den Hut, und der Greis rief ihnen tauſend Segen nach.

„Warum gabſt du dieſem alten Manne nur ein Stück,“ fragte Domingo, „und dem andern ſo viele? War der Mann mit dem Federhut vielleicht kein Chriſt?“ „Es iſt ein armer Cavalier,“ erwiederte Diego, „der deßwegen eines größern Beytrages bedarf,

weil er eine bessere Erziehung genoß, und an die Dürftigkeit nicht gewohnet ist."

„Was?" rief Diego, „ein armer Cavalier! Du sagtest mir ja, daß dieß die glücklichen Menschen sind, die den meisten Überfluß an Gelde haben; und wie kann denn derjenige arm seyn, der Überfluß hat?" Diego erklärte ihm dann, daß es auch einen armen Adel gebe, und daß selbst bey den vornehmsten Familien nur der Erstgeborne im Schooße des Überflusses sitze. Unser Insulaner schüttelte gewaltig den Kopf, und seine hohe Idee vom Christenthume litt abermahl einen kleinen Stoß. „Da ist es auf meiner Insel wieder ganz anders," sagte er bey sich; „man mag dort am ersten oder am lezten geboren werden, so hat man gleiche Rechte auf unsere Cocosnüsse, und der würde übel wegkommen, der sich dort auf die Erzeugnisse unserer Insel ein

Vorrecht anmaßte, weil er früher zur Welt kam."

Unter solchen Betrachtungen war die Kutsche in einem elenden Gasthofe eingetroffen, wo Diego nach Tische der Ruhe pflegte. Er verschloß dieß Mahl keine Thür; denn es war in Ansehung der Cordovanerinn nichts mehr zu besorgen, und überhaupt hatte sich unser Insulaner seit seiner letzten Bekehrung etwas mehr Zutrauen gewonnen. Diego hatte also kaum die Augen zu, so war unser Domingo schon im Freyen.

Was ihm am ersten in die Augen fiel, war der alte Greis, der sie am Wagen um Almosen angesprochen hatte. Er lag unter einem Baume, und verzehrte ein Stück Brot.

„Ist dieß dein ganzes Mittagmahl?" frag-

te unser Insulaner. „Ja wohl,“ erwiederte der Greis, „und ich dankte Gott, wenn ich es täglich so gut haben könnte, wie heute. Aber es gibt Tage, wo ich nicht ein Mahl das liebe Brot habe.“

„Warte einen Augenblick,“ sagte Domingo, und lief nach dem Gasthofe zurück. „Wenn ich nur dieß Mahl einige Guineen hätte,“ sagte er bey sich. „Mein Freund, der Genueser hatte doch Recht, wenn er sagte, daß man sich durch Geld alle Freuden der Welt verschaffen kann. Für mich gäbe es jetzt kein größeres Vergnügen, als diesem alten Manne wohl zu thun, und ich muß es entbehren, weil ich keine Guineen habe. Es wird aber doch im Wirthshause etwas geben, womit ich ihm den Hunger stillen kann.“

Der Wirth, ein großsprechender Andalu-

ſier, ſchwor bey dem St. Jago, daß die hohen Reiſenden, die er heute ſchon zu bewirthen die Ehre hatte, ſeinen ganzen ſehr beträchtlichen Vorrath aufgezehrt hätten, und daß ihm außer einem Stücke marinirten Fiſches nichts übrig geblieben wäre.

Domingo brachte ihn ſammt einer Bouteille Wein dem Greiſe. „Iß, und trink,“ ſagte er, und warf ſich neben ihm ins Gras hin. „Es thut mir leid, daß ich dir nichts Beſſers geben kann. Ich hatte einen Beutel mit Guineen; aber eine ſchöne Dame in Cadix hat ſie mir genommen, und ich gönne ſie ihr von Herzen.“

Der Greis dankte mit gerührter Miene, und verzehrte den Fiſch mit großem Appetit. Ein Europäer würde den alten Mann durch tauſend Fragen unterbrochen haben; allein

unſer Wilde ließ ihn ruhig die kleine Mahlzeit vollenden, und nur dann, als alles verzehrt und die Flaſche bis auf die Neige geleert war, kam er mit der Frage heraus, die ihm am Herzen lag.

„Wenn ich anders recht hörte,“ ſagte Domingo, „ſo haſt du deinen Arm in den Dienſten des Königs verloren.“

„So iſts,“ erwiederte der Greis. —

„Ich begreife nicht,“ fiel unſer Inſulaner ein, „wie man in den Dienſten eines katholiſchen Königes ſeinen Arm verlieren kann. Er wird dir ihn doch nicht im Zorne abgeſchlagen haben? Ich war ſo unglücklich, daß ich meinen Freund im Zorn erſchlug; allein wenn er dir ſo etwas gethan hätte, ſo würde ers ſicher bereuet, und dir den Schaden mit

Guineen ersetzt haben. Oder hat dir vielleicht ein anderer Diener des Königs das Bein untergeschlagen, und du hast dir den Arm im Fallen zerbrochen? Der böse Dej in Algier ließ meinem Freunde öfters solche Streiche spielen: aber ein christlicher König kann ja kein Barbar seyn, und sich mit seinen Dienern so ein abscheuliches Vergnügen machen." — —

Der Greis wußte nicht, was er aus unserm Insulaner machen sollte: er hielt es aber für Pflicht der Dankbarkeit, ihm zu antworten. „Ich habe meinen Arm im Kriege verloren," sagte er.

„Wie?" rief Domingo, „im Kriege? Ha! ich errathe, wie es zugegangen seyn mag. Du warst zur See; da wollten die Barbaren, die Algierer, dein Schiff besteigen, und dich, wie sie es mir machten, in die Gefangenschaft

ſchleppen. Da haſt du dich dann gewehrt, und im Gefechte deinen Arm verloren. Ich wollte, unſere Leute hätten ſo viel Herz gehabt, ſo wäre ich nicht gefangen worden. Ich war damahls krank und ſchwach: ſonſt hätten Sie mich ſo leicht nicht bekommen."

„Sie irren," erwiederte der Greis. „Es waren keine Barbaren, die mir meinen Arm wegſchoſſen. — Es waren Engländer." — —

„Engländer?" ſchrie Domingo; „das iſt unglaublich. Das ſind die beſten Leute von der Welt. Sie haben zwar einen wunderlichen Humor, aber dabey ein recht chriſtliches Herz. Ein Engländer hat mich aus der Gefangenſchaft los gekauft, und mir den Beutel mit Guineen gegeben, die jetzt meine ſchöne Dame in Cadix hat. — — Und was für eine Urſache konnten denn die Engländer gehabt

haben, daß sie dir deinen Arm wegschossen?"

„Keine andere," sagte der Greis halblächelnd, „als weil ich auf sie geschossen hatte." — —

„O du böser Mensch," schrie Domingo, und raffte sich von der Erde auf, — „nun habe ich kein Mitleiden mehr mit dir. — Wer auf die guten Engländer schießen konnte, der verdient es, daß er seinen Arm verlor. Ich habe dich für einen Christen gehalten; aber du bist ein Barbar, oder ein Holländer." Mit diesen Worten ließ er den erstaunten Greis unter dem Baume sitzen.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Die Martisföhne mögen dem roben Insulaner sein Raisonnement zu Gute halten.

„Du hast dem armen Manne groß Unrecht gethan," sagte Dicao, als ihm unser Insulaner seinen gehabten Auftritt erzählte. „Es war seine Pflicht, auf die Engländer zu schießen; **denn deßwegen gab ihm der König täglich vier kleine Kupferstücke.**"

„Wie?" rief Domingo, „um vier elende Kupferstücke auf seinen Nebenmenschen schießen? Ich würde es nicht um einen Beutel mit Guineen thun. In meinen Augen bleibt also der alte Mann immer ein böser Mensch, weil er sich für Geld zu einer Mordthat brauchen ließ."

Diego erklärte ihm, daß dieß keine Mordthat heiße; sondern man nenne sie **Heldenthaten**, welche die Kirche selbst, wenn sie sehr häufig ausfallen, mit einem Dankfeste feyert. Er führte ihm auch Beyspiele aus der bibliſchen Geſchichte an, wo Gott ſelbſt ſeinen Geſalbten die Niedermetzlung ihrer Feinde befahl, und ſie auch ſogar durch ſeine Engel vollſtrecken ließ.

Der Inſulaner ſtaunte, dann aber ſagte er nach einer Pauſe: „Das müſſen aber auch ſehr böſe Menſchen geweſen ſeyn, die Gott niedermetzeln ließ?“

„Freylich waren ſie es,“ erwiederte Diego. „Sie widerſetzten ſich ſeinen Befehlen, und wälzten ſich im Sündenſchlamme herum.“

„Aber was thaten ihm denn die armen

Engländer, daß er sie durch euern König zusammen schießen ließ?"

„Das befahl er eben nicht ausdrücklich," versetzte Diego, „obwohl sie es längst verdienet hätten; denn sie haben sich nicht nur von seiner Kirche los gerissen, sondern sind noch bis diese Stunde geschworne Feinde aller Katholiken, und unserer heiligen Inquisition. Sie besitzen überdieß noch einen unerträglichen Hochmuth; sie verachten alle übrigen Nationen, und wollen auf der See den Herrn spielen." —

„Das hätte ich von den Engländern nicht geglaubt," sagte Domingo. — — „Auf diese Art wären sie ja nicht einmahl Christen. Denn du lehrtest mich ja, daß den Christen der Hochmuth, und die Verachtung ihrer Nebenmenschen verbothen ist."

„Sie sind zwar Christen," fiel Diego ein, „aber Christen, die verdammt werden."

„Was?" rief Domingo; „Christen, die verdammt werden! Da wäre mir um meinen Freund sehr leid; denn die Handlung, die er an mir ausübte, war gewiß christlich, und ich glaube, daß er bloß deßwegen den Himmel verdiene."

„Ich verdamme nicht," sagte Diego, „aber die Kirche verdammt." — —

Das Gespräch hätte noch länger fort gewähret; allein das Wort Madrid, das ihr Kutscher mit einer Art von Entzücken ausrief, machte demselben plötzlich ein Ende. Diego steckte den Kopf zum Wagen hinaus, und Domingo that ein gleiches, — und beyde waren vor Freuden außer sich. Diego freu-

te sich auf sein bequemes Bett, und auf seinen Malaga; unser Insulaner aber auf seine Guineen, die er schon so lange entbehren mußte, und nun von irgend einem christlichen Mitbruder, der daran Überfluß hat, zu erhalten hoffte.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Was ist Menschengunst?

Unser Wilde war kaum einige Wochen in Madrid, so hatte er schon das Schicksal von Gellerts grünem Esel. So neugierig man anfänglich war, einen Insulaner aus dem Südmeere zu sehen, so unbemerkt ließ man ihn, nachdem man sich daran satt gesehen hatte. Man hatte ihn die ersten Tage an Tafeln gezogen, und selbst einige Grandes de

Espanna erwiesen ihm die Ehre, ihn als eine Seltenheit in ihre Palläste kommen zu lassen. Die Damen belustigten sich an seinen naiven Einfällen, und einige aus ihnen fanden so viel Geschmack an dem schönen Wilden, daß sie sich bis zur Rolle der bewußten Dame in Cadix herab ließen.

Domingo segnete den glücklichen Augenblick, der ihn in die Hauptstadt des katholischen Königs führte, und wünschte sich zeitlebens keine bessern Tage. Seine verliebten Abenteuer hatten ihm auch von Seite der Damen einige Doppien eingetragen, und er konnte nun wieder von seinem Überflusse andern Damen mittheilen.

Allein bald zog man ihn an keine Tafel mehr; die Großen schickten nicht weiter nach ihm; die Damen hatten die Hände voll mit

einem englischen Reiter zu thun, der eben in Madrid ankam, der den schönsten Fuß von der Welt hatte, und dabey durch das große Faß sprang.

Domingo sprach zwar einige Große, die ihn an ihre Tafel gezogen hatten, um einige Guineen von ihrem Überflusse an, allein sie gaben ihm mit aller Gravität zu verstehen, daß sie keinen Überfluß hätten, und als er öfters die ungebethenen Besuche wiederhohlte, so bekamen die Thorsteher Befehl, den ungestümen Insulaner nicht weiter vorzulassen.

Dieser plötzliche Übergang fiel ihm sehr empfindlich. Er hatte die Neugierde der Madrider für christliche Liebe genommen, und es war ihm unbegreiflich, wie sich christliche Liebe so unversehens ändern könne. „Ich

weiß nicht," sagte er bey sich, „warum mir diese Leute ihre Liebe entziehen? Ich habe sie doch nicht beleidigt, und ich hoffe, daß auch die Damen, die mir die Doppien gaben, Ursache hatten, mit mir zufrieden zu seyn. Ich wollte zwar den Großen gern ihre Tafeln schenken, obwohl es mir sehr angenehm war, daß die Speisen immer mehr kalt als warm auf den Tisch kamen, denn mein Magen ist an die kalte Küche gewohnt; ich würde mich auch um die Gesellschaft mit den Damen nicht sehr bemühen; denn ich fand nur sehr wenige darunter, die meiner geliebten Insulanerinn gleich kamen, und ihre häufigen Fragen, die sie an mich thaten, kamen mir eben nicht sehr vernünftig vor. — Wenn ich aber nur genug Doppien oder Guineen hätte! —— Mein Freund Diego läßt es mir zwar an nichts mangeln. Ich habe hier im Kloster mein schönes Zimmer. Er steckt

keinen Biſſen in den Mund, den er nicht mit mir theilte, und es kommt keine Flaſche Malaga auf den Tiſch, von der ich nicht meine gute Portion bekäme; aber Doppien oder Guineen kann ich von ihm nicht heraus bringen. — Ja, er nahm es mir ſogar übel, daß ich von einigen Damen Geld annahm, und ich ſehe doch nicht, warum ich nicht von Damen Geld annehmen ſollte, die daran Überfluß haben, und die mir ſo gern davon mittheilten?"

Solche Selbſtgeſpräche hielt Domingo öfter, ohne deßwegen um eine Guinee reicher zu werden.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Die Welt verliert ein gutes Geschöpf.

Seitdem Diego wieder in seinem geheiligten Kloster zurück war, nahm sein Bauch an Dicke zu, und er wuchs endlich auf den Grad an, daß er sich kaum mehr fort bewegen konnte, und von seinem Schlafgemach bis in das Speisezimmer eine halbe Tagereise brauchte. Er hatte zwar gleich bey seiner Ankunft den Insulaner in eigener Person in die dreyzehn Pfarrkirchen, in die vierzig Mönchs- und dreyßig Nonnenklöster herum geführet, und ihm den neuen königlichen Pallast gezeigt, in dessen Vorhofe 50 Kutschen zugleich umlenken können: nachdem er ihm aber, seiner Meinung nach, alle Merk-

würdigkeiten von Madrid gewiesen, so nahm er sich vor, seinen abgematteten Körper in einen wohlthätigen Ruhestand zu versetzen.

Die Ärzte riethen ihm zwar Bewegung an; aber Diego antwortete ihnen immer, daß man unmöglich Bewegung machen könne, wenn man sich zu bewegen nicht vermag. Die Söhne des Äskulaps schüttelten ihre großen Perücken, und prophezeyten kein gutes Ende.

Domingo pflegte täglich mit seinem Freunde und Bekehrer das Frühstück einzunehmen. Als er nun an einem Morgen auf sein Zimmer kam, fand er ihn ausgestreckt und unbeweglich auf der Erde liegen. Er erinnerte sich, daß er ihn zu Cadix in eben demselben Zustande gesehen habe, und lief daher eiligst nach der Klosterapotheke um Thee.

„Du sollst bald wieder zu dir kommen,“ sagte er zu Diego, als er von der Apotheke zurück war; „es braucht bloß ein Paar Schalen Thee. Ich weiß, wie es der Wirth in Cadix angegriffen hat;“ und hiermit fing er an seinem Freunde Thee in den Hals zu gießen. Allein Diego gab nicht das geringste Lebenszeichen von sich. „Sonderbar,“ sagte Domingo, „das muß ein tüchtiger Rausch seyn; — — allein ich sehe wohl, wo es gefehlt ist, ich werde ihn zu Bette bringen müssen.“ Er wollte ihn auffassen, als der Ordensbruder eintrat, der den dicken Diego bediente. „St. Domingo!“ rief er, „der hochwürdige Don Diego, mein Gebiether ist todt;“ und hiermit stürzte er wieder zur Thür hinaus. Im Augenblicke kamen mehrere Dominicaner herbey, die ihre Betrübniß über diesen Todfall ausdrückten. „Er ist nicht todt,“ schrie Domingo, „er hat nur zu viel Ma-

laga getrunken; zu Cadix iſt ihm das nähmliche begegnet. Helfet mir ihn nur zu Bett bringen; der Rauſch ſoll bald vorüber ſeyn.“ „Schweig, Böſewicht!“ rief eine von den Obrigkeiten. „Hat dieß dein Wohlthäter um dich verdient, daß du ihm nach dem Tode ſo übel nachredeſt?“ Domingo zog ſich zurück. Nun kam der Kloſterarzt. „Hier iſt keine Hülfe mehr,“ ſagte er; „er iſt todt.“

„Todt?“ ſchrie der Inſulaner, und ſtürzte auf den Leichnam hin. Der Schmerz erſtickte die Stimme; aber Thränen floſſen wie ein Strom die Wangen herab. Er drückte die Hand ſeines verſtorbenen Freundes wohl tauſend Mahl ans Herz. Es war das redende Bild der Dankbarkeit und Liebe.

Die Obrigkeit befahl, den Wilden hinweg zu führen. Man mußte alle Gewalt anwen-

den, ihn vom todten Körper los zu reißen. Er brüllte wie ein Löwe, dem man die Jungen raubt, und verfiel, als er auf dem Zimmer war, in ein hitziges Fieber.

O du guter Insulaner! o du guter Diego! Wenn schlug je ein so dankbares Herz in dem Busen eines gesitteten Europäers? Wenn belebte aber auch je eine so gute, menschenfreundliche Seele den Körper eines — Dominicaners?

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Gott behüte uns vor allen Inquisitoren!

Die Klosterobrigkeit, welche meine Leser im vorhergehenden Kapitel kennen lernten, war ein Examinator bey dem heiligen Inquisi-

tionsgerichte. Denken Sie sich ein hageres, langes, mit einer gelben Haut überzogenes Menschengerippe, mit einem tiefliegenden Auge, aus dem Gallsucht, Neid und Rachgierde blicken, und einer langen Spitznase, die überall Ketzer und Freygeister wittert, und Sie haben so ziemlich das Bild dieses Dominicaners vor sich.

Dieser Mann war unserm Insulaner vom ersten Augenblicke an abgeneigt. „Zu was dieser Brotfresser?“ sagte er, als Domingo das erste Mahl an der Klostertafel erschien. — „Hat die Loskaufung des dicken Wanstes aus der Sclaverey unserm Orden nicht ohnehin genug Geld gekostet? Muß er dem Kloster noch diese neue Last aufbürden? Man sieht ja offenbar, daß er ihn nur mit sich in der Welt herum führt, um mit seinem Bekehrungseifer prahlen zu können. Ich moch-

te dieſen Inſulaner auch nicht gern prüfen — Ich würde noch heidniſches Gift genug bey ihm finden. Ja, es bleibt noch eine Frage, ob ſein Apoſtel ſelbſt orthodox iſt. Ich habe ſchon manchen Grundſatz von ihm gehört, der mir ziemlich heterodox vorkam."

Das waren ſo ungefähr die Reden, die dieſer Mann bey jeder Gelegenheit in Anſehung des Inſulaners und ſeines Freundes zu führen pflegte. Er hätte ſeine Abneigung gern thätiger gezeigt; allein Diego ſtand beym Großinquiſitor zu ſehr in Gnaden, und er hatte über dieß einen zu ſtarken Anhang unter den Damen des Hofes.

So lange alſo Diego lebte, ſah unſer Domingo ſo ziemlich freundliche Mienen im Kloſter, und ſelbſt unſer Examinator wußte ſeinen Groll unter eine gaſtfreye lächelnde Au-

ßenſeite zu verbergen. Allein mit Diegos Tode fiel auch die Maske weg. — Der arme Domingo mußte ſchon während ſeiner Krankheit die menſchenfeindlichſte Begegnung erfahren. Man ließ ihn hülflos auf ſeinem Zimmer liegen. Kein Arzt beſuchte ihn. Ein einziger gutherziger Kloſterdiener brachte ihm von Zeit zu Zeit verſtohlner Weiſe etwas Brühe. Die gute Natur des Inſulaners ſiegte endlich über das Übel; allein er genas nur, um neue Leiden zu dulden.

Man hieß ihn das ſchöne Zimmer räumen, und wies ihm ſeinen Platz unter den gemeinſten Kloſterdienern an. Die fette Tafel wurde mit der magern Geſindekoſt vertauſcht, und an die Stelle der freundlichen Mienen traten finſtere Geſichter, und grobe Worte.

Domingo wußte nicht, wie ihm geſchah.

„Bin ich in Algier oder in Madrid?“ sagte er bey sich. „Ist dieß die christliche Liebe, die mir mein Freund so sehr anrühmte? Ich habe die Leute ja durch nichts beleidiget, daß sie mir so hart begegnen, — und wenn ich sie beleidigt hätte, so sollten sie mirs ja vergeben, weil sie Christen sind. O du guter Diego, nun fühle ich erst, was ich an dir verloren habe. Du wurdest zwar auch manchmahl etwas unwillig: aber du warst gleich wieder gut.“ — —

Indem Domingo dieses Selbstgespräch führte, hohlte man ihn zum Examinator der heiligen Inquisition. „Ha,“ sagte er bey sich, „nun wird's wohl besser mit mir werden. Das ist der freundliche Mann, der immer lächelte, wenn er mit mir sprach. Er hat mich zwar schon ein Mahl ziemlich hart angefahren: aber ich hatte es auch verdient. Ich

hätte es nicht laut sagen sollen, daß Diego einen Rausch hatte. Sicher weiß er nichts von der harten Begegnung, die ich hier dulde." — Und hiermit ging er mit getrostem Herzen zum Examinator des heiligen Inquisitionsgerichtes.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Das Ende dieses Kapitels verdient besonders gelesen zu werden.

Das heilige Gericht hatte eben einen seiner Diener verloren, dessen Hauptbeschäftigung darin bestand, die Inquisiten durch alle Arten von Martern zum Geständnisse zu bringen. Der Examinator hielt unsern Insulaner für geschickt, diese Lücke auszufüllen. Er fand

sehr nervige Arme an ihm, und war übrigens der Meinung, daß in einem rohen, unerzogenen Wilden auch das harte, gefühllose Herz wohnen müsse, das dieser heilige Dienst erfordert.

„Wenn du die Gnaden unsers Ordens noch länger genießen willst," sagte er zu unserm Insulaner, als dieser mit heiterer Miene ins Zimmer trat, „so mußt du sie verdienen. Nur der Arbeiter ist seines Lohnes werth. Ich habe dir, aus Achtung gegen meinen verstorbenen Freund und Mitbruder, eine Stelle zugedacht, um die dich viele beneiden werden. Es ist der Platz eines Dieners bey unserem heiligen Inquisitionsgerichte." —

Das Wort Inquisition war ein elektrischer Schlag für unsern Insulaner. Diego hatte

ihm, wenn alle übrigen Mittel gegen den Teufel sinnlicher Lust nichts verfangen wollten, immer mit der Inquisition gedrohet, und ihm dieses heilige Gericht so schrecklich geschildert, daß es dem guten Domingo, so oft er nur diese Benennung hörte, wie Eis durch die Adern lief. Der Dominicaner hatte also kaum das Wort ausgesprochen, so fing unser Wilde am ganzen Leibe zu zittern an. Er sah lauter Sanbenito, und lauter Scheiterhaufen vor sich.

„Was zitterst du?" rief der Examinator mit zornigem Blicke. „Sagt dir vielleicht dein Gewissen, daß du diese Stelle nicht verdienst? Glaubst du vielleicht nicht an das unfehlbare Oberhaupt der Kirche, und an die Heiligkeit unserer Inquisition?"

„O, ich glaube alles," versetzte der In-

ſalaner, „was mein verſtorbener Freund Diego geglaubt hat.“

„Das wollen wir ſehen,“ ſagte der Examinator. „Du trittſt morgen dein Amt an. Thu deine Pflicht, ſonſt wehe dir!“ Hiermit gab er ihm den Wink ſich zu entfernen.

Seit Diegos Tode gab es für unſern Domingo keinen Freund mehr, in deſſen Schooß er ſeinen Kummer ausleeren konnte: er lief alſo mit gepreßtem Herzen nach dem Kloſtergarten, um Luft zu ſchöpfen, und den Bäumen ſeine Noth zu klagen, als er auf den Diener ſtieß, der ihm während ſeiner Krankheit von Zeit zu Zeit Brühe brachte.

„Kannſt du mir nicht ſagen,“ fragte er ihn, „in was die Pflicht eines Dieners der heiligen Inquiſition beſtehe?“

„O ja," versetzte dieser; „ich war es selbst durch einige Wochen; man hat mich aber zu schwach und weichherzig befunden, und mich wieder zum Klosterdiener gemacht. Was die Austheilung der Karbatschstreiche betrifft, so war die Obrigkeit mit meinem Dienste ziemlich zufrieden; so bald es aber darum zu thun war, jemanden auf die Folter zu spannen, so brach mir immer das Herz."

„Was ist die Folter?" fragte Domingo.

„Die Folter ist ein sehr schmerzhaftes Zwangmittel," versetzte der Klosterdiener, „durch das man die Verbrecher zum Geständnisse zwingt. Es kostet zwar nicht das Leben, sondern man reißt ihnen nur die Glieder aus dem Gelenke."

„Die Glieder aus dem Gelenke?“ schrie Domingo, der sich schon auf der Folter glaubte. „Und du ließest dich zu so einem Dienste gebrauchen?“

„Ich sagte dir ja, daß mir das Herz dabey brach,“ erwiederte dieser; „aber ich wünschte Kräfte genug gehabt zu haben. Es ist ein sehr einträglicher Dienst. Von allen eingezogenen Gütern bezieht die heilige Inquisition zwey Drittel, und da fällt immer ein Theil davon auf ihre Diener. Im Grunde geschieht ja alles zur Ehre Gottes; denn es sind ja Ketzer, die ihn beleidigten.“ —

„Ketzer oder nicht Ketzer,“ fiel Domingo ein — „sie bleiben Menschen. Die Holländer und Algierer haben mir gewiß viel zu Leide gethan: aber ich könnte keinem mit kaltem Blute einen Streich geben, viel weni-

ger sie auf die Folter spannen. — — Ich bin mit euerm Gotte noch zu wenig bekannt; aber ich halte es für unmöglich, daß er an solchen Grausamkeiten Vergnügen finde.“

„Domingo!“ sagte der Klosterdiener, „keine solche Rede mehr, oder ich gebe dich beym Inquisitor an. Ich habe dir zwar aus christlicher Liebe in deiner Krankheit kleine Dienste geleistet; aber ich werde die christliche Liebe nie der Pflicht und dem Gehorsame vorziehen, den ich der heiligen Inquisition schuldig bin.“ Mit diesen Worten ließ er den Insulaner stehen.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Unser Wilde sehnet sich nach seiner Geburtsinsel.

Domingo hatte nun sein neues Amt angetreten. „Ich werde es nicht lange behalten," sagte er bey sich; „wenn bloß ein weiches Herz dazu gehört, um seines Amtes entsetzt zu werden, so entsetzen sie mich gewiß die erste Woche."

Seine Verrichtung war, den Gefangenen täglich ihre Atzung zu bringen, die in Wasser und schwarzem, kaum genießbarem Brote bestand. Ein Schauder überfiel ihn, als er das erste Mahl in diese unterirdische, mit fauler Luft angefüllte Behältnisse trat, und die un-

glücklichen Schlachtopfer der heiligen Inquisition erblickte. Sie glichen mehr Leichen, als lebenden Geschöpfen.

„Wenn ich nur dieß Mahl recht viel Guineen hätte," sagte er bey sich, „ich würde diese armen Leute alle loskaufen. Die heilige Inquisition wird doch nicht grausamer seyn, als der Dej, oder mein gewesener Herr in Algier, die mich und meinen verstorbenen Freund für Geld los ließen."

Er lief am andern Morgen zu einem Großen, der ihn ein Paar Mahl zur Tafel gezogen hatte. „Gib mir doch von deinem Uberflusse einige Guineen," sagte er; „ich möchte gern einen Greis los kaufen, der im Kerker der heiligen Inquisition sitzt, und mich besonders dauert. Er behauptet immer, daß er unschuldig sey, und ich will es ihm glau-

ben; denn sein Gesicht sieht viel zu redlich aus, als daß er lügen sollte.“

„Wir wollen die Sache überlegen,“ sagte der Große, „du sollst morgen Antwort haben.“ Domingo kehrte voll Freuden nach Hause. Er sah in seiner Begeisterung schon den Greis in seinen Armen, der ihm für seine Erlösung dankt, und vor Freudenthränen nicht reden kann. — —

Am andern Morgen wurde unser Insulaner auf eine Bank gebunden, und erhielt funfzig Karbatschstreiche. „Da hast du die verlangten Guineen,“ sagte der Inquisitor mit spöttischer Miene; „kaufe nun den Greis los.“ Man merkt wohl, daß der Große einer von den Familiaren des heil. Officiums war.

*.

Domingo wußte nicht, wie ihm geschah.

Noch vor wenig Wochen hätte er mit Mannskraft in seiner Wuth alles um sich her gemordet: allein nun war aller Muth weg, und es ging ihm, wie den Vögeln und Eichhörnchen, die beym Anblicke der Klapperschlange die Kraft zum Fliehen verlieren, und dem Ungeheuer selbst in den Rachen stürzen. Er warf sich dem Inquisitor zu Füßen, und bath um Gnade. „Vergib mir," sagte er: „ich habe es so übel nicht gemeint. So oft ich dem Greise Brot brachte, rief er uns entgegen, daß er unschuldig sey, und ich glaubte, daß es nichts Unrechtes wäre, einen Menschen los zu kaufen, der unschuldig ist."

„Dieß Mahl vergibt dir das heilige Gericht," sagte der Inquisitor; „aber noch so einen Fehltritt, und dann wehe dir!" Als Domingo auf seiner Stube war, warf er sich weinend auf sein Lager hin. Die Karbatsch-

ſtreiche ſchmerzten ihn außerordentlich; aber noch weit mehr ſchmerzte ihn das Gefühl, daß er ſie wegen einer vorgehabten guten und chriſtlichen Handlung bekam. „Gott!“ rief er, „iſt das die brüderliche Liebe, die mir mein Freund ſo anrühmte? Man trägt mir ein Amt auf, zu dem ich nicht tauge, und ſchlägt mir den Rücken wund, weil ich einen Unglücklichen aus dem Kerker befreyen wollte. O guter Diego, entweder haſt du mich betrogen, oder du biſt ſelbſt hintergangen worden. Das Letztere iſt wohl am wahrſcheinlichſten. Hätteſt du wohl je geglaubt, daß dein geiſtlicher Mitbruder, der mich immer ſo freundlich anlächelte, ſo grauſam mit mir umgehen würde? O wärſt du doch nie auf unſere Inſel gekommen; oder hätteſt du wenigſtens nicht die unglücklichen Scapulire unter unſere Weiber ausgetheilt! Ich hätte dann meinen beſten Freund nicht erſchlagen, und

ich dürfte keinen Diener der heiligen Inquisition abgeben. Freylich hätte ich die Freuden des künftigen Lebens entbehren müssen. — Doch was für Freuden kann ich mir von einem Gott versprechen, der, wie man mir sagte, Vergnügen daran findet, wenn seine Geschöpfe auf die Folter gespannt, und zu seiner Ehre verbrannt werden?"

Zum Glücke führte unser Insulaner dieses Selbstgespräch nur in Gedanken, sonst hätte es eine neue Tracht Schläge gekostet.

Vierzigstes Kapitel.

O Menschheit! o Fanatismus!

Am folgenden Morgen mußte Dominge den alten Greis vor das heilige Gericht bringen. „Ich habe deinetwegen gestern funfzig Karbatschstreiche bekommen,“ sagte er zum Greise, als er ihn aus dem Kerker abhohlte; „aber ich bin deßwegen nicht böse auf dich. Du bist nicht Schuld daran. Ich wollte dich los kaufen, und verlangte deßwegen von einem Grosen einige Guineen. Ich weiß nicht, wie es der Inquisitor erfuhr, aber es wurde mir sehr übel ausgelegt. Mein Rücken ist noch so wund, daß ich vor Schmerzen die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte.“

„Ich bedaure dich," sagte der Greis, „so wie ich nicht begreife, wie ein Mensch von deinem Herzen zu diesem Dienste kam. Dein Amt fordert ein Herz von Stein. Mitleiden gegen uns Unglückliche ist ein Verbrechen, daß die Inquisition nie vergibt."

Die Dazwischenkunft des Kerkermeisters machte dem Gespräche ein Ende. „Wollet ihr das heilige Gericht noch länger warten lassen?" fuhrie er, und einige Stockstreiche beschleunigten die Schritte des Greises.

Sie kamen in das Inquisitionszimmer, das ganz mit schwarzem Tuche behangen war. Im Hintergrunde sah man die Folterbank, und alle schauderhaften Präparaten, die je despotischer und fanatischer Erfindungsgeist zur Qual der Menschheit ausgesonnen hat. Wenn unser Insulaner selbst an die Fol-

ter mußte, so hätte er nicht ärger zittern können.

Das Gericht suchte nun durch alle mögliche Kunstgriffe, den Greis zum Geständnisse zu bringen. „Machet mit mir, was ihr wollet," erwiederte der ehrwürdige Alte, „ich weiß mich keines Verbrechens schuldig. Gott wolle es denjenigen vergeben, die mich fälschlich angeklagt haben!" „Man binde ihn auf die Bank," schrie der Inquisitor mit blutgierigem Blicke. „Wir wollen dich schon beichten lehren." Der Greis wurde auf die Bank gebunden, und Domingo erhielt Befehl, ihm dreyßig Karbatschstreiche zu geben. Der Insulaner stürzte dem Inquisitor zu Füßen, und bath mit Thränen, ihn mit diesem grausamen Befehle zu verschonen. „Wie soll ich einem Manne etwas zu Leide thun," sagte er, „der

mich nie beleidigt hat, und der, wie du selbst hörst, unschuldig ist?"

„Gut!" schrie der Examinator, und stampfte mit dem Fuße; „weil du meinem Befehle nicht gehorchest, so sollst du die dreyßig Karbatschstreiche haben;" und Domingo erhielt dreyßig Karbatschstreiche. Er fiel vor Schmerzen in Zuckungen, und wurde halb ohnmächtig auf seine Stube gebracht. Die übrigen Beysitzer des heiligen Officiums fanden nun selbst, daß dieser Wilde zu seinem Amte wenig tauge, und riethen daher zu seiner Entlassung, in die endlich auch der Inquisitor willigte; doch ließ er ihm, als einem halsstarrigen Diener, noch zehn Karbatschstreiche zum Abschiede geben, mit dem Zusatze, Madrid und das Königreich so bald möglich zu räumen.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Es öffnet sich dem Insulaner eine heitrere Aussicht.

Ich will Sie mit den Selbstgesprächen verschonen, die unser Insulaner führte, als er das Gebäude der heiligen Inquisition und die Hauptstadt des katholischen Königes verließ. Sie können sich leicht vorstellen, von welchem Inhalte sie waren.

Die untergehende Sonne fand ihn noch unter einem Baume liegen, der ungefähr eine Stunde von Madrid weg an der Heerstraße stand. Hunger, Müdigkeit und die Schmerzen der empfangenen Karbatschstreiche ließen ihn nicht weiter gehen. Er hatte, bevor er Madrid verließ, in mehr als einem Gasthofe

zugesprochen, und die Wirthe um einen kleinen Theil ihres Überflusses gebethen; aber niemand hatte einen Überfluß. Die Menschlichern speiseten ihn mit einem „Gott helfe" ab: die übrigen jagten ihn zum Hause hinaus.

Er warf sich also unter den Baum hin, um da sein Ende zu erwarten.

„Ich habe den Tod nie gefürchtet," sagte er bey sich; „aber jetzt ist er mir willkommen: ja ich sehne mich sogar vor dem Gotte der Christen zu erscheinen. Wenn er so beschaffen ist, wie mir ihn mein Freund Diego beschrieb, so muß er mich alle Freuden des Himmels genießen lassen. Sollte er mir aber über meinen Ungehorsam gegen die heilige Inquisition Vorwürfe machen, so weiß ich schon, was ich zu antworten habe. Wenn du mich zu einem so unmenschlichen Dienste bestimm-

test, werde ich zu ihm sagen, so hättest du mir auch das harte Herz dazu geben sollen.“

Indem er so mit sich sprach, kam ein zweyrädriges Fuhrwerk den Hügel herab. Bey seinem Anblicke erwachte die Liebe zum Leben neuerdings in unserm Insulaner. Er sammelte seine letzten Kräfte, und schleppte die matten Glieder zum Wagen hin.

„Laß doch deinem armen Mitbruder etwas von deinem Überflusse zukommen,“ sagte er zum Eigenthümer der Kutsche, der trillernd den Hügel herab fuhr; „ich vergehe fast vor Hunger.“ Diese ganz natürliche Anrede gefiel dem Fremden, noch mehr aber das offene, truglose Gesicht des Insulaners. Er fragte ihn um Geburt, Vaterland und Schicksal, und Domingo erzählte ihm alles, was ihm bisher begegnet war, so naiv und

gedrängt, daß es ihm nicht leicht ein Dichter nach erzählen wird.

„Wie?“ rief der Fremde; „ein Insulaner aus dem Südmeere? ha! so sind Sie ja ein Kind der Freyheit, und also mein Mann. Kommen Sie — wir wollen mitsammen nach Paris fahren. Das wird Ihr Land seyn. Vive la liberté! — Doch Sie sind hungerig — da versuchen Sie einmahl von diesem Braten — er muß vortrefflich seyn. Ich habe ihn selbst zugerichtet. So bratet man nur in Frankreich. — Wie schmeckt Ihnen dieser Wein? Der König von Spanien hat keinen bessern auf seiner Tafel. Ich habe ihn von einer der ersten Hofdamen zum Geschenke bekommen.“

Unser Insulaner glaubte, daß er Braten und Wein nicht besser loben könne, als wenn

er noch eine Portion davon begehrte. Der Fremde gab sie ihm mit Vergnügen, doch mußte er auf die Gesundheit der Franzosen und der goldenen Freyheit trinken.

Domingo hatte sich kaum gesättiget, so kehrte seine gewöhnliche Munterkeit in das Herz zurück.

„Wie heißt das Land, wo du mich hinführen willst?" fragte er seinen Reisegefährten.

„Frankreich," erwiederte dieser, „das bald das freyeste und glücklichste Land unter der Sonne seyn wird. Wir haben bereits die Bastille gestürmt, und arbeiten nun an einer ganz neuen Constitution, die ein Meisterstück werden muß, weil jeder Franzose daran mit arbeitet. Das ist die Ursache, wegen welcher

ich in mein Vaterland zurück kehre. — Vive la France! vive la liberté!“

„Wird dieses Land von Christen bewohnet?“ fragte Domingo.

„Freylich wohl,“ versetzte der Franzose, „und zwar von sehr guten Christen, daher heißt auch unser König der allerchristlichste König.“

„Ach!“ sagte Domingo seufzend, „so werdet ihr auch eine heilige Inquisition, und Dominicaner haben?“

„Wir kennen dieses Ungeheuer nur mehr dem Nahmen nach,“ versetzte der Reisende; „und was unsere Dominicaner betrifft, so braten diese lieber Kapaune und Fasane, als — Menschen.“

„So war gerade mein Freund Diego auch," rief der Insulaner. — „Ich reise mit dir nach Frankreich — — aber noch eine Frage: gibt es auch schöne Damen bey euch? Ich bin ein großer Liebhaber davon." —

„Ha!" sagte der Fremde, „sie sind ein Ideal von Schönheit — aber nichts geht über ihren Geschmack in der Kleidungskunst. Alle Damen in Europa wählen sie zum Vorbild; aber man muß eine Französinn seyn, wenn der Hut bilden, und die Kleidung stehen soll. —

„Um die Kleidung werde ich mich eben nicht viel bekümmern," versetzte der Insulaner. — „Genug, ich reise mit dir nach Frankreich. Das muß ein herrliches Land seyn, wo die Damen so schön sind — wo es keine Inqui-

sition gibt — und wo die Dominicaner lieber Kapaune als Menschen braten.“

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Domingo kommt nach Frankreich.

Unser Fremde war weiter nichts als ein französischer Modehändler, der mehrere Jahre in Madrid etablirt war, und nun mit seinem erworbenen Vermögen, nach Art der meisten Franzosen, wieder in sein geliebtes Vaterland zurück wanderte; wer ihn aber reden hörte, hätte ihn wenigstens für ein Mitglied der Nationalversammlung gehalten.

Er sprach beständig von den großen Planen, die er der Nation noch vorlegen wolle,

und die Frankreich zu einem irdiſchen Paradies machen ſollen.

Domingo hörte ihm ſehr aufmerkſam zu, obſchon er nicht den zehnten Theil ſeiner Reden verſtand. Seine Hauptſorge war nur immer, bald über die ſpaniſche Gränze zu ſeyn, und das göttliche Paris zu ſehen.

Als ſie über das pyrenäiſche Gebirge waren, und ſein Reiſegefährte ihm verſicherte, daß er ſich nun im Lande der Freyheit befinde, ſprang unſer Inſulaner aus dem Wagen, und küßte den franzöſiſchen Boden, wobey er zugleich dem Himmel dankte, daß er ihn ſo glücklich aus dem Lande des katholiſchen Königs befreyet habe. Es war ihm ſo wohl ums Herz, und er glaubte ordentlich die Luft der Freyheit zu wittern.

Der Franzose, der während der Reise mit seinem Weine außerordentlich wirthschaftete, zog nun zwey Bouteillen hervor, die dann auch auf die Gesundheit der Nation und der Freyheit rein ausgeleeret wurden.

„Können Sie Französisch?" fragte er den Insulaner.

„Nein," erwiederte dieser; „ich kann nur die Sprache meiner Insel, und die Sprache, die mich mein Freund Diego gelehrt hat."

„Das ist ewig Schade," sagte der Franzose. „Sie können also gerade die schönste Sprache der Welt nicht. Wenn Sie Ihr Glück in der Welt machen wollen, so müssen Sie Französisch lernen. Ohne diese Sprache ist gar nicht fort zu kommen. Sie ist in allen Ländern die Sprache des Hofes und

des feinern Umganges. Es gibt sogar Länder, wo sich die Damen schämen, ihre Muttersprache zu reden, und wo kein Kutscher aufgenommen wird, der nicht Französisch kann. Ein Glück für Sie, daß Sie eben in dem Zeitpuncte der Revolution nach Frankreich kommen. Man hätte Sie vormahls nicht über die Achsel angeblickt, und Sie hätten wohl auch verhungern können; nun aber brauchen Sie nur vive la nation, vive la liberté zu schreyen, und man wird Sie überall mit offenen Armen aufnehmen."

„Ha!" sagte Domingo, „diese Worte will ich gewiß nicht vergessen. — Das nenne ich mir ein christliches Land, wo es nur ein Paar Worte braucht, um überall mit offenen Armen aufgenommen zu werden;" — und so sagte er des Tages wohl hundert Mahl: vive la nation, vive la liberté.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Vive la liberté.

Sie hatten kaum die erste französische Provinz erreichet, so zog unser Modehändler einige Bänder hervor, und machte zwey Cocarden daraus. „Wir müssen dieses Zeichen der Freyheit auf den Hut stecken," sagte er zu Domingo; „wir könnten sonst erschlagen werden."

„Was?" rief unser Insulaner, „erschlagen werden? Ist dieß nicht das glückliche Land der Freyheit? Wer sollte uns denn da etwas zu Leide thun, wo alle Menschen frey sind? Ich glaube doch immer, daß mit der Freyheit auch die Sicherheit müsse verbunden seyn."

„Freye Menschen haben hier nichts zu be-

sorgen," sagte der Franzose; „aber man könnte uns für Feinde der Freyheit, und der Revolution ansehen, und da kämen wir nicht gut weg. Stecken Sie immer das Zeichen auf den Hut; Sie werden sehen, daß es nöthig ist." Domingo steckte die Cocarde auf. „Von Herzen gern," sagte er; — „ich möchte um alles in der Welt für keinen Feind der Freyheit angesehen seyn."

Sie waren nun tiefer ins Herz von Frankreich gedrungen, und hatten bereits mehrere Provinzen zurück gelegt. Überall wimmelte es von bewaffneten Bürgern, und überall ertönte das vive la nation, vive la liberté!

„Mit wem haben denn diese Leute Krieg," fragte Domingo, „daß sie bewaffnet sind?" „Mit niemand," sagte der Modehändler, „sondern sie führen die Waffen nur zur Auf-

rechthaltung der Conſtitution und der Freyheit.“ Indem ſie ſo ſprachen, kam ein Trupp bewaffneter Leute die Straße daher gezogen. Es war ein Gemiſch von Soldaten, Bauern, und Lumpengeſinde. Einige trugen die ſchönſten Gefäße von Porzellan, andere koſtbare Spiegel und Mahlereyen, die ſie in Trümmer ſchlugen, und unter fürchterlichem Geſchrey in die Luft warfen. Andere führten ein Faß mit Wein, den ſie aus Hüten tranken, wobey ſie um das Faß wie wilde Bachanten tanzten, und die ſchrecklichſten Flüche ausſtießen.

Dem Inſulaner war ein Stück von einem Porzellantopf ſo derb an den Kopf geflogen, daß ihm das Blut herab lief, und dem Modehändler blieb das ſpitzige Trumm eines Spiegelglaſes in der Naſe ſtecken. Sie wären beyde vielleicht noch übler weggekommen,

wenn sie nicht die Cocarde geschützt, und der Franzose nicht einige Thaler unter die Patrioten geworfen hätte.

„Das sind gewiß die Feinde der Freyheit gewesen," sagte Domingo, als der Zug vorüber war, und trocknete sich das Blut ab. „Ach nein," versetzte der Franzose, indem er sich die Nase mit Wundwasser wusch, „es waren Vertheidiger der Constitution und der Freyheit."

„Was?" rief Domingo, „der Freyheit? ich danke für so eine Freyheit, wo man ehrlichen Leuten, die ruhig ihren Weg ziehen, Löcher in den Kopf wirft." „Es war nicht so übel gemeint," sagte der Modehändler. „Es sind nur kleine Ausschweifungen der Freude." — „Aber wenn sie mich nur nicht ins Gesicht getroffen hätten!" (er besah sich im Sackspiegel)

„ich werde die Narbe wohl einige Zeit herum tragen müssen. — Doch sey es! der Freyheit muß man schon ein kleines Opfer bringen. Dann sind wir ja noch in der Provinz. — In der Hauptstadt wird es schon ruhiger aussehen.“

Sie waren keine Viertelstunde gefahren, so sahen sie aus einem nahe gelegenen Walde Rauch aufsteigen, und wenige Schritte weiter öffnete sich eine Allee, durch welche sie eines der schönsten Sommerschlösser in vollen Flammen erblickten. Domingo sah kaum das Feuer, so war er aus dem Wagen. „Wohin wollen Sie?“ schrie der Franzose. — „Löschen helfen,“ sagte Domingo. „Mein Freund Diego hat es mir mehr als hundert Mahl vorgepredigt, daß man seinem Nächsten in der Noth beystehen müsse, und es ist gewiß Noth da, wenn einem das Dach über dem

Kopfe brennt.“ Hiermit lief er die Allee hinauf, ohne sich um die Warnung seines Reisegefährten zu bekümmern.

Wie er zum Schlosse kam, sah er einen Trupp bewaffneter Menschen versammelt, die müssig um die Brandstätte herum standen, und, so oft ein neues Stockwerk einstürzte, ein lautes Freudengeschrey aufschlugen.

Er sah auch eine Menge der kostbarsten Meubeln zertrümmert auf der Erde herum liegen, und Weinfässer, denen der Boden eingeschlagen war.

„Warum stehet ihr so müßig hier?“ rief Domingo. „Sehet ihr nicht, daß das Schloß in Flammen steht?“ Und hiermit riß er einem Soldaten, der eben aus einem großen Zober Wein trank, das Gefäß aus den Händen,

und lief nach einem Springbrunnen, der sich auf dem Schloßplatze befand.

Zum Unglücke für Domingo war der Soldat ein Schweizer, der mehrere Jahre in Diensten des katholischen Königes war, und also spanisch verstand. Unser Insulaner hatte ihm also kaum das Gefäß aus den Händen gerissen, so lief er schon hinter ihm drein, und schrie, was er schreyen konnte: „Der Kerl ist ein Aristokrat —— haltet ihn auf.“ —— „Was?“ rief der Schwarm; „ein Aristokrat? Ins Feuer, ins Feuer mit ihm!“ —— und im Augenblicke waren hundert Füße und Hände in Bewegung. Domingo schlug mit dem Wasserzober zwar tapfer um sich; aber ein Streich, den ihm ein Patriot mit dem Flintenkolben versetzte, lähmte ihm den Arm. Er ward übermannt, und der Trupp eilte unter lautem Freudengeschrey mit ihm zur Feuerstät-

te, um dem Gotte der Freyheit mit einem Ariſtokraten ein Opfer zu bringen.

Vier und vierzigſtes Kapitel.

Es geht nichts über franzöſiſche Politeſſe.

Der Modehändler hatte den Ausgang vorgeſehen. Der Inſulaner war alſo kaum aus dem Wagen geſprungen, ſo jagte er ihm, ſo gut ſein alter Gaul laufen konnte, die Allee hinauf nach. Eine Secunde ſpäter, und der arme Inſulaner wäre das Opfer eines patriotiſchen Auto da Fé geworden. Die Hände waren ihm ſchon rückwärts zuſammen gebunden, und man wollte ihn eben in das Feuer werfen, als ſein Gefährte anlangte.

„Haltet ein!“ ſchrie er; „um unſerer Frey-

heit willen beschwöre ich euch, haltet ein." — „Was einhalten?" rief der Schwarm. „Der Kerl ist ein Aristokrat — und der muß ins Feuer." — „Er ist kein Aristokrat," schrie der Kaufmann. „Er ist ein Insulaner auf dem Südmeere, den die Inquisition in Madrid verfolgte, und der hier im Lande der Freyheit seine Zuflucht sucht. Sehet ihr nicht die Cocarde der Freyheit auf seinem Hute? Oder wenn ihr meinen Worten nicht glaubet, so betrachtet nur seine Gesichtszüge; sie werden euch überzeugen, daß ich die Wahrheit sage. Bedenket doch selbst, welche Schande es unsrer Nation machen würde, wenn ihr einen Menschen verbrenntet, der in einem Lande der Freyheit geboren, und hier, im Lande der Freyheit, Schutz wider seine Verfolger sucht?"

Diese ganz ungeschmückte Rede, oder viel-

mehr die Wärme, mit der sie gesagt wurde, besänftigte den Haufen. Sie banden den Insulaner los, und bathen ihn sehr um Vergebung, daß sie bald die Impolitesse begangen hätten, ihn zu verbrennen. Er mußte auch (wollen oder nicht wollen) mit ihnen sammt dem Modehändler nach dem Dorfe ziehen, wo sie ihm Umschläge über den gelähmten Arm machten, und beyde Reisende auf das kostbarste bewirtheten. Die Weiber drängten sich um den Insulaner herum, und gestanden einhällig, daß es ewig Schade gewesen wäre, wenn man diesen schönen Mann verbrannt hätte. Die ganze Nacht verging in lautem Jubel, und es wurden auf die Gesundheit der Revolution so viele Gläser geleert, und so viele Couplets gesungen, bis endlich das ganze Dorf betrunken unter die Bänke sank.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Der Insulaner wünscht sich aus dem Lande der Freyheit hinaus.

„Was denken Sie?“ fragte der Modehändler, als Domingo am andern Morgen stumm, und in Gedanken verloren, neben ihm in der Chäse saß.

„Was ich denke?“ erwiederte dieser. „Ich denke, daß ich schon wieder gern zum Lande der Freyheit hinaus seyn möchte. Ich war in der Sclaverey: aber man hat mir dort kein Loch in den Kopf geschlagen, keinen Arm gelähmt, und mich nicht ins Feuer werfen wollen. Und du magst mir was immer sagen, so bleiben diese Leute doch schlechte Christen: wenn auch der Herr des Schlosses zehn Mahl

ein Aristokrat ist, so hatten sie doch kein Recht, ihm sein Haus anzuzünden, seine Meublen zu zertrümmern, seine Fasangärten zu zerstören, und seinen Wein auslaufen zu lassen; denn mein verstorbener Freund Diego hat es mir mehr als hundert Mahl gesagt, daß die Christen ihren Feinden vergeben sollen. Ich möchte auch wissen, wie sie es vor dem Gott der Christen verantworten werden, daß sie einen Menschen verbrennen wollten, der aus christlicher Liebe einem Schlosse zu Hülfe eilte, das in Flammen stand."

„Aber warum schrien Sie denn nicht: vive la liberté?" sagte der Franzose. „Man hätte Sie sicher nicht gemißhandelt." „Wie sollte ich denn vive la liberté schreyen," versetzte der Insulaner, „da ich diese Leute für Mordbrenner, und Feinde der Freyheit hielt? Und kurz, wenn alle Vertheidiger eurer Freyheit

so beschaffen sind, wie diese, so wünsche ich mich je eher, je lieber aus eurem Lande hinaus."

„Fassen Sie nur Geduld, bis wir in Paris sind," sagte der Modehändler. „Dort ist der Freyheitsgeist mit der strengsten Sittlichkeit verbunden. Sie werden sich in Ihrem Leben aus diesem irdischen Paradies nicht mehr hinaus wünschen; denn es gibt nur ein Paris in der Welt."

„Haben wir noch weit nach Paris?" fragte Domingo. „Noch zwey Tagereisen," sagte der Franzose, — und beschrieb dabey alle Schönheiten, und Merkwürdigkeiten der Hauptstadt aller Hauptstädte. „Ich wollte, daß wir schon dort wären," sagte Domingo, „denn ich fürchte noch immer, daß wir wieder einigen Vertheidigern der Freyheit in die Hände fallen."

Er hatte die letzten Worte noch im Munde, als schon ein Haufen Patrioten den Hohlweg herauf kam. Sie trugen einen blutenden Menschenkopf auf einer Stange, und hüpften unter einer unharmonischen Musik von Trommeln und Pfeifen jauchzend um ihn herum. Domingo wäre vor Schauder bald in Ohnmacht gefallen. „Nur brav: vive la nation, vive la liberté geschrien," sagte der Franzose, „und ich wette, sie thun uns nichts." — Domingo schrie also, so viel es die Brust vermag: vive la nation, vive la liberté — der wilde Haufen ließ sie dieß Mahl ungehindert vorbey ziehen.

„Sagte ichs nicht?" hob der Franzose an, als sie in Sicherheit waren. „Ha, ich kenne meine Landsleute. Es gibt keine höflichere und gesittetere Nation unter der Sonne."

„Es mag seyn," sagte Domingo — „aber wenn sie nur ihren Nebenmenschen nicht die Häuser anzündeten, und Menschenköpfe auf Stangen herum trügen! Wem doch dieser Kopf mag gehöret haben!"

„Das werden wir in der nächsten Stadt hören," sagte der Modehändler; „sicher war es der Kopf eines Aristokraten, eines Feindes der Freyheit und des Vaterlandes."

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Das Mißverständniß hätte aefährlich ausfallen können.

Domingo war kaum in der nächsten Stadt angelanget, so sah er schon wieder eine Scene, die sein friedfertige Seele mit Abscheu

erfüllte. Ganze Scharen bewaffneter Soldaten liefen durch die Gassen, und plünderten die Keller der Bürger. Wer ihnen in den Wurf kam, mußte entweder auf die Gesundheit der neuen Constitution trinken, oder Gefahr laufen, daß sein Kopf auf einer Stange paradire.

Ein würdiger Stabsofficier, der sie zur Ruhe und Pflicht ermahnte, wurde gemißhandelt, und es würde ihm das Leben gekostet haben, wenn er nicht auf die Gesundheit der Freyheit getrunken hätte.

Domingo und sein Gefährte mußten beyde einen großen Zober mit Wein austrinken, und was sie davon nicht über sich bringen konnten, wurde ihnen über die Köpfe gegossen. Der Insulaner mukste nicht, und wenn er schon in der Seele das Land der Freyheit

verwünſchte, ſo ſchrie er doch aus vollem Halſe: vive la liberté.

„Mache, daß wir nach Paris kommen,“ ſagte Domingo zum Modehändler, als ſie im Gaſthofe anlangten, „oder ich laufe davon, und ſehe, wie ich das Loch zum Lande hinaus finde. Ich will noch lieber in den Händen der heiligen Inquiſition, als ſolcher Vertheidiger der Freyheit ſeyn. Dort war es meine Schuld, wenn ich Karbatſchſtreiche bekam; denn ich hatte mich den Befehlen meiner Obrigkeit widerſetzt; aber hier ſchlug man mir unſchuldiger Weiſe ein Loch in den Kopf — hier hätte man mich verbrannt, wenn du nicht dazu gekommen wäreſt.“

„Morgen ſind wir in Paris,“ ſagte der Modehändler, indem er ſeine in Patriotenwein getränkte Perücke friſirte und puderte,

„und dort werden Sie gern diese kleinen Ungemächlichkeiten vergessen. In den Armen eines schönen Mädchens trinkt sichs ganz anders auf die Gesundheit der Freyheit, als aus den Händen ausschweifender Soldaten, und aus einem schmuzigen Wasserzober.“

Bey dem Worte „Mädchen,“ heiterte sich das Gesicht unsers Insulaners auf, und er hätte was darum gegeben, wenn er in diesem Augenblicke in Paris gewesen wäre. — —

Der Wirth meldete ihnen, daß man aufgetragen habe. Sie fanden den Speisesaal voll Gäste. Man brachte einen Mann im Triumphe daher, und räumte ihm den obersten Platz ein. Domingo erschrack; denn er glaubte das leibhafte Bild des Kerkermeisters der heiligen Inquisition vor sich zu sehen. Der Saal wiederhallte vom lauten Jubel-

geschrey, und die Gläser flogen zu Dutzenden zum Fenster hinaus. Domingo hätte gern gefragt, wer doch der Mann sey, dem man so außerordentliche Ehre erwies; aber er kam unglücklicher Weise nicht neben seinem Freunde zu sitzen. Indessen glaubte er doch, daß es hier das klügste sey, mit den Wölfen zu heulen, und er schrie daher, so oft die Gläser angestoßen wurden, fein: vive la liberte!

Bisher ging die Sache ganz gut; aber nun bekam einer von den Gästen den unglücklichen Einfall, für den Mann, der oben an der Tafel saß, Geld aufzulegen. Er legte also einen Louisd'or auf den Teller, und ging damit die Runde herum.

Domingo war der erste Mann, dem er den Teller vorhielt. Dieser glaubte, daß ihm der Fremde mit dem Louisd'or ein Geschenk

machen wolle, und war also flugs in der Tasche damit. Der Fremde forderte nicht nur das Geld zurück, sondern erklärte ihm zugleich, daß er, wenn er anders ein Freund der Freyheit wäre, einen Beytrag geben möchte.

Domingo schüttelte den Kopf. „Was?“ sagte der Franzose; „Sie sind kein Freund der Freyheit?“ Domingo schüttelte abermahl den Kopf: er wollte nähmlich damit andeuten, daß er ihn nicht verstände; allein der andere nahm das Kopfschütteln für ein Geständniß, daß er es nicht mit der Freyheit halte. „Messieurs,“ rief er, und packte den Insulaner am Halse, „hier ist ein Aristokrat!“ — —

„Was?“ schrien funfzig Stimmen zugleich, „ein Aristokrat? zum Fenster hinaus mit ihm — zum Fenster hinaus! — —

Der Modehändler war mit seinem Nachbar im Gespräche begriffen, und wußte also nicht, was vorging. Als er aber sah, daß man den armen Domingo zum Fenster hinaus werfen wolle, sprang er hinzu, und suchte ihn der Gefahr zu entreißen.

Seine Vorstellungen wirkten. Man ließ den Insulaner los, und bath ihn um Vergebung, daß man bald die Impolitesse begangen hätte, ihn zum Fenster hinaus zu werfen. „Ein Insulaner aus dem Südmeere, der bey uns Schutz sucht, verdient unsere Bruderliebe," sagte einer der ansehnlichsten aus der Gesellschaft, und hiermit wurden auf diesen neuen Bruderbund abermahl die Gläser geleert. Ja man trieb nun die Bruderliebe so weit, daß man auch für ihn auflegte. Domingo kannte sich vor Freuden nicht, als man ihm den Hut mit Geld voll schüt-

tete. Der Anblick der schönen Louisd'ore machte ihn diesen und die vorher gehenden Auftritte vergessen. Er drückte die Hände seiner neuen Brüder wechselweise ans Herz, und da er seinen Dank nicht anders ausdrücken konnte, so wiederhohlte er sein: vive la nation! vive la liberté!

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Beherziget es wohl, ihr Freunde der Demokratie!

„Deine Landsleute sind doch sonderbare Geschöpfe," sagte Domingo zu seinem Reisegefährten, als sie am andern Morgen nach dem göttlichen Paris aufbrachen. „Erst wollen sie einen zum Fenster hinaus werfen, und dann füllen sie einem die Taschen mit Gui-

neen voll." „Es waren Louisd'ors," sagte der Franzose. „Wie?" rief Domingo: „Louisd'ors? Nehmen die Damen vielleicht diese Geldart nicht?" —

„O ja, nur gar zu gern!" — —

„Ha! wenn sie nur die Damen nehmen," fiel unser Insulaner ein, „so mögen sie Louisd'ors oder Guineen heißen. Aber, weil wir eben vom Gelde reden, wer war wohl der große finstere Mann, dem man, so wie mir, die Säcke damit voll füllte, und so außerordentliche Ehren erwies?"

„So viel ich erfahren konnte," erwiederte der Franzose, „war es derjenige, der dem Intendanten der Provinz den Kopf abschnitt, den wir auf der Stange sahen."

„Wie?“ rief Domingo, „man erweiſet bey euch, Leuten Ehren, die andern die Köpfe wegſchneiden? Was hat denn der Kopf des Intendanten dem Menſchen zu Leide gethan?“

„Ihm gerade eben nichts,“ verſetzte der Modehändler; „aber er beleidigte die Nation; denn er wollte den Bürgern keine Waffen abliefern, und er mahnte die Soldaten, ihrem Könige treu zu bleiben.“

„Und iſt das bey euch ſo ein großes Verbrechen, wenn man ſeinem Könige treu bleibt?“

„Seit dem wir frey ſind,“ erwiederte der Franzoſe, „kennen wir nur die Pflicht gegen die Nation und das Geſetz.“

„Ihr habet alſo euern König abgeſetzt?“

„Wir haben ihn noch," sagte der Franzose; „aber wir sind eben im Begriffe, seine Macht so zu beschneiden, daß ihm bald nur der Nahme eines Königes bleiben soll." — —

„Wenn es so ist," sagte Domingo, „so möchte ich bey euch kein König seyn."

Unter solchen Gesprächen kamen sie der Hauptstadt immer näher, und je näher sie kamen, je mehr wimmelte die Straße von Bettlern. Man sah auch hier und da geplünderte, halb zerstörte Schlösser. Einige standen noch in Flammen, aber Domingo ließ dieß Mahl das Löschen bleiben.

Unter den Bettlern befanden sich mehrere wohl gekleidete Menschen. „Das sind gewiß arme Cavaliere," sagte er zu seinem Reisegefährten, „die später zur Welt kamen?

„Nicht doch, erwiederte der Franzoſe; „es ſind gröſsten Theils Handwerker, Fabrikanten und Künſtler, die keine Arbeit haben.“ —

„Ha!“ ſagte Domingo, „ich verſtehe dich. Die böſen Ariſtokraten werden dieſe guten Leute um das Brot gebracht haben. Du ſagteſt mir ja, daſs ſie das Land ruinirten; und das nenne ich wirklich das Land ruiniren, wenn man Leute ums Brot bringt. Nun thut mir faſt nicht mehr leid um ſie, daſs man ihnen die Häuſer anzündet, und ihre Meublen zerſchlägt.“

„Ich bitte um Vergebung,“ erwiederte der Franzoſe; „dieſe Leute haben gerade von den Ariſtokraten gelebt.“ — —

„Wenn das iſt,“ ſagte Domingo, „ſo müſſen ja die Ariſtokraten doch nicht die bö-

sen Leute seyn, die man aus ihnen macht, weil sie so vielen Leuten zu leben gaben."

„Das thaten sie zwar," versetzte der Modehändler, und suchte seine Verlegenheit zu verbergen; „aber sie thaten es auf Kosten der Nation." —

„So?" sagte Domingo. „Sie müssen also ihr Vermögen gestohlen haben? deßwegen nahmet ihr ihnen dasselbe wieder ab."

„Das haben sie eben nicht; sondern sie haben es ererbt, oder erworben. — Wir nahmen es ihnen auch nicht ab." —

„Wenn es so ist," versetzte Domingo, „so verdrießt es mich, daß diese Aristokraten ihr Vermögen noch haben, und den armen Leuten nicht zu leben geben."

„Sie würden es nur zu gern thun," fiel der Franzose ein; „aber unser Freyheitsgeist gefiel ihnen nicht, und daher sind sie mit ihrem Vermögen aus dem Lande gezogen." —

Domingo schüttelte den Kopf. — „Da hat euer Freyheitsgeist nicht viel Gutes gestiftet," sagte er nach einer Pause, „wenn er Leute aus dem Lande trieb, die Vermögen haben, und von ihrem Überflusse so vielen Künstlern und Handwerkern zu leben gaben."

„Denken Sie an das verbrennen, und das zum Fenster hinauswerfen," sagte der Modehändler, der in der Klemme war, und nichts mehr zu antworten wußte — — und unser Insulaner legte geschwinde den Finger auf den Mund.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Es gibt nur ein Paris in der Welt.

„Sehen Sie dort das göttliche Paris,“ rief der Modehändler, und zeigte mit dem Finger nach dem Knopfe eines Kirchenthurms hin, der sich eben in den Strahlen der untergehenden Sonne spiegelte. „Lassen Sie uns nur die kleine Anhöhe hinauf kommen, und wir werden die erste Stadt der Welt bald in ihrer ganzen Majestät vor uns liegen sehen.“ —

Domingo streckte den Kopf so lang er konnte. Der müde Gaul wurde angetrieben, und endlich präsentirte sich nach und nach dieser fast unübersehbare Steinklumpen.

Der Franzose machte vor Freuden einen Rundsprung in der Chaise. „Sey mir willkommen, geliebte Vaterstadt!“ rief er; „du warst meinem Herzen immer theuer, und bist mir um so werther, seitdem du die Hauptstadt der Freyheit bist.“ Darauf schrie er fein: vive la liberté! in das Domingo einstimmte.

„Wir müssen uns hier trennen,“ sagte er zu unserm Insulaner. „Ich habe einige englische Waaren bey mir, die einzuführen verbothen sind, und die ich gleich hier auf einem Landhause bey einem Freunde abgeben will.“

„Das werden wohl sehr schlechte Waaren seyn,“ sagte Domingo, „weil man ihre Einfuhr verbiethet?“

„Ich bitte um Vergebung, es sind die besten Waaren von der Welt.“

„Sonderbar!“ sagte Domingo. „Ich hätte geglaubt, daß man in einem Lande der Freyheit alles einführen dürfe, und daß man am wenigsten Waaren verbiethen würde, welche die besten von der Welt sind.“

„Davon ein ander Mahl,“ sagte der Franzose — „Ich muß jetzt meinen Freund aufsuchen. Halten Sie sich nur immer am Wege. Er führt Sie gerade in das göttliche Paris — Nur brav vive la liberté geschrien — Auf Wiedersehn.“ — und hiemit lenkte er trillernd einen Nebenweg ein. „Es ist doch sonderbar, sagte Domingo bey sich, und schlenderte den Weg nach Paris hin; „dieser Mann hier hat mir viel Gutes erwiesen. Er gab mir zu essen, als ich erhungern sollte; er führte mich in das Land des allerchristlichsten Königs; er rettete mir das Leben, als mich die Freunde der Freyheit verbrennen, und zum Fen-

ster hinaus werfen wollten; ihm verdanke ichs, daß ich wieder Guineen im Sacke habe — und doch kann ich dem Manne nicht halb so gut seyn, als meinem lieben Diego, der doch die Ursache war, daß ich meinen Freund erschlug, und meine glückliche Geburtsinsel verlassen mußte." — — „Allein lasset uns doch sehen, was an der Freyheit des göttlichen Paris ist!" und hiermit verdoppelte er seine Schritte.

Seit dem unglücklichen Vorfalle, wo die Patrioten aus Mißverstande das Kopfschütteln für das Zeichen eines Aristokraten hielten, hatte sich Domingo von seinem Begleiter einige französische Benennungen der unentbehrlichsten Dinge vorsagen lassen, die auch sein gutes Gedächtniß glücklich behielt. Er wußte also Essen und Trinken zu begehren; er wußte den Leuten zu sagen, daß er ein Insulaner aus

dem Südmeere sey, und wußte, daß jolie fille ein artiges Mädchen heiße.

Mit diesem kleinen Sprachvorrathe kam er in Paris an. Er sah hier eine Menge bewaffneter Bürger und Soldaten: er schrie also sein vive la liberté! und kam glücklich damit durch.

Nachdem er mehrere Gassen durchstrichen hatte, führte ihn der Zufall in die berühmte Rue St. Honoré. Ein altes Weib, das an der Ecke stand, wo der gute Heinrich der IV. sein Leben verlor, fragte ihn ziemlich laut, ob er nicht ein schönes Mädchen wolle? Domingo hörte kaum die Worte jolie fille, so gab er schon zu verstehen, daß ihm nichts willkommener seyn könnte. Die Alte winkte ihm, ihr zu folgen, und Domingo war hinter ihr her.

„Mein Freund hatte doch Recht,“ sagte er im Gehen bey sich. „Es ist wirklich etwas Göttliches um Paris. Ich komme kaum her, so biethet man mir schon eine schöne Dame an. — Es lebe das Land der Freyheit! Zum Glücke, daß ich dießmahl Guineen bey mir habe! Die Dame kann vielleicht eine Liebhaberinn davon seyn, und da wäre ich untröstlich, wenn ich ihr keine geben könnte.“

Nachdem ihn die Alte über ein Paar elende Treppen hinauf geführt hatte, kam unser Insulaner in ein mit alten Tapeten behangenes Zimmer, wo ein junges Mädchen im reitzenden Neglige auf einem Ruhebette lag. Der unerfahrne Domingo hielt das glühende Roth ihrer Wangen für das natürliche Merkmahl einer blühenden Gesundheit, und schloß daher, so wie er eintrat, die reitzende Dame

in seine Arme — — — — und die Dame war keine Platonikerinn.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Das nenne ich Patriotismus.

Das waren für unsern Insulaner acht glückliche Tage. Man fuhr zusammen in die Oper, man besuchte zusammen die Tuillerien, und die übrigen öffentlichen Spaziergänge, man speisete die schmackvollsten Ragouts, man trank den göttlichen Champagner zusammen, und brachte die Nächte zusammen in den Armen der Liebe zu.

Domingo verstand seine Schöne; denn ihre Küsse und Blicke sprachen sehr bedeutend.

Doch auch die Schöne verstand ihren Liebhaber; denn seine Louisd'ors vertraten bey ihr die Stelle des Dolmetschen.

Unser Insulaner glaubte im Himmel zu seyn. „Mein Freund hat Recht," sagte er bey sich. „Es gibt nur ein Paris in der Welt. Ich darf nur winken, so ist der Tisch gedeckt, — ich darf nur winken, so hüpft meine Dame mir in die Arme — Ha! warum bin ich nicht früher in das Land des allerchristlichsten Königs gekommen!"

Am neunten Tage wollte Domingo beym Erwachen seiner Schönen den Morgenkuß geben; aber es war keine Schöne mehr zu sehen. Es war auch Uhr, Schnallen und Tobaksdose weg. Er wartete den halben Tag: aber die Dame kam nicht. Er geht endlich die Treppe hinab, und hört, daß die Schöne

mit ihrer Mutter ein anderes Logis bezogen habe.

„Ha!“ sagte er, „ich bin nun im Klaren. Die Dame ist böse auf mich. Sie verlangte gestern einen Louisd'or von mir, und ich sagte ihr gerade zu, daß ich keine mehr hätte — Das mag sie verdrossen haben; aber deßwegen hätte sie mich nicht verlassen dürfen. Es wird in der Hauptstadt des allerchristlichsten Königes wohl noch einen Menschen geben, der mir von seinem Überflusse mittheilt.“

Der Hunger, der sich bey ihm einfand, machte auf einen Augenblick die Angelegenheiten seines Herzens vergessen. Er geht nach dem nächsten Gasthofe, und geräth zufälliger Weise an den Ort, wo der Kern der Patrioten seine Zusammenkünfte hält.

Der Speiſesaal wimmelte von Menſchen. Domingo hatte den Kopf noch ſo voll von ſeiner Dame, und die Bedürfniſſe des Magens waren ſo dringend, daß er dieß Mahl auf ſein vive la liberté! vergaß. Er ſetzte ſich alſo ohne weiters zu Tiſche, und ließ ſichs ſchmecken.

Die Tafel war noch nicht halb zu Ende, ſo rief ein hagerer Franzmann, der das Präſidium führte, mit pathetiſchem Tone: „Meſſieurs! wer ſein Vaterland und die Freyheit liebt, der löſe ſeine Schuhſchnallen aus. Ich will in ihrem Nahmen der Nationalverſammlung ein Geſchenk damit bringen; ſie ſoll mit unſern Schuhſchnallen die Schulden der Nation bezahlen, die über 3000 Millionen betragen, und alle Patriotenblätter ſollen dieſe ſchöne Handlung durch die ganze Welt ausposaunen.

Im Nu lagen alle Schuhschnallen auf dem Tische. Domingo dachte nur auf seine Dame, und merkte also nicht, was um ihn her vorging.

Ein kleiner Rippenstoß, den ihm sein Nachbar versetzte, brachte ihn zu sich. „Sind Sie kein Demokrat", sagte er, „daß Sie bey dieser patriotischen Handlung so unempfindlich da sitzen?"

„Ich bin keiner," erwiederte Domingo, der unglücklicher Weise das Wort Demokrat mit Aristokrat verwechselte.„ Was?" rief die ganze Versammlung, „kein Demokrat? An die Laterne mit ihm! an die Laterne!"

Sie hatten ihn bereits vor das Gasthaus geschleppt, und waren im Begriffe das Urtheil an ihm zu vollziehen, als der Zufall den Modehändler daher führte.

Er hält seine gewöhnliche Anrede, und der Insulaner wird los gelassen. Man erkennt seine Unschuld, und bittet um Vergebung, daß man bald die Impolitesse begangen hätte, ihn an die Laterne zu hängen.

Funfzigstes Kapitel.

Das war mehr als unvermuthet.

Domingo hatte dem Modehändler sein verliebtes Abenteuer umständlich erzählet. „Ich bedaure Sie," sagte der Franzose; „aber Sie hätten mit Ihrem Gelde besser Haus halten sollen. Die Louisd'ors wachsen nicht auf den Bäumen." „O!" rief der Insulaner, „mir ist um mein Geld nicht leid; mich dauert nur, daß ich meine Dame verlor.

Sie hat mich gewiß von Herzen gern gehabt, und ich weiß, daß sie mich noch jetzt lieben würde, wenn ich Louisd'ors hätte. Kannst du mir nicht einige Stücke von deinem Überflusse geben?"

„Ich muß erst meine Casse zu Rathe ziehen," sagte der Franzose lächelnd; „aber kommen Sie morgen in das Palais royal, da wollen wir aus der Sache reden." Und hiermit hüpfte er trillernd seine Wege fort.

Domingo fing nun an, über alle diese Auftritte ernsthafter nachzudenken. „Es sind mir in der Hauptstadt der Freyheit doch schon sonderbare Dinge begegnet," sagte er bey sich. „Meine Dame hat mich verlassen, weil ich keine Guineen mehr habe — man wollte mich an die Laterne hängen, weil ich ein Wort für das andere nahm, und mein Freund,

der mir aus christlicher Liebe schon drey Mahl das Leben rettete, ist grausam genug, mir ein Paar elende Louisd'ors abzuschlagen." Indem er so diesen Gedanken nachhing, führte ihn der Weg auf den Boulevard. Es war eben um die Stunde der Promenade. Es gingen wohl zehn Kutschen vorüber, ohne daß sie unser Insulaner bemerkt hätte; nun aber blickt er plötzlich empor, und sieht in einer prächtigen Karosse eine Dame daher kommen, die durch ihre Reitze bey ihm alle ernste Gedanken aus Kopf und Herz hinaus jagte.

„Ich soll die Dame kennen," sagte er bey sich, und trat näher zur Kutsche; allein geschwinde war der Fächer vorm Gesichte, und Dame und Kutsche verschwand. Unser Insulaner stand noch immer auf demselben Flecke, und zerbrach sich den Kopf, wer doch die

Schöne seyn möge; warum sie den Fächer vors Gesicht hielt, und warum der Kutscher auf ein Mahl so schnell mit ihr davon jagte? — als ein Bedienter mit der Nachricht zu ihm hintrat, daß die schöne Dame, die eben hier vorbey fuhr, ihn zu sprechen verlange.

Unser Insulaner war der Mann nicht, der eine solche Einladung ausgeschlagen hätte. Er folgte also dem Bedienten, der ihn unweit des Boulevards in einen prächtigen Pallast führte. Er kam durch mehrere Zimmer, die alle auf das kostbarste meubliret waren, und endlich in ein Cabinet, wo ihn der Bediente warten hieß.

Die Wände waren mit den wollüstigsten Gemählden behangen. Domingo betrachtete sie sehr aufmerksam. „Das sind fast dieselben Mahlereyen, die ich bey der Rathsfrau

in Batavia ſah," ſagte er bey ſich, „nur iſt der Unterſchied, daß die Dame hier wirklich den ſchönen Figuren gleicht, die auf den Bildern ſind, da hingegen die Dame in Batavia die Häßlichkeit ſelbſt war. Ich brenne vor Verlangen, die Beſitzerinn dieſes ſchönen Pallaſtes zu ſehen."

Indem er ſo mit ſich ſprach, ſank der Boden des Cabinets mit ihm hinab, und er befand ſich mit einem Mahle in dem Schlafgemache der Dame. Sie lag auf einem Ruhebette, das die Liebesgötter ſelbſt gepolſtert hatten. Domingo wußte nicht, wie ihm geſchah, und ſo muthig er ſonſt jedes verliebte Abenteuer beſtand, ſo war ihm doch dieß Mahl der Muth entſunken. Das plötzliche Verſinken des Zimmers, der Übergang vom hellen Tage in einen dämmernden Abend, und der Anblick einer Dame, die, in leichten Flor ge-

hüllt, auf einem Ruhebette von rosenfarbnem Atlasse wie hingegossen lag, das alles zusammen versetzte ihn in einen Zustand von Schüchternheit, die ihm bisher fremde war.

Anstatt die Dame, wie es sonst in ähnlichen Fällen seine Gewohnheit war, an das Herz zu drücken, stand er dieß Mahl wie ein Schüler da. Die Dame belustigte sich einige Augenblicke an seiner Verlegenheit; endlich aber konnte sie selbst der Sehnsucht nicht länger widerstehen.

„Domingo!" sagte sie mit süß lispelnder Stimme — „Domingo, kennen Sie mich nicht mehr?"

„Gott!" rief der Insulaner, und stürzte auf sie hin — „Du hier in Paris?" Mehr konnte er nicht reden. — Er drückte ihre

reitzende Hand wohl tausend Mahl ans Herz — und die Dame stieß ihn dieß Mahl nicht zurück. — — —

Ein und funfzigstes Kapitel.

Der Autor ist sehr discret.

Wenn mir meine schönen Leserinnen bisher nur die kleinste Aufmerksamkeit geschenkt haben, so müssen sie es schon aus den letzten Worten des vorher gehenden Kapitels errathen, daß die reitzende Dame, die wir mit dem Insulaner auf dem Ruhebette verließen, niemand anderer war, als unsere Platonikerinn; und da ich nicht gewohnt bin, irgend eine Neugierde meiner Leser unbefriedigt zu lassen, so will ich ihnen ganz kurz erzählen,

wie unsere Cordovanerinn nach Paris und zum Besitze dieses Pallastes kam.

Ein französischer Abenteurer, der sich für einen Marquis ausgab, kam nach Cordova. Er sah die Kaufmannstochter, hörte daß der Vater Geld habe, und legte also seine Minen wider die Unschuld der Tochter und das Geld des Vaters an. Bey dem Mädchen spielte er den Platoniker, und dem Vater erzählte er von seinen Gütern, die er in Frankreich besitze. Dadurch gewann er das Zutrauen von beyden. Der Vater öffnete ihm seine Geldtruhen, und die Tochter ihr Herz. Wer einmahl das Herz einer Schönen hat, der hat alles. Der Liebhaber nahm sich, außer eines erlaubten platonischen Kusses, bald größere Freyheiten heraus. Das Mädchen widerstrebte. — Er wußte sie zu bereden, daß sich dieß mit dem platonischen Systeme sehr gut vertrüge, und daß

dabey alles auf die Absichten des Liebhabers ankomme: und das Mädchen widerstrebte nicht weiter. — Der Vater fing an, Verdacht gegen die Reichthümer des Marquis zu schöpfen. Er verboth ihm das Haus, und forderte seinen Vorschuß zurück. Die Tochter, die nun einmahl in die Geheimnisse des antiplatonischen Systems eingeweihet war, wollte von ihrem Liebhaber nicht lassen. Dieser benutzte ihre Schwäche, und beredete sie zur Flucht. Sie nahm einen Schmuck mit, der ihr war, und tausend Doppien, die ihrem Vater gehörten. Der Entführer brachte sie nach Paris. Sie lebte acht glückliche Tage, und hatte Altern und Vaterland vergessen, als ihr Geliebter mit Geld und Schmuck davon ging. Noth und Verzweiflung zwangen sie eine Lebensart zu ergreifen, die sehr antiplatonisch ist. Sie machte ihre Schule bey einer Dame, die den Zuspruch der vornehm-

sten Aristokraten hatte. Sie hatte einen Prinzen, einen Minister, und einen vornehmen Prälaten zu Liebhabern, und als diese in der Revolution das Vaterland verließen, fiel sie einem Mitgliede der Nationalversammlung in die Hände, in dessen Pallaste wir sie angetroffen haben.

Das ist eigentlich die wahre Geschichte dieser Platoniferinn; sie fand aber für gut, dieselbe, als sie solche unserm Insulaner erzählte, in manchen Stücken zu verschönern. Sie machte aus dem Marquis ihren Gemahl, der sie durch seinen plötzlichen Tod in große Traurigkeit versetzte, und aus ihrem Liebhaber einen bereits versprochenen Freyer.

Ich könnte über diese kurze Geschichte eine sehr große moralische Brühe gießen, und leicht ein Paar Kapitel damit ausfüllen; aber ich

lasse das Moralisiren und Reflexionmachen lieber dem Leser über. Jeder hat seine eigene Art die Gegenstände anzusehen: es könnte daher leicht geschehen, daß ich es durch meine Moral bey einem guten Theile meiner schönen Leserinnen verschüttete, und also will ich lieber einen Strich ziehen.

Zwey und funfzigstes Kapitel.

So ist die neue Constitution beschaffen.

Die Reverberirlaternen beleuchteten bereits das göttliche Paris, als Domingo die schöne Cordovanerinn verließ. Man gab ihm einen Beutel mit Louisd'ors; man miethete ihm in einem nahe gelegenen Hotel eine artige Wohnung; man ließ ihm Kleider machen, und man bestellte ihn auf den andern Abend.

Die Pariserschneider machen Wunderwerke. In sechs Secunden ist der Bettler zum Cavalier umgeschaffen. Domingo kommt am folgenden Tage nach dem Palais royal. Er findet seinen Freund, der ihn aber nicht ansieht.

„Bist du böse auf mich," sagte Domingo, „daß du mich nicht ansiehst?" „Himmel!" rief der Modehändler, „ist es möglich? Sie sind es? — Ich habe Sie für einen Lord gehalten. Woher diese plötzliche Veränderung?"

Domingo erzählte ihm alles haarklein. „Ich brauche nun weiter deine Louisd'ors nicht," sagte er, „denn ich habe nun selbst den Beutel voll. Ich könnte jetzt meiner ersten Dame davon mittheilen, aber ich sehne mich nicht mehr nach ihr. Meine jetzige gefällt mir viel besser. Ich glaube auch, daß sie mich

ungleich mehr liebt, weil sie mir so viele Louisd'ors gab, und das schöne Kleid machen ließ. Ich bin heute Abends zu ihr bestellt, und ich kann dir aufrichtig sagen, daß mir die Uhren viel zu langsam gehen. Ich habe noch kein so schönes Weib umarmet. Sie ist auch von ihrer Narrheit völlig geheilt. Sie stößt mich jetzt nicht mehr zurück, und macht mir auch nicht mehr den Vorwurf, daß ich sie nicht liebe." —

„Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück," sagte der Modehändler; „Sie sind auf dem Wege ein großer Mann zu werden. Ich empfehle mich Ihrer Protection."

„Ich verlange mir kein anderes Glück," sagte der Insulaner, „als beständig solche Abende zu haben, wie der gestrige war." Indem sie so zusammen sprachen, kam der

Bediente der Dame, der dem Insulaner winkte. „Auf Wiedersehen.“ sagte Domingo zu seinem Freunde, und eilte dem Bedienten nach.

Der Abend verging, wie der vorhergehende, und diesem folgten noch sechs andere nach. Man empfing sich immer mit offenen Armen, und schied nie ohne Thränen.

Am siebenten Abend glaubte sich die Dame besonders sicher. Sie bestellte ein niedliches Abendessen, und als Bachus der Opfer genug hatte, schlang sie den Arm um den Hals ihres Lieblings, und sagte: „Heute bleibst du bey mir.“ — —

„Von Herzen gern;“ sagte Domingo, und drückte ihre Hand an sein Herz. „Wenn nur dein Bräutigam nicht nach Hause kommt.

Für mich zwar beſorge ich nichts: aber ich fürchte nur, daß es dir Verdruß mache."

„Es hat keine Gefahr," ſagte die Dame. „Die heutige Verſammlung währet bis an den Morgen. Man will nun dem Anſehen des Königs den letzten Stoß geben, und da wird es wohl zu ſtarken Debatten kommen. Man ſucht den König und die Königinn beym Volke verhaßt zu machen. Daher die vielen ärgerlichen Anekdoten, die man beſonders von der Königinn ausſtreuet. Ich habe hier über zehn Broſchüren liegen, die voll ſolcher Verläumdungen ſind, und die der Pariſerpöbel für Wahrheiten hält. So oft mein Freund ſo eine Broſchüre nach Hauſe bringt, ſagt er immer: da haben wir der Königinn wieder eines verſetzt; es ſind handgreifliche Lügen, aber der dumme Pariſer glaubt ſie. Das Luſtigſte iſt, daß dieſe Schriften von gewiſſen

Mitgliedern der Nationalverſammlung ſelbſt verfaßt ſind; aber davon ein anderes Mahl.“ — — Ein feuriger Kuß machte dem politiſchen Geſpräche ein Ende. „Du bleibſt bey mir?“ ſagte die ſchöne Cordovanerinn mit halbſterbendem Blicke, und der Inſulaner antwortete: „Ich bleibe bey dir.“

Drey und funfzigſtes Kapitel.

Ein patriotiſches Geſchenk.

Am andern Morgen kam der Modehändler ſeiner Gewohnheit nach ins Palais royal, um dort in Gemeinſchaft mit andern Modehändlern, Haarkraſern, Paſtetenbäckern, Kaffeeſchenken, Trödlern, Waſſerträgern, und Schuhputzern ſeine großen Entwürfe zum Wohl der franzöſiſchen Monarchie ins Reine zu bringen.

Wer ihm am ersten ins Auge fiel, war unser Insulaner, der in seinem gewöhnlichen abgenützten Rocke, niedergeschlagen und in sich verloren auf und ab hinkte. „Woher diese plötzliche Veränderung? Wo ist Ihre Sackuhr? Wo sind Ihre prächtigen Modeschnallen?“ sagte der Franzose. „Gestern waren Sie ja noch ein Sohn des Glückes. Sind Sie vielleicht wieder einer Dame in die Hände gefallen, die Sie geplündert hat?“

„Ach nein,“ versetzte der Insulaner: „die Sache ist ganz anders. „Ich ging gestern von dir weg gerade zu meiner schönen Cordovanerinn. Wir speiseten zusammen, und gingen dann mitsammen zu Bette. Wir glaubten uns sicher, denn ihr Bräutigam sollte erst am andern Morgen aus der Versammlung nach Hause kommen; aber ich hatte sie kaum an mein Herz gedrückt, so ging die Thür

auf, und der Herr vom Hause stand mit sechs handfesten Kerlen vor unserm Bette. Meine Dame schrie St. Jago, und fiel in Ohnmacht. Ich wollte aus dem Bette springen, und mich zur Wehr setzen; aber was Hände hatte, fiel über mich her. Ich ward übermannt, und zum Fenster hinaus geworfen."

„Sie sind sehr zu bedauern," sagte der Franzose. „Ja wohl," versetzte Domingo, „bin ich zu bedauern. Ich habe mein schönes Kleid, meine Louisd'ore und meine Dame verloren. Sicher hat es ihren Bräutigam verdrossen, daß er mich bey ihr im Bette fand, und er wird es wohl zu verhüten suchen, daß wir nicht mehr zusammen kommen."

„Sie hätten klüger seyn sollen," sagte der Franzose, „und wenn ich die Sache ernstlich überlege, so haben Sie sich des Ver-

brechens der beleidigten Nation schuldig gemacht; denn einem Mitgliede der Nationalversammlung Hörner aufsetzen, heißt sich an der Nation selbst versündigen. Danken Sie dem Himmel, daß Sie noch so gut wegkamen. Ich hätte Sie combabisiren lassen;" und hiermit hüpfte der Franzose, seinen eigenen Einfall belachend, dem Kaffeehause zu.

Domingo kehrte mit tief verwundetem Herzen nach seinem Gasthofe zurück. Sein verrenktes Bein that ihm sehr weh. Es stellten sich aber bald die Folgen eines andern Übels ein, das unser unerfahrner Insulaner nicht einmahl dem Nahmen nach kannte. Das Mitglied der Nationalversammlung hatte von einer patriotischen Dame ein Geschenk bekommen, womit er die schöne Cordovanerinn regalirte, die es dann wieder, aber ohne zu wissen, ihrem geliebten Domingo mittheilte.

Ein heftiges Fieber warf ihn zu Bette. Der Wirth war von der Dame für einen ganzen Monath voraus bezahlt worden: er trug also alle Sorgfalt, und da es nicht besser werden wollte, so brachte er endlich einen Arzt. „Sie haben mit dem schönen Geschlechte zu thun gehabt," sagte der Arzt, der lange Zeit bey der Gesandtschaft am spanischen Hofe stand, und ziemlich gut spanisch sprach. „Ja wohl," versetzte Domingo, „ich bin ein außerordentlicher Liebhaber davon." — „Aber Sie sind nicht mit der gehörigen Vorsicht zu Werke gegangen," fiel der Arzt ein. „Du hast Recht," sagte Domingo; „ich ließ mich mit meiner Dame im Bette ertappen, und wurde deßwegen zum Fenster hinaus geworfen." — „Ich meine es nicht so — aber die Schöne mit der Sie zu thun hatten, war krank, und sie hat Ihnen ihre Krankheit mitgetheilet." So große Schmerzen Domingo fühlte, so

mußte er doch über dieſen Einfall lachen. „Du biſt ſehr irrig daran," verſetzte er; „meine Dame iſt die Geſundheit ſelbſt." —

„Ihre Dame kann krank ſeyn, ohne es zu wiſſen," ſagte der Arzt, „und um es Ihnen kurz zu ſagen, Sie haben das neapolitaniſche Übel; und wenn Sie nicht bald ernſtlich dazu thun, ſo können Sie Naſe und Ohren verlieren."

Dem Inſulaner lief es eiskalt über den Rücken. Die auſſerordentlichen Schmerzen, die er in allen Gliedern fühlte, machten ihn glauben, daß der Arzt doch Recht haben könne; nur wars ihm unbegreiflich, wie man ſo ein Übel von einer Dame bekommen könne, die ſo ſchön iſt, und bey der er ſo viel Vergnügen genoß.

„So curire mich, wenn du mein Übel kennst," sagte er dann zum Arzt. „Ich will nicht länger zu Bette liegen. Es sind bey vierzehn Tage, daß ich von meiner Dame nichts höre, und ich möchte doch wissen, wie die Sache steht."

„So ein Übel ist nicht so leicht gehoben, als bekommen," sagte der Arzt. „Die Cur kann einige Monathe dauern. — Haben Sie Geld?" „Nicht einen Sols mehr," versetzte der Insulaner. „Ich hatte einen Beutel mit Louisd'ors, sie stecken aber in meinem neuen Kleide, das bey meiner Dame zurück blieb." „Ja, wenn Sie kein Geld haben," sagte der Arzt, „so kann ich Sie nicht weiter besuchen. Sie müssen sich nach dem Spitale bringen lassen." — „Ja wohl, müssen Sie nach dem Spitale," sagte der Wirth, — und Domingo wurde in das Hôtel Dieu gebracht.

Vier und funfzigstes Kapitel.

Das war eine glückliche Cur.

Man mache von der Einrichtung eines Spitales noch so viel Wesens und Rühmens, so bleiben diejenigen doch immer zu bedauern, die dahin müssen.

Die Stifter davon mögen was immer für Anstalten getroffen haben, und die Aufseher darüber noch so fleißig nachsehen, so ist es doch nicht möglich, den Subalternen diejenige Menschlichkeit einzuflößen, die zum wahren Arzte gehöret, und die schon bloß für sich den Kranken aufheitert, und seine Schmerzen lindert.

Ich will eben nicht sagen, daß die gröb-

ten Unmenschlichkeiten in Spitälern ausgeübet werden, aber sicher ist es, daß ein guter Theil der Kranken durch schlechte Pflege zu Grunde geht.

Nach vier Monathen verließ Domingo das Spital. Die Ärzte nannten es eine glückliche Cur; denn er hatte nur das rechte Ohr dabey eingebüßet.

Wer vier Monathe im Spitale ist, der hat Zeit genug Betrachtungen anzustellen. Domingo saß also wohl zu ganzen Stunden unter den Bäumen des Spitalgartens, und ging alle Auftritte und Fälle durch, die ihm in dem glücklichen Lande der Christenheit begegnet waren.

„Im Lande des katholischen Königs gab man mir Karbatschstreiche," sagte er bey sich,

„weil ich einen unschuldigen Greis aus dem Gefängnisse erlösen wollte, und man prügelte mich wieder derb ab, weil ich mich weigerte, einem Menschen Streiche zu geben, der mich nie beleidigt hat. Im Lande des allerchristlichsten Königs wollte man mich ins Feuer werfen, weil ich ein Haus retten wollte, das in Flammen stand; ein anderes Mahl sollte ich zum Fenster hinaus fliegen, weil ich mit dem Kopfe schüttelte; und wieder ein anderes Mahl wollte man mich an die Laterne hängen, weil ich ein Wort für das andere nahm. Eine Dame lief mir davon, weil ich keine Louisd'ors mehr hatte; ein Mitglied der Nationalversammlung ließ mich zum Fenster hinaus werfen, weil er mich bey seiner Braut fand, und diese Braut theilt mir zum Lohne meiner zärtlichen Liebe eine Krankheit mit, die mir vielleicht noch Nasen und Ohren kosten wird. O du meine geliebte Geburtsin-

sel! warum mußte ich dich verlassen? Du weißt von keiner Inquisition, von keiner Sclaverey, von keinem Aristokraten, von keiner Nationalversammlung, und von keiner Krankheit, welche die Leute um Nase und Ohren bringt." Solche Gespräche hielt Domingo sehr häufig, und immer endigten sie sich mit Thränen der Sehnsucht nach seiner Geburtsinsel.

So wie unser Insulaner aus dem Spitale kam, lief er nach dem Pallaste, den seine Schöne bewohnte. Er schlich lange um das Haus herum, bis er endlich den vertrauten Diener seiner Dame entdeckte. Ein Mitglied der Sorbonne, das in eben derselben Krankheit um das linke Ohr gekommen war, hatte unsern Domingo während der vier Monathe die französische Sprache so gut beygebracht, daß er sich sehr verständlich darin

ausdrücken konnte. Er fragte also den Bedienten um seine Dame, und erzählte ihm zugleich, was ihm bisher begegnet war, und wie er um sein rechtes Ohr kam.

„O," sagte der Bediente, „Sie haben mich mit in Ihr Unglück gezogen. Mein Herr erfuhr, daß ich zu Ihren Zusammenkünften verhülflich war. Er ließ mich also vom Kopf bis zur Fußsohle abprügeln, und zum Hause hinaus jagen. Was mit der Dame geschah, weiß ich nicht; so viel habe ich indessen gehört, daß sie sich nicht mehr im Hause befinde, und daß die Ärzte meinen vormahligen Herrn overirt haben."

„Aber ich sah dich ja eben aus dem Hause heraus kommen," sagte der Insulaner. „Ich habe meinen vormahligen Cameraden besucht," sagte der Bediente, und dabey

ſah er unſern Inſulaner an, wie man Leute anſieht, von denen man noch im Zweifel iſt, ob man ihnen ein Geheimniß vertrauen darf.

„Wie ſteht es um Ihre Börſe?“ fragte der Bediente nach einer Pauſe. „So elend es nur immer ſeyn kann,“ verſetzte Domingo. „Ich komme eben aus dem Spital, und weiß nicht, wo ich heute Nacht ſchlafen werde.“

„Wollen Sie ſich nicht einige Louisd'ors verdienen?

„Louisd'ors!“ ſchrie unſer Inſulaner. „Nichts lieber als dieß. Weißt du vielleicht eine Dame?“

„Nein,“ ſagte der Bediente lächelnd, „Sie brauchen kein anderes Ohr aufs Spiel

zu ſetzen. Sie brauchen bloß auf die Partey des Königs zu treten.

„Wenn es nichts anders iſt, von Herzen gern. Ich kenne zwar euern König nicht, aber ich glaube, daß er ungleich mehr werth ſeyn müſſe, als eure Patrioten, die den Leuten Löcher in den Kopf werfen, Häuſer anzünden, und ihre Mitmenſchen an die Laterne hängen. Allein ich ſehe nicht, in was ich euerm Könige dienen kann.

„Sie brauchen bloß an einem gewiſſen Tage, den man Ihnen beſtimmen wird, vive le Roi zu ſchreyen. — — Doch kommen Sie. — Hier haben ſogar die Bäume Ohren" — und hiermit führte er den Inſulaner in ein Kaffeehaus an der Seine, wo ihm ein anſehnlicher Mann einige Louisd'ors in die Hand drückte, und ihn zur Treue

gegen den König und zur Verschwiegenheit ermahnte.

Fünf und funfzigstes Kapitel.

Man kann seinem Schicksale nicht entgehen.

Nach einigen Tagen drückte ihm derselbe Mann abermahl einige Louisd'ors in die Hand. Domingo konnte den Tag kaum erwarten, wo er vive le Roi schreyen, und die Partey des Königs wieder die Oberhand erhalten sollte.

Die despotische Art, mit welcher die Nationalversammlung den König und die Königinn behandelte, hatte sein Herz für beyde ganz gewonnen, und ich zweifle, ob der König unter seinen gebornen Unterthanen einen

eifrigern Anhänger finden konnte. Er ſteckte alſo den ganzen Tag im Kaffeehauſe, und er machte vor Freuden einen Rundſprung, ſo oft er hörte, daß die Gegenrevolution ein neues Mitglied bekam.

Als er eines Tages früh am Morgen nach dem Kaffeehauſe ging, kam ihm ſein Freund, der Bediente, entgegen gelaufen. —— „Wir ſind verrathen," ſchrie er. „Der Herr, der Ihnen die Louisd'ors gab, iſt heute Nachts eingezogen worden, und die Verſammlung macht ihm bereits den Proceß. Wir ſind verloren, wenn man entdecket, daß wir von ſeiner Partey waren;" und hiermit zog er den Inſulaner mit ſich fort.

„Iſt es denn ein ſo großes Verbrechen, auf der Seite des Königs zu ſeyn?" fragte der Inſulaner. — „Ein Verbrechen, das an

die Laterne bringt," sagte der Bediente. Das Wort Laterne wirkte so sehr auf unsern Domingo, daß er den Finger auf den Mund legte, und hinter dem Bedienten drein lief.

Sie langten in einem Pallaste an. „Hier sind wir sicher," sagte der Bediente. „Das Haus gehört einem Mitgliede der Nationalversammlung." „Was," rief der Insulaner, einem Mitgliede der Nationalversammlung? Hier bleibe ich keine Stunde." „Besorgen Sie nichts," sagte der Bediente. „Mein Herr ist ein Freund des Königs, obschon er aus Politik das Gegentheil zu seyn scheint."

„Ich verstehe nicht, was Politik ist," versetzte Domingo, „aber ich glaube, daß eurem Könige mit solchen politischen Freunden wenig geholfen seyn möge; und um es die kurz zu sagen, ich bin es satt, länger im Lande

der Freyheit zu seyn. Ich war mehr als ein Mahl in Lebensgefahr, ich habe in euerm Lande ein Ohr verloren, und ich will nicht abwarten, daß man mich noch an die Laterne hänge." Sein Freund bath ihn, nur einige Tage zu verweilen, bis man sehen würde, was für eine Wendung die Sache nähme, und als sich unser Insulaner dann nicht weiter aufhalten ließ, so gab er ihm ein Paar Hemden, und wünschte ihm eine glückliche Reise.

Domingo hatte noch ein Paar Louisd'ors im Sacke, und mehr bedurfte seine Imagination nicht, um wieder alle Gegenstände im rosenfarbenen Lichte zu sehen. Er war in Ansehung seines Reiseplanes zwar nicht einig mit sich; aber er hatte sich einmahl vorgenommen, das Land des allerchristlichsten Königs zu verlassen, und da war es ihm nur

darum zu thun, so bald möglich hinaus zu seyn.

Sein Unglücksstern führte ihn über die Place de greve. Er fand hier eine Menge Volk versammelt, und hörte, daß man im Begriffe sey, einen Edelmann aufzuhängen, der den König retten wollte, und eine Gegenrevolution veranstaltete.

Diese Nachricht war ein Donnerschlag für ihn. Er hätte sich gern aus dem Staube gemacht, aber das Gedränge nahm so plötzlich überhand, daß er weder vor- noch rückwärts konnte. „Gott," sagte er bey sich, „wenn es vielleicht der liebe Herr seyn sollte, der mir die Louisd'ors gab. — — Das war ein wahrer Freund des Königs." Er hatte den Gedanken noch nicht ausgedacht, so stand derselbe Mann schon auf der Blut-

bühne. Er hielt eine Anrede, worin er über falsche Anzeige klagte, und Gott zum Zeugen seiner Unschuld nahm; allein diese rührende Rede machte auf den rohen Pöbel keinen Eindruck; er schrie sein vive la nation! vive la liberté! und klatschte dem Henker lauten Beyfall zu, als dieser sich zur Vollziehung des Urtheils anschickte.

Bisher war unser Insulaner mehr Stein als Mensch da gestanden. Das Blut war ihm in den Adern erstarrt, und Furcht und Schauder hatten ihm die Sprache benommen; als er aber sah, daß man seinen Freund wirklich an den Galgen hing, und das Volk darüber in ein Freudengeschrey ausbrach, so siegte Mitleiden und gerechter Unwillen über Furcht und Schrecken, und das Herz lief mit dem Verstande davon.

„Seyd ihr Chriſten," ſchrie er, „daß ihr einen Menſchen aufhängt, der euern Gott zum Zeugen ſeiner Unſchuld anrufet? Ihr ſeyd ärgere Barbaren, als ich in Algier antraf." —

Er hätte wohl noch weiter fortperoriret; aber der wüthende Pöbel ließ ihm keine Zeit dazu.

„An die Laterne mit ihm! an die Laterne!" war die allgemeine Loſung. Domingo ſtritt wie ein Löwe. Er erwürgte mehr als ſechs Mitglieder der Nationalgarde, und ſchlug mit einem Flintenkolben, den er eroberte, über zehn bewaffnete Pariſerbürger todt; allein nun fiel das ſchreckliche Corps der Fiſchweiber über ihn her, und unſer Inſulaner erlag. Sie ſchleppten ihn zu einer Laterne, und ein Waſſerträger vertrat die Stelle des Henkers. Domingo blickte mit ſterbendem Auge

um ſich, ob nicht ſein Freund als Retter erſcheine; allein dieß Mahl kam kein Modehändler, und der arme Inſulaner wurde an die Laterne aufgehangen.

Sechs und funfzigſtes Kapitel.

Der Britte.

„Die Franzoſen wollen Engländer ſeyn," ſagte ein Britte, der mit dem Paketboote von Calais abfuhr, „ohne den Geiſt der Engländer zu haben. Sie wollen frey ſeyn, und ſind doch mit einer ſclaviſchen Seele geboren. — Sie ſchrien vormahls vive le roi, weil es Mode war, vive le roi zu ſchreyen — und nun ſchreyen ſie vive la liberté, weil es Mode iſt, vive la liberté zu ſchreyen. — Sie waren lange Zeit die Puppen ihrer Kö-

nige, und nun wollen sie ihren König zu einer Puppe machen. — Sie vergötterten ihren Necker, weil sie sich Wunderwerke von ihm versprachen, und sie hätten ihn noch an die Laterne gehangen, weil er das Geheimniß nicht finden konnte, ohne Geld und Credit die Nationalschulden zu tilgen. — Sie haben die Bastille zerstöret, und die Verhaftsbriefe vernichtet; aber sie lassen sich ungehört in andere Gefängnisse stecken, und es braucht nur einen Wink der Nationalversammlung, um unschuldig an die Laterne oder an den Galgen zu kommen."

„Das habe ich leider erfahren," sagte unser Insulaner. „Ich zittere noch, wenn ich an den schrecklichen Auftritt denke. —

„Aber wie konnte es Ihnen einfallen, Frankreich für das Land der Freyheit anzusehen?" —

verſetzte der Britte. „Es gibt nur ein freyes Land in der Welt, und das iſt England. Wir ſind nun bald zu Dover. Fühlen Sie nicht daß eine ganz andere Luft von der Küſte herweht? Es iſt die Luft der Freyheit.“ „Ja,“ ſagte unſer Inſulaner; „ich fühle ſie,“ und zog die Naſe in die Höhe, um ja recht viele Luft der Freyheit in ſich zu ziehen. — —

Sieben und funfzigſtes Kapitel.

Es geht alles ſehr natürlich zu.

Ich gäbe was darum, wenn ich die verſchiedenen Geſichter ſehen könnte, die meine ſchönen Leſerinnen bey dem Leſen des vorhergehenden Kapitels machten.

Einen Menſchen im folgenden Kapitel re-

dend einführen, den man im vorhergehenden aufhängen ließ, und das so ohne alle Vorbereitung — das heißt den Leser wirklich zum Besten haben. —

Um Vergebung, meine schönen Damen, es sollte bloß eine kleine Überraschung seyn, und wie ich mir schmeichle, keine gar unangenehme. Ich müßte mich in Ansehung Ihrer guten Herzen sehr irren, wenn das traurige Schicksal meines Insulaners nicht Eindruck auf Sie gemacht hätte, und wenn dieß ist, so kann Ihnen seine Wiederauflebung nicht anders als willkommen seyn.

„Wie! also lebt er wirklich?" — — — — —

„Natürlich, sonst hätte er mit dem Engländer nicht reden können." — —.

„Aber er ist ja doch aufgehangen worden?“ — —

„Richtig, und das nach aller Regelmäßigkeit.“

„Aber wie kam er denn wieder ins Leben?“

„Das sollen Sie im Augenblicke hören; denn wenn es auf die Befriedigung ihrer Neugierde ankommt, so finden Sie keinen bereitwilligeren Autor als mich.“ — — — —

Der Engländer war zugegen, als der Pariserpöbel dem Gott der Freyheit dieses Opfer brachte. Der Insulaner hatte kaum das letzte Mahl nach Luft geschnappt, so wandte sich der Britte an das Oberhaupt der Fischweiber, die bey der Execution die Stelle des Unterrichters vertrat. „Laß mir diesen Körper,

Mütterchen," sagte er zu ihr, „ich bin ein Engländer, und also ein Sohn der Freyheit. Ich will ihn als Skelett mit in mein Vaterland nehmen. Sehet, werde ich zu meinen Landsleuten sagen, so wissen unsere Mitbrüder, die freyen Franzosen, ihre Freyheit und ihre neue Constitution zu behaupten. — — Diesen Schurken hier haben sie an die Laterne gehangen, weil er ein Aristokrat war." —

„Morbleu!" schrie die alte, und halfete den Engländer, „du sollst ihn haben." — „Ja, du sollst ihn haben," schrie das übrige Corps von Fischweibern, Wasserträgern, und Schuhputzern, — und der gehangene Insulaner wurde dem Britten überlassen.

„Trinket auf das Wohl der Freyheit," rief er, indem er eine Hand voll Louisd'ors unter sie warf, und hiermit eilte er mit dem

Körper nach Hauſe, wohin ihm unter lautem Jubelgeſchrey der Pöbel nachfolgte.

„Ha, nun errathen wirs. Der Engländer wird ihn haben zergliedern wollen, und wie er den erſten Schnitt machte, wird der Schmerz den Inſulaner wieder zum Leben gebracht haben. Es muß was Schreckliches um das Anatomiren ſeyn; ja ich glaube, daß ich ſelbſt wieder lebendig würde, wenn man ſo in mir herum ſchnitte.“ —

Es war nicht ganz ſo, meine Schönen. —— Der Engländer dachte an kein Anatomiren, ſondern er war kaum auf ſeinem Zimmer, ſo wandte er ſchon mit Hülfe ſeines Dieners alle Mittel an, die zur Rettung ertrunkener oder erſtickter Menſchen vorgeſchrieben ſind, und es glückte ihm, den armen Inſulaner wieder ins Leben zu bringen.

Domingo ſah ſich, als er das erſte Mahl die Augen aufſchlug, in einem prächtig meublirten Zimmer. Sein erſter Gedanke war, daß er ſich im Himmel befände; allein gleich fiel's ihm wieder ein, daß man dort keinen Körper habe; er wußte ſich alſo nicht heraus zu finden. „Lebe ich, oder bin ich todt?" ſagte er; „allein ich kann ja nicht todt ſeyn; denn ich höre mich ja reden, und ich greife ja meine Hand, meine Naſe, meinen Fuß. — — Aber ich kann auch nicht leben; denn ich bin ein Mahl ſo ſicher aufgehangen worden, als ein Menſch aufgehangen werden kann, und wer ein Mahl aufgehangen worden, der bleibt aufgehangen. Aber was und wo bin ich denn hernach? Das Fegfeuer kann hier auch nicht ſeyn; denn wie mir mein Freund Diego ſagte, liegen dort die Seelen auf glühenden Kohlen, ich aber liege hier in einem bequemen, reinlichen Bette. — Mir ſind, ſeitdem ich

meine Geburtsinsel verließ, schon sonderbare Fälle begegnet; aber dieß ist doch gewiß der sonderbarste von allen." — —

Dieses Selbstgespräch hätte wohl noch länger gewähret, wenn nicht der Engländer, der sich das unschuldige Vergnügen machen wollte, ein Zeuge seines gänzlichen Erwachens zu seyn, hinter dem Schirm hervor getreten wäre.

„Beruhigen Sie sich," sagte er, „Sie leben wirklich, und sind noch in Paris." (Bey dem Worte Paris wäre unser Insulaner bald in eine neue Ohnmacht gefallen.) Allein jetzt brauchen Sie Erhohlung. Trinken Sie diese Suppe, und wenn Sie ein Paar Stunden geschlafen haben, dann will ich Ihnen das Räthsel aufklären. Nur so viel muß ich Ihnen sagen, daß Sie nicht ganz todt waren, und

daß es mir gelungen hat, Sie wieder ins Leben zu bringen. Schlafen Sie wohl. Ich bin bald wieder bey Ihnen;" und hiermit ließ der Britte das Schloß hinter sich ab: Domingo aber fiel bald darauf in einen sanften Schlaf.

Acht und funfzigstes Kapitel.

Wie reimt sich das mit der Freyheit?

Sie werden es bey mehr als einer Gelegenheit bemerket haben, was für ein dankbares Herz in dem Busen dieses Wilden schlug. Sie können sich also leicht vorstellen, wie oft er die Hand des Britten an sein Herz gedrückt, und wie viele Thränen des Dankes er vergossen habe, als ihm dieser in der Folge alle Nebenumstände seiner Befreyung erzählte.

Nichts aber ging über seine Freude, als er hörte, daß sie noch in derselben Nacht nach England abreisen würden. Er brannte vor Sehnsucht ein Land zu sehen, das Menschen hervor bringt, die ihren Nebenmenschen aus der Sclaverey loskaufen, und Leute, die an der Laterne aufgehangen wurden, wieder ins Leben bringen.

Als sie in Dover anlangten, küßte Domingo den englischen Boden, und that zugleich den Schwur, nie wieder das Land des allerchristlichsten Königes zu betreten.

Der Britte ließ sich während ihrer Reise vom Insulaner seine Geschichte erzählen, und fluchte dabey nicht wenig auf die heilige Inquisition, auf die Spanier, und auf alle Franzmänner. Er stellte dann sein Vaterland zum Gegenbilde auf, und setzte es in ein so be-

zauberndes Licht, daß unserm Insulaner zwischen dem Himmel und England die Wahl wehe gethan hätte."

„Schon die Natur selbst," sagte er unter andern, „hat unser freyes Land von dem übrigen sclavischen Europa durch ein Meer abgesondert. — Kein Vorurtheil fesselt unsern Geist. — Unser König hat keine andere Macht über uns, als die wir ihm durch die Gesetze selbst einräumen. („Heißt er auch der allerchristlichste König?" fragte Domingo. „Nein," sagte der Engländer; „aber man gibt ihm den Titel: Beschützer des Glaubens.") — — — — — — — — — — Wir sind die Herren des Oceans. — Unsere Kunstproducte haben den Preis vor allen übrigen, und unsere Schriften sind fast lauter Werke des Genies. — Wir haben die tiefsinnigsten Philosophen, die größten Ärzte,

die gründlichsten Rechtsgelehrten, die feurigsten Dichter, und die stärksten Publicisten hervor gebracht. Nur auf unserer Insel wird das Genie gesucht, geschätzt und unterstützt. —

„Ich bin auch auf einer Insel zu Hause," sagte Domingo; „aber von all den Dingen weiß man bey uns nichts. Habet ihr aber auch schöne Damen?"

„So schön sie nur ein Land hervor bringen kann," erwiederte der Britte. „Es sind aber keine gemahlte, geistlose, faselnde, lächelnde Puppen. Es sind die schönsten Körper von den schönsten Seelen belebt! Unsere Weiber denken mit dem Geiste eines freyen Römers, und küssen mit der Wollust einer Griechinn." ——

Der Britte wollte eben den Pinsel in neue Farben tauchen, als ein unvermutheter Zu-

fall ihn an Vollendung des ſchönen Gemähldes verhinderte. Ein maskirter Reiter kam an ihre Kutſche angeſprengt, und hielt ihnen eine geſpannte Piſtole vor. Der Engländer gab geſchwinde Uhr und Börſe hin, und die Maske machte ſich aus dem Staube.

„Was war das," ſagte Domingo, als der Reiter fort war? „Warum gabſt du dieſem Menſchen Beutel und Uhr hin?"

„Weil er mich ſonſt vielleicht erſchoſſen hätte," verſetzte der Britte. „Sahen Sie nicht die geſpannte Piſtole?"

„Was haſt du ihm denn zu Leide gethan, daß er dich erſchießen wollte?"

„Nichts," ſagte der Engländer, „ſo wenig als Sie. — Allein es war einer von den Räu-

bern, die wir Highwayman nennen, und deren Geschäft darin besteht, den Reisenden ihre Goldbörsen und ihre Uhren abzufordern."

„Was!" rief Domingo, und schlug die Hände über den Kopf zusammen, „ein Räuber? Also gibt es Räuber bey euch? Also läuft man bey euch Gefahr, erschossen zu werden, wenn man keine Goldbörse, und keine Sackuhr hat? Und du sagtest mir doch, daß dein England das glücklichste Land unter der Sonne wäre? Kann aber da eine Glückseligkeit seyn, wo keine Sicherheit ist?"

„Die Gesetze," erwiederte der Britte, „sind sehr strenge gegen diese Räuber, und wer von ihnen des Raubes überzeugt werden kann, wird ohne Gnade aufgehangen."

„Aber wäre es denn nicht besser," fiel der

Insulaner ein, „wenn die Gesetze es zu verhindern suchten, daß es keine solchen Räuber gäbe.“

„Nein.“ versetzte der Britte, „das stritte wider unsern Geist der Freyheit. Der Engländer läßt sich nicht durch Zwangmittel an das Gesetz binden, oder wenn es für ihn doch ein Zwangmittel gibt: so ist, so kann es nur die Furcht vor der Strafe seyn, die mit der Übertretung der Gesetze verbunden ist. Der sclavische Franzose sorgt durch seine Guets, und Maréchaussées für die Sicherheit seiner Bürger, und der Reisenden: allein der freye Britte gibt lieber seine Goldbörse hin, als daß er sich bewachen ließe.“ —

„Ihr seyd doch sonderbare Leute,“ sagte der Insulaner, und schüttelte den Kopf. — —

Neun und funfzigstes Kapitel.

Der Haarbeutel.

Man kommt in London an. Der Engländer setzt unsern Insulaner in einem Gasthofe ab, und verspricht am anderen Morgen bey ihm zu seyn. Domingo hatte noch einige Louisd'ors im Sacke, und es juckte ihn, sich noch am selben Abend in der Hauptstadt der Freyheit etwas umzusehen.

Er war kaum vor dem Thore des Gasthofes, so hörte er schon ein höhnisches Gelächter hinter sich, und Flüche, die er aber nicht verstand. Er wollte sehen, ob es ihn gelte; allein er hatte den Kopf noch nicht halb gedrehet, so bekam er schon einen Stoß in die Rippen, der ihn bald zusammen stürzte. —

Zugleich ſtellt ſich ein nerviger Laſtträger in Fechterpoſitur vor ihn hin, und ſchien ihn heraus zu fordern. Unſer Inſulaner wußte nicht wo das alles hinaus wolle. „Was habe ich euch zu Leide gethan, daß ihr meiner ſpottet, und nach mir ſtoßet,“ ſagte er auf franzöſiſch? Allein dadurch machte er das Ubel nur ärger. Es folgte ein neues Gelächter, und ein neuer Rippenſtoß. Nun war es aber auch mit der Geduld unſers Inſulaners auf der Neige. Er packt ſeinen Gegner und ſchlägt ihn mit einem Streiche zu Boden. So machte ers einem Zweyten, der dem andern zu Hülfe eilte, und ſo einem Dritten, und ſo bahnte er ſich mit geballter Fauſt einen Weg durchs Gedränge, und erreichte ſeinen Gaſthof.

Am anderen Morgen erzählte er ſeinem Freunde den ganzen Auftritt. „Wie waren Sie denn gekleidet, als Sie ausgingen?“ ſagte

der Britte. „Wie du mich hier siehst," sagte Domingo. „Ha, nun wunderts mich nicht," sagte der Engländer und lachte von Herzen. „Sie haben ja einen Haarbeutel eingebunden, und mehr braucht es nicht, um von unserem Pöbel gesteiniget zu werden. Danken Sie dem Himmel, daß Sie noch so gut davon kamen."

„Wie," rief Domingo, „ist es denn ein so großes Verbrechen, einen Haarbeutel zu tragen? Und darf man sich denn in einem Lande der Freyheit nicht kleiden, wie man will?"

Der Brite erklärte ihm dann, daß man ihn vermöge des Haarbeutels für einen Franzosen gehalten habe, und daß eine unausrottbare Antipathie zwischen beyden Nationen herrsche. „Wenn Sie bey uns sicher durch die

Straße gehen wollen," sagte er, „so müssen Sie sich kleiden wie wir," — und Domingo ließ sich noch am selben Tage in einen Engländer umstalten. Sein Freund zeigte ihm dann die vornehmsten Merkwürdigkeiten von London, die Westmünsterbrücke, den Pallast von St. James, den schönen Park, den berühmten Vauxhall, und den Ranelagh. Er führte ihn auch ins Theater, wo man eben ein Trauerspiel aufführte. Der Insulaner verstand zwar nichts davon; er sah aber, daß fünf Personen im Stücke erstochen wurden, und daß die Zuschauer ihren Beyfall darüber bezeugten. „Sonderbar," sagte Domingo, „in Paris klatschte man bey der Arie einer schönen Sängerinn, und hier zerschlägt man sich vor Freude die Hände, wenn fünf Menschen erstochen werden. — „Daraus lernen Sie eben den Nationalcharakter kennen," sagte der Britte: „der Franzose faselt — der Eng-

länder liebt Ernſt und Feſtigkeit.“ Domingo ſchüttelte abermahls den Kopf.

Am Abende führte ihn ſein Freund in einen der berühmteſten Gaſthöfe, wo ſie ſchöne Geſellſchaft fanden. Der Inſulaner mußte ſeine Geſchichte erzählen, und man machte ſich dabey nicht wenig über die Inquiſition, über den heiligen Vater in Rom, und über die Pariſer-Nationalverſammlung luſtig. Allein bald fing der Wein an, in die Köpfe zu ſteigen, und die Geſellſchaft, die bisher geſitteten Menſchen glich, ſah nun einem Schwarm wilder Bachanten ähnlich. Man ſchimpfte auf den Miniſter und den König, und erzählte die ärgerlichſten Anekdoten. Der Wirth mußte Dirnen herbey ſchaffen, und man trieb ſolche Ausſchweifungen mit ihnen, daß unſer Inſulaner, der doch ſonſt in dieſem Puncte ziemlich Freygeiſt war, ſich das Geſicht verhielt.

Ein **Pittianer** warf einem **Foxianer** eine Flasche mit Champagner an den Kopf. Ein anderer Freund des Oberhauses hätte einen Freund des Unterhauses mit seinem Taschenmesser durchstochen, wenn ihm unser Insulaner nicht das Messer aus der Hand gewunden hätte, wobey er sich die Finger zerschnitt, und ein Paar Rippenstöße davon trug. Endlich fiel einer nach dem andern betrunken unter den Tisch, und als unser Insulaner auch seinen Freund in diesem thierischen Zustande erblickte, und die Sonne bereits zum Fenster herein sah, so hielt er es für hohe Zeit, sich aus dieser sauberen Gesellschaft zu entfernen.

Sechzigstes Kapitel.

Politik und Convenienz.

Am anderen Morgen saß Domingo auf seinem Zimmer, und dachte über die gestrige Scene nach. „Ich habe meinen Freund von Herzen lieb," sagte er bey sich: „aber ich weiß nicht, was ich von seinem Lande und von der Freyheit halten soll, die er immer so heraus streicht. Wenn ihre Freyheit in nichts anderem besteht, als daß sie ehrliche Leute mißhandeln dürfen, weil sie einen Haarbeutel tragen, oder daß sie auf den König und seinen Minister schimpfen, so gebe ich nicht viel um ihre Freyheit. Von den Ausschweifungen, die ich heute Nachts sah, will ich gar nicht reden. Mein Freund Diego hat

auch den Wein gern getrunken, und ist auch öfters unter die Bank gefallen; er blieb aber immer der gute friedfertige Mann. Er hätte gewiß nie im Rausche seinen Freund erstechen wollen, und auch gewiß nie einer Dame (Falls er ein Liebhaber davon gewesen wäre) heißen Punsch in den Busen geschüttet, oder ihr die schönen Haarlocken angezündet, wie es gestern diese Engländer ihren Damen thaten. Ich begreife nicht, wie man jemanden beleidigen könne, der uns Vergnügen macht."

Ein Lärm, der auf der Straße entstand, unterbrach das Selbstgespräch. Er kam von der andern Ecke her; Domingo wollte also von dieser Seite hinaus sehen; aber er fand die Fenster vermauert.

„Warum sind denn die Fenster hier vermauert?" fragte er den Wirth, der eben ins

Zimmer trat? „Um die Fenſterſteuer zu erſparen," war des Wirthes Antwort. „Was!" rief Domingo, „eine Fenſterſteuer! Ihr müſſet alſo ſogar das liebe Tageslicht bezahlen? das nenne ich mir eine ſaubere Freyheit." — „Wir müſſen nichts bezahlen," ſagte der Wirth mit tropiger Miene, und im halb gebrochenen franzöſiſch; „ſondern es ſteht uns frey, dieſe Steuer zu entrichten, oder die Fenſter zumauern zu laſſen."

Die Ankunft des Britten unterbrach das Geſpräch, das bereits einen ziemlich komiſchen Gang genommen hatte. „Ich komme von Ihnen Abſchied zu nehmen," ſagte er zu unſerm Inſulaner. „Ich reiſe morgen nach Portsmouth ab. Wir werden vielleicht Krieg mit Spanien bekommen."

„Mit Spanien?" ſagte Domingo. „Was

Hat der katholische König denn eurem Könige zu Leide gethan, daß ihr mit ihm Krieg anfangen wollet?" Die Beleidigung ist sehr unbedeutend," sagte der Engländer; „aber unser Ministerium wußte sie wichtig zu machen. Spanien befindet sich dieß Mahl gerade in Umständen, wo es sich entweder in einen sehr ungleichen Krieg einlassen, oder unsere Forderungen befriedigen muß. In der jetzigen Lage der Dinge hat es von Frankreich keine, oder eine sehr schwache Hülfe zu hoffen; für sich allein aber kann Spaniens schwerfällige Flotte es nie mit Britanniens geübter, unüberwindlicher Seemacht aufnehmen."

„Ich will es glauben," sagte Domingo; „aber ist das christlich gehandelt, wenn man seinen Nebenmenschen gerade in dem Augenblicke angreifet, wo er außer Stande ist, sich zu vertheidigen? Das sieht mir ziemlich

dem Betragen des Straßenräubers ähnlich, der uns mit der geladenen Piſtole Geldbörſe und Uhr abforderte.“ „Die Politik,“ verſetzte der Britte lächelnd, „bekümmert ſich wenig um das Chriſtenthum; ſie ſieht nur auf Intereſſe und Convenienz: allein wahrſcheinlich wird es zu keinem Kriege kommen, und ich habe vielleicht das Vergnügen Sie in wenig Monathen wieder zu ſehen. Nehmen Sie indeſſen dieſen kleinen Beweis meiner Freundſchaft, und hiermit auf Wiederſehen.“ Domingo hätte den Britten gern ans Herz gedrückt, — aber weg war er. —

Ein und sechzigstes Kapitel.

Das war ein groſser Sprung.

Der Beweis der Freundschaft, den der Engländer unserm Insulaner gab, war ein Beutel mit Guineen, und ein Paar Banknoten, jede von 50 Pfund. Der Anblick der schönen Goldstücke machte ihn auf einen Augenblick die Abwesenheit seines Freundes verschmerzen.

„Nein," sagte er bey sich, „wenn mirs mein guter Diego auch zehn Mahl gesagt hätte, daß die Engländer Christen sind, die verdammt werden, so kann ich es doch nicht glauben. Unmöglich können Leute in die Hölle kommen, die ihren aufgehangenen Neben-

menschen wieder ins Leben bringen, und ihnen von ihrem Überflusse so schöne Guineen mittheilen. Mein Freund kommt gewiß in den Himmel, und es soll mich nicht wenig freuen, ihn dort zu sehen."

Vom Himmel machte seine Imagination einen Sprung auf den Vauxhall, wo er so schöne Damen sah, und wirklich im Himmel zu seyn glaubte. Vorzüglich erinnerte er sich an eine reitzende Blondine, die wie eine Nymphe gekleidet war, und wie eine Grazie tanzte. Er hatte ihr auch durch Blicke zu verstehen gegeben, daß sie ihm gefiel, und sie hatte ihm wieder durch Blicke geantwortet, daß er ihr nicht unangenehm wäre. Er hätte sich gern deutlicher erkläret, und war schon im Begriffe, ihre Hand an sein Herz zu drücken, als ein junger Esquire die Dame am Arme davon führte.

„Vielleicht finde ich sie heute im Vauxhall," sagte er. „Ich habe nun Guineen, und wenn ich sie ans Herz drücken kann, so will ich ihr davon geben, so viel sie verlangt."

Er kommt nach dem Vauxhall, sieht die reitzende Blondine, macht seinen Antrag, und die Dame fährt mit ihm nach Hause.

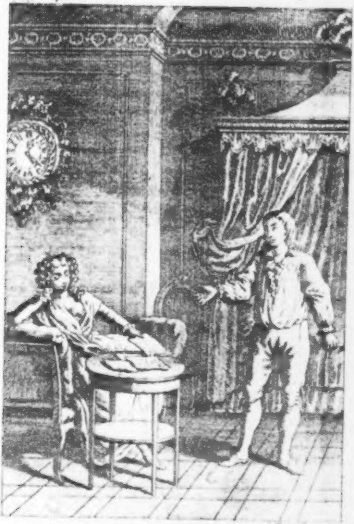
Er kommt in ein prächtig meublirtes Zimmer. Die Dame ersuchet ihn, zu verweilen, und erscheint kurz darauf in einem leichten Nachtkleide. Es folgt ein geschmackvolles Supvee. „Wollen wir nun zu Bette gehen?" sagte Domingo, der vor Liebe glühete. „Nehmen Sie immer ihren Platz," sagte die Dame, die ziemlich gut französisch sprach, und klingelte ihrer Dienerinn, die bald darauf mit einem Packe Zeitungen eintrat. Die Blon-

dine wirft sich mit ernsthafter Miene auf die Sofa hin, und fängt an zu lesen.

„Du wirst doch jetzt nicht die Zeitung lesen?" rief Domingo, der schon im Bette stack. — „Ich muß wissen, was unser Minister in Madrid für einen Bericht erstattet hat," erwiederte die Dame, und las ruhig fort. „Es wird wohl zu einem Kriege kommen," sagte sie nach einer Pause.

„So laß es zu einem kommen," schrie Domingo, der ungeduldig wurde. „Wir wollen ja in Frieden leben. — —" Die Dame ließ sich nicht stören. „Bravo," sagte sie nach einer zweyten Pause, „die Bill ist passirt, und ich hoffe, der König wird sie genehmigen."

Der Insulaner, bey dem nun das Band der Geduld abgerissen war, sprang aus dem



Die Rede macht dem Minister Ehre

Bette, und wollte die Dame mit Gewalt darauf hintragen. „Nicht einen Kuß," schrie die Schöne, „so wahr ich eine Engländerinn bin, wenn Sie mich diesen Artikel nicht vollenden lassen." — Auf diese Drohung ließ sie Domingo los. „Grausame," sagte er, „du sagst, daß du mich liebst, und kannst in einem Augenblicke, wo du mich vor Liebe brennen siehst, kaltblütig die Zeitung lesen." „Bey uns muß die Liebe dem Patriotismus untergeordnet seyn," sagte die Dame, und der verliebte Insulaner mußte warten, bis der Artikel vollendet war. „Eine herrliche Rede!" sagte sie, und legte die Zeitung hin; „sie macht dem Minister Ehre. Schade, daß Sie nicht englisch können, ich würde sie Ihnen vorlesen. — — Doch nun bin ich zu Diensten," — und der Insulaner trug die Dame, wie der Bär seinen Raub, hinter die Gardinen. — —

Zwey und sechzigstes Kapitel.

Es leben die Ärzte!

„Sie haben mit einer Dame zu thun gehabt, „sagte der Arzt zu unserm Insulaner, den unleidliche Schmerzen schon mehrere Tage im Bette hielten. „Du hast es errathen," sagte Domingo, „und zwar mit der schönsten Blondine, die es unter der Sonne gibt. Den einzigen Fehler hat sie, daß sie immer die Zeitung las, bevor sie mit mir zu Bette ging."

„Wenn es die Dame ist," versetzte der Arzt, „mit der ich Sie jüngst im Vauxhall sah, so bedaure ich Sie sehr. Diese Blondine hat schon einem welschen Marquis seine Ohren, einem Mitgliede des Parlaments seine Nase,

und drey deutschen Cavaliers ihre Zähne gekostet. Sie selbst hat schon ein Ohr eingebüßet, — ihre blonden, lockigen Haare, sind ein Kunstproduct des Perückenmachers, und ihre Zähne hat sie vom Zahne des Elephanten geborget — — und um es Ihnen kurz zu sagen, Sie haben das französische Ubel.“

„Dem Himmel sey es gedankt, daß es nicht das neapolitanische ist,“ versetzte Domingo; „denn das letztere hat mich schon um mein rechtes Ohr gebracht.“

Es ist dasselbe Ubel unter einer verschiedenen Benennung,“ sagte der Arzt. „Was!“ rief Domingo, „das ist unmöglich! Eine Dame, die wie eine Römerinn denkt, und wie eine Griechinn küßt, sollte mir eine so abscheuliche Krankheit mitgetheilt haben?“ „Es ist doch nicht anders,“ sagte der Arzt; „al-

lein wir wollen ſchon ſehen, wie wir Sie herſtellen. Wir wiſſen mit dieſer Krankheit beſſer umzugehen, als die Windmacher, die Franzoſen.“

Domingo unterwarf ſich der Cur, und ſie ging ſo glücklich von Statten, daß er nur das andere Ohr darüber einbüßte. — —

Drey und ſechzigſtes Kapitel.

Gott! welche Veränderung.

Die Blondine hatte die Hälfte der Guineen gehohlt, und Arzt und Apotheke fraß die andere Hälfte auf; es blieb alſo unſerm Inſulaner nichts übrig, als die Banknoten. „Das Vergnügen kam mir dieß Mahl theuer zu ſte-

ben," sagte Domingo. „Es hat mich die Hälfte meiner Guineen gekoſtet, um dieſe ſchreckliche Krankheit zu bekommen, und die andere Hälfte, um in der Cur mein anderes Ohr zu verlieren. — — Ein Glück, daß ich doch Guineen hatte, und nicht ins Spital durfte!" — In dieſen Gedanken ging er um die Ecke ſeiner Straße, als ihn ein ſchlecht gekleidetes Frauenzimmer um ein Allmoſen anſprach. Domingo hatte nichts als ſeine Banknoten, und für ein Allmoſen ſchienen ihm funfzig Pfund doch zu viel. „Wenn du hier verziehen willſt," ſagte er, „ſo will ich dir wohl ein Paar Guineen geben; ich laſſe nur eine Banknote wechſeln."

„Gott!" ſchrie das Frauenzimmer, als ſie die Stimme des Inſulaners hörte, und ſtürzte ohnmächtig zuſammen. Ohne zu wiſſen, daß er die Urſache dieſer Ohnmacht ſey,

faßte Domingo das Mädchen auf, und trug es nach dem Gasthofe. „Hier ist einer Dame übel geworden," sagte er, „man schaffe Hülfe." Die Wirthinn lief nach Melissengeist, der Insulaner aber schob, um ihr Luft zu machen, den Capüschon zurück.

„Himmel!" schrie er, und bebte zurück. „Meine Cordovanerinn! aber in welchem Zustande! Die Wangen blaß und eingefallen! Die Nase halb weggefressen! Nicht eine Spur ihrer Schönheit mehr!" — —

„Laß mich mit der Dame allein," sagte er zur Wirthinn, als sie mit Geistern kam, „ich will sie schon zu sich bringen." — Die Unglückliche schlug endlich die Augen auf; allein es fehlte wenig, daß sie bey seinem Anblicke nicht in eine neue Ohnmacht fiel.

„Du brauchst meinetwegen nicht ohnmächtig zu werden," sagte der Insulaner. „Du hast mir zwar eine Krankheit mitgetheilet, die mir mein rechtes Ohr gekostet hat; aber ich weiß, daß du es nicht gern thatst, und ich habe dirs längst verziehen. Wenn ich nur dich nicht in diesem Zustande sehen dürfte! Ich kann dich zwar jetzt nicht mehr lieben; aber ich werde es nie vergessen, daß ich dich geliebt habe, und daß du so schön warst."

Die Cordovanerinn antwortete bloß mit einem Strome von Thränen, und wagte kaum die Augen gegen den Insulaner aufzuschlagen. „Komm," sagte er, „du brauchst Ruhe und Erhohlung. Ich werde dir ein Zimmer hier im Gasthofe einräumen lassen. Da hast du indessen eine Banknote. — Ich wollte dir gern auch die andere geben; aber ich weiß nicht, wenn mein Freund zurück kommt. —

Ermuntere dich, und sey gutes Muthes! Ich habe meine beyden Ohren eingebüßet; aber ich fühle, daß man auch ohne Ohren noch einige Freuden der Welt genießen kann." — „O für mich," sagte das Mädchen schluchzend, „für mich gibt es keine Freude mehr, als den Tod."

Vier und sechzigstes Kapitel.

Es lebe der Buchstabe des Gesetzes.

„Kannst du mir nicht eine Banknote wechseln," sagte Domingo zu einem Manne, den er vom Kaffeehause aus kannte? „Warum nicht?" erwiederte dieser, „Sie brauchen bloß mit mir nach Hause zu kommen. Wie stark

ist sie?" — „Ich kann nicht lesen," versetzte Domingo, „aber mein Freund sagte mir, daß sie funfzig Pfund gelte. Hier ist sie" — „Gut," sagte der Engländer, und steckte die Note zu sich. Sie kommen an ein schlecht gebautes Haus. „Belieben Sie hier zu verziehen," sagte der Britte, und schlug die Thür dem Insulaner vor der Nase zu.

Domingo wartet, und wartet immer; er blickt endlich in die Höhe, und sieht seinen Mann am Fenster liegen, der ganz phlegmatisch seine Pfeife rauchte.

„Nun," rief er ihm zu, „wirst du mir nicht bald mein Geld bringen?"

„Was für ein Geld?" sagte der Britte.

„Für meine Banknote." — —

„Ich kenne weder Sie, noch Ihre Banknote.“ — —

„Treib keinen Spaß,“ sagte Domingo. „Es steht sich hier sehr kalt, und ich ersticke fast vor dem Kohlendunst, der die Gasse ausfüllet.“

„Geh zum Henker!“ sagte der Britte und schlug das Fenster zu. — —

Nun wars wieder mit der Geduld unsers Insulaners vorbey. — Er sprengt die Thür ein, und fliegt die Treppe hinauf, wo er den Engländer mit drey Fremden schmauchend antrifft, und seine Banknote auf dem Tische erblickt.

„Ha,“ sagte er, „da ist ja meine Banknote. Ich wußte ohnehin, daß du nur Scherz

triebst. Wenn du aber nicht wechseln konntest, so hättest du mich nicht eine Meile Wegs herum führen sollen. Ich habe eine kranke Dame zu Hause, die meiner Hülfe bedarf," und hiermit gings wieder die Treppe hinab. Allein er war noch nicht vor dem Hause, so wurde er schon als Dieb angehalten, und ins Gefängniß gebracht. Man verhörte ihn und die Zeugen — und die Juries fanden ihn des gewaltsamen Diebstahles schuldig. — „Da hilft nichts," sagte der Geistliche, der ihn zum Tode bereiten sollte. „Sie werden ohne Gnade aufgehangen; das Beste was Sie thun können, ist, daß Sie sich standhaft in Ihr Schicksal ergeben." „Ich fürchte den Tod nicht," sagte Domingo. „Ich weiß, was sterben heißt; denn ich bin schon ein Mahl an die Laterne aufgehangen worden; aber ich finde es abscheulich, einen unschuldigen Menschen aufzuhängen."

„Ich weiß es, daß Sie unschuldig sind,“ sagte der Geistliche, „und auch das Gericht weiß es; allein das Gesetz ist nun ein Mahl wider Sie. Die vier Juden haben darauf geschworen, daß die Banknote ihnen gehöre, und daß Sie mit Gewalt in das Zimmer eingedrungen sind.

„Wie,“ rief Domingo, „das Gericht weiß, daß ich unschuldig bin, und läßt mich aufhängen?“ „Das Gericht läßt Sie nicht sterben,“ erwiederte der Geistliche, „sondern der Buchstabe des Gesetzes.“ —

Ha!“ sagte Domingo, nun will ichs glauben, daß die Engländer Christen sind, die verdammt werden, weil sie solche barbarische Gesetze machen konnten.“

„Ich dächte,“ sagte der Geistliche, „daß

Sie die wenigen Stunden, die Sie noch zu leben haben, zur Versöhnung mit ihrem Gotte, und zur Verrenung Ihrer Sünden anwenden sollten."

„Wenn das Sünde ist, schöne Damen gern zu haben," erwiederte Domingo, „so habe ich mich dieser Sünde öfters schuldig gemacht. Ich habe aber auch meine beyden Ohren darüber eingebüßt, und ich glaube nicht, daß der liebe Gott mich zwey Mahl strafen werde."

„Übrigens fürchte ich mich nicht vor ihm zu erscheinen, und ich werde ihm besonders die saubern Engländer empfehlen, die Leute aufhängen, von deren Unschuld Sie überzeugt sind."

Die Stunde war da, wo Domingo in Gesellschaft von Straßenräubern, und Mördern

dem Londnerpöbel ein Spectakel geben ſollte, als man ihm ſeine Begnadigung ankündigte. „Sie haben Ihre Befreyung," ſagte ein anſehnlicher Mann, „dem Vorſpruche eines jungen Lords zu danken, der einſt mit Ihnen zu Algier in der Gefangenſchaft ſaß. Er hat von Ihrem Schickſale gehört, und Ihnen beym Könige Gnade erbethen." „Wie?" rief Domingo, „der Engländer, der mit mir in der Sclaverey war? Wo iſt er, daß ich ihn an mein Herz drücke? Er hat mich damahls aus der Gefangenſchaft erlöſet, und nun befreyet er mich aus den Händen eines Gerichtes, das unſchuldige Leute aufhängt." — —

„Er iſt bereits nach Deutſchland abgereiſet," ſagte der Fremde; „er hat mir aber aufgetragen, Ihnen dieſen kleinen Beweis ſeiner Freundſchaft einzuhändigen; und hiermit übergab er ihm einen Beutel mit Guineen."

Dem guten Insulaner schwammen die Augen in Thränen. Er sah gerührt gegen Himmel. „Lieber Gott," sagte er, „wenn du alle Engländer verdammst, so verschone doch diesen, und meinen lieben Freund, der mich in Paris aus den Händen der Fischweiber los kaufte."

Domingo's erster Gang war nach seinem Gasthofe. Seine Absicht war, das Geschenk des großmüthigen Engländers mit der Cordovanerinn zu theilen, und dann das Land des Beschützers des Glaubens auf immer zu verlassen. Der Wirth kam ihm mit der Nachricht entgegen, daß man die kranke Dame vor drey Tagen begraben habe. Zugleich überreichte er ihm einen versiegelten Brief, den sie vor ihrem Tode schrieb. — Domingo steckte den Brief in die Tasche, und lief, ohne ein Wort zu reden, nach der Themse. ——

Fünf und sechzigstes Kapitel.

Ein treffendes Gemählde.

„Er hat sich sicher ersäufet," wird manche meiner schönen Leserinnen denken. „Wenn er uns nur vorher noch den Brief vorgelesen hätte, den ihm der Wirth gab."

Was den letzten Punct betrifft, so soll Ihre Neugierde noch befriediget werden; aber in Ansehung des ersteren sind Sie einer irrigen Meinung. Sie erinnern sich doch, was Gellert sagte?

Laßt eine Dame schön wie einen Engel seyn,
Wenn sie die Blattern hat, so nimmt sie nicht
mehr ein.

Denken Sie ſich nun eine Dame mit einer halben Naſe — — und denken Sie ſich unſern ziemlich antiplatoniſchen Inſulaner dazu. — — —

Domingo lief nach der Themſe, um ein Schiff zu finden, das ihn je eher je lieber aus dem Lande der Freyheit hinaus bringe.

„Alſo hat er der Aſche ſeiner vormahligen Geliebten nicht ein Mahl eine Thräne geſchenkt?“

O ja! und eine ſo aufrichtige Thräne, als nur immer ein Freund auf die Urne ſeines Freundes weinen kann. — — „Ruhe ſanft, gutes Geſchöpf!“ ſagte er, „du haſt gut gethan, daß du aus der Welt gingſt. Für eine Dame, die ihre halbe Naſe, und ihre Schönheit verlor, gibt es ohnehin wenig Freuden

mehr. — — Vielleicht bin ich bald bey dir. — Ich bin es satt, länger unter diesen so genannten Christen zu leben. — — — O du meine glückliche Geburtsinsel! warum mußte ich dich verlassen? Auf dir weiß man nichts von einem neapolitanischen oder französischen Übel, noch von Ärzten, welche die Leute bey der Cur um Ohren und Nasen bringen. O wie gern kehrte ich wieder nach dir zurück, wenn ich nur den Weg dahin wüßte. Habet Mitleiden mit mir, würde ich zu meinen Mitbewohnern der Insel sagen, und nehmet mich wieder unter euch auf. Ich bin nur zu sehr dafür gestrafet, daß ich meinen Freund erschlug. Ich bekam unzählige Karbatschstreiche, bin aufgehangen worden, und habe meine beyde Ohren eingebüßt. Ich glaubte in das glückliche Land der Christenheit zu kommen, wo lauter Brüder sind, die sich lieben, und unterstützen: (denn so hat mir

Diego die Christenheit beschrieben) aber ich kann euch versichern, daß es keine abscheulichere Menschen gibt, als diese Christen."

„Das Christenthum lehret die Menschenliebe, und doch gibt es keine Geschöpfe, die sich mehr unter einander hassen und verfolgen könnten. — — Das Christenthum befiehlt seinem Feinde Gutes zu thun, und sie peinigen, foltern und ermorden sogar Menschen, die ihnen nichts zu Leide thaten."

„Sie haben zwey Ausdrücke in ihrer Sprache: Interesse und Politik, wovon ich den ganzen Sinn selbst noch nicht verstehe; aber ich weiß, daß Interesse und Politik alle ihre Handlungen leiten; daß sie aus Interesse und Politik mit ihrem Nachbar Krieg anfangen, und daß sie sich eigene Leute halten, die sie Soldaten nennen, und die ihre Mitmen-

schen mit kaltem Blute zu Tausenden todt schlagen. Das Christenthum befiehlt die Mäßigkeit, und doch lebt niemand so unmäßig als diese Christen. — Sie essen sich hundert Krankheiten auf den Hals, und trinken sich um den Verstand. Ich sah selbst meinen Lehrer, den guten Diego, und meinen Freund, den Engländer, betrunken unter dem Tische liegen." — — — —

In diesem Selbstgespräche kam Domingo am Ufer der Themse an, wo ihm ein neues Bild der christlichen Liebe in die Augen fiel.

Zehn bis funfzehn mit Prügeln und Messern bewaffnete Matrosen schleppten unter Anführung eines Officiers mehrere Menschen daher, die sich schrecklich wehrten. — „Was haben euch diese Leute gethan," fragte der Insulaner einen von diesen Matrosen, „daß ihr

sie so mißhandelt?" „Ha französischer Hund!" schrie der Matrose, und im Augenblicke ward Domingo angefallen, übermannt, und sammt den übrigen nach einem Schiffe geschleppt, das einem Gefängnisse gleich sah.

Sechs und sechzigstes Kapitel.

O der Bösewicht!

Domingo befand sich in einem stinkenden, finstern Gemache, unter dem Auswurfe der Menschheit. Die meisten lagen betrunken auf dem Boden herum, und stießen die fürchterlichsten Flüche aus. Der gute Insulaner wußte nicht, wie ihm geschah.

„Hat man mich vielleicht wieder für einen

Franzosen angesehen," sagte er bey sich, „daß man so mit mir verfährt? Aber ich hatte ja dieß Mahl keinen Haarbeutel anhangen. — Oder ist es im Lande der Freyheit vielleicht ein Verbrechen, an der Themse spazieren zu gehen."

Indem er so mit sich sprach, hörte er eine französische Stimme, die in die schrecklichsten Verwünschungen ausbrach. „Du Franzose," rief Domingo, „kannst du mir nicht sagen, warum man uns hier eingesperrt hält? So viel ich aus deinen Reden merke, bist du so unschuldig als ich."

„Daß dich der Teufel mit deiner Unschuld!" erwiederte der Franzmann. — „Die englischen Racker bekümmern sich viel darum, wer schuldig oder unschuldig ist. Ihr König braucht jetzt Matrosen und Seesoldaten, und da läßt er dazu weg nehmen, wen er tauglich findet."

„Ich saß in einem Bagnio, und ließ es mir bey einer hübschen Blondine wohl seyn; da kamen die verfluchten Presser, und schleppten mich weg.“

„Ich ging ruhig an der Themse spazieren,“ sagte Domingo, „als sie über mich herfielen, — und gleich dir in das Schiff schleppten.“

Je länger man sich an einem dunklen Orte befindet, je mehr lernet das Auge nach und nach die Gegenstände darin unterscheiden. Domingo betrachtete nun den Franzosen aufmerksamer, und er fand zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß er, wie ein Ey dem andern, dem Wasserträger ähnlich sehe, der ihn an die Laterne hing.

Er wollte der Sache gewiß seyn. — — „Wenn es auch derselbe Kerl ist,“ sagte

er bey ſich, „ſo habe ich doch hier von ihm nichts zu beſorgen. Die Engländer, die hier mit uns eingeſperrt ſind, würden wohl meine Partey nehmen, und im äußerſten Falle bin ich ihm allein gewachſen;“ er nahm alſo den Faden des Geſpräches wieder auf.

„Ich glaube dich in Paris geſehen zu haben,“ ſagte er zum Franzoſen, „und wenn ich nicht irre, ſo biſt du derſelbe Mann, der in Geſellſchaft der Fiſchweiber einen Menſchen an die Laterne hing.“ —

„Hohl mich der Teufel, wenn ichs nicht bin,“ erwiederte der Franzoſe. „Ha! ich habe den Burſchen hin gehangen, daß es eine Freude war. Der Henker von Paris iſt ein Pfuſcher gegen mich. — „Du warſt alſo dabey?“

„Freylich war ich dabey,“ ſagte Domin-

go — „und um es dir kurz zu sagen; ich bins, den du aufgehangen hast.“ — —

Eine Seele, in der nur noch der kleinste Funke von Tugend geglimmet hätte, wäre über diese Rede betroffen worden; aber unser Wasserträger war einer von den abgehärteten Bösewichtern, die nichts erschüttert. Er stieß einen neuen Wasserträgerfluch aus. „Ich will verdammt seyn!“ sagte er, und sah dem Insulaner ins Gesicht, „wenn das nicht derselbe Kerl ist, den ich an die Laterne hing! — aber welcher Teufel hat dich wieder lebendig gemacht?“ — — „Der Engländer, der mich von euch los kaufte,“ erwiederte Domingo.

„So muß ich dich schlecht aufgehängt haben,“ sagte der Franzose, „aber komm mir wieder in die Hände, ich will dich so henken,

daß dich kein Teufel und kein Britte mehr lebendig machen soll."

„Dafür ist gesorgt," versetzte Domingo. „Ich will lieber dem Himmel entsagen, als je wieder in das Land des allerchristlichsten Königes auch nur die Zehenspitze setzen. — Aber es scheint mir, daß auch du mit deinem Lande nicht zufrieden warst, weil ich dich in England antreffe."

„Ha!" rief der Franzose, „ich war bey einem großen Complotte, das den Herzog von *** und den Teufelskerl den *** an der Spitze hatte. Es fiel aber nicht so aus, wie wir hofften. Das verfluchte Chatelet hat die Sache in Untersuchung genommen, und man hat mir daher gerathen, auf einige Zeit nach England zu gehen. Ich war bestimmt eine Hauptrolle dabey zu spielen, und

meine Aussage allein könnte den beyden Gliedern der Nationalversammlung den Hals brechen. — —

„Wird das Geplauder der französischen Hunde noch kein Ende nehmen?" rief eine englische Matrosenstimme, und Domingo schlich sich geschwinde in einen Winkel, und legte den Finger auf den Mund.

Sieben und sechzigstes Kapitel.

Es war doch ein gutes Mädchen.

Sie waren kaum am Ausflusse der Themse, als sie einem englischen Kriegsschiffe begegneten, das die durch Pressen zusammen gebrachte Mannschaft an Bord nahm.

„Ist das die Freyheit, die du mir so anrühmtest?“ rief Domingo, als er an Bord kam, und seinen Freund den Engländer erblickte. „Erst wollte mich euer Gericht unschuldiger Weise aufhängen, und nun will man mich mit Gewalt unter die Seesoldaten deines Königes stecken, der mit mir nichts zu befehlen hat. Hättest du mich lieber an der Laterne hangen lassen. Es war mir ganz wohl dabey; denn ich wußte nichts mehr um mich. — —

„Ich bedaure Sie,“ erwiederte der Engländer; „allein da Sie mir zum Seesoldaten überliefert worden, so müssen Sie schon den Ehrenrock anziehen, bis ich Ihnen von der Admiralität Ihre Loslassung bewirkt habe. Vielleicht sind Sie aber schon in wenig Tagen frey. Ich habe Briefe, daß es zu keinem Kriege kommt, und da werden ohnehin die

angeworbenen oder gepreßten Seesoldaten wieder ihrer Dienste entlassen." —

„Das wolle Gott," sagte der Insulaner, „daß es zu keinem Kriege komme! Ich würde mich eher todt schlagen lassen, bevor ich nach einem unschuldigen Spanier einen Schuß thäte." —

Der Engländer lächelte, Domingo aber zog den Ehrenrock Sr. britannischen Majestät an. Indessen suchte ihm sein Freund den neuen Stand so viel möglich zu erleichtern. Er zog ihn an seine Tafel, und ließ ihn bey sich in der Kajüte schlafen.

Als sie an einem Abende bey einer Flasche Wein saßen, erinnerte sich Domingo an den Brief, den ihm der Wirth von der Cordovanerinn eingehändigt hatte. „Lies mir doch

diesen Brief," sagte er zum Engländer. — „Ich kann nicht lesen; aber ich möchte doch wissen, was mir die Dame geschrieben hat." Der Britte las also den Brief vor. Das unglückliche Mädchen gestand darin, daß der Marquis nie ihr Gemahl, sondern ihr schändlicher Verführer war, — daß sie mit ihm die Flucht ergriffen, und ihren alten Vater bestohlen habe. So wäre auch das Mitglied der Nationalversammlung kein versprochener Freyer, sondern ein Wollüstling gewesen, der sie einige Monathe aushielt, und ihr dann die schreckliche Krankheit verehrte, die sie ihre schöne Gestalt, und ihr Leben kostete. Sie nehme aber Gott zum Zeugen, daß sie von ihrem traurigen Zustande keine Kenntniß gehabt, und daß sie ihren geliebten Insulaner unwissend damit angesteckt habe; wohl aber hätte sie in der Folge, als sie ihr Beschützer aus dem Hause jagte, und sie aus

Noth ihre schandvolle Lebensart fortsetzte, so wohl in Paris als London manchem unschuldigen Jünglinge das tödtende Gift wissentlich mitgetheilt. Dieß wäre auch der Gedanke, der sie am meisten auf ihrem Sterbebette martere. Sie hoffe aber zu Gott und zum St. Jago, daß er ihr vergeben werde. Endlich dankte sie dem großmüthigen Insulaner für alle Wohlthaten, die er ihr erwies. Sie gestand, daß sie ohne seinen Beystand noch zur Selbstmörderinn geworden wäre, und daß sie vor Schmerz und Schande mehr als ein Mahl Willens war, sich in die Themse zu stürzen. Sie bath ihn auch, ein Mädchen nicht ganz aus seinem Herzen zu verstoßen, das ihn vom ersten Anblicke an, auf das zärtlichste liebte, und das nur überspannte, romanenhafte Begriffe von Tugend und Liebe in dieses Unglück stürzten. — —

Der Brief war französisch geschrieben. Dem guten Insulaner liefen, während sein Freund las, Thränen die Wangen herab, und selbst der Britte weinte eine Thräne auf ihre Asche. „Warum wardst du nicht auf meiner Insel geboren?“ rief Domingo. „Du wärest noch am Leben, hättest deine ganze Nase, und ich hätte mein rechtes Ohr.“ Eine Idee zündet die andere an. Er durchlief seine Schicksale, und zog dabey nicht wenig wider das Land der Christenheit los, wo man Ohren und Nasen verliert, wo man unschuldige Leute aufhängt, und Menschen, die an der Themse spazieren gehen, mit Gewalt zu Seesoldaten weg nimmt.

Acht und sechzigstes Kapitel.

Die Subordination.

Domingo saß in Gedanken vertieft auf dem Verdecke des Schiffes, als ihn ein lautes Geschrey zu sich brachte. Er springt auf, und erblickt den Wasserträger, der seinen Freund den Engländer schon halb über Bord hatte, und in die See werfen wollte. Er fliegt hin, und ein Schlag, der den Franzosen halb ohnmächtig zu Boden stürzte, machte dem Britten Luft. Es war Windstille; daher lag die Mannschaft auf fauler Haut; nun aber eilte auf den Ruf des Commandirenden, Matrose und Seesoldat herbey, und der Franzmann, der sich wieder erhohlte, und mit sei-

nem Messer um sich hieb, wurde überwältiget und in Arrest genommen.

„Morgen wird der Kerl erschossen," sagte der Britte, als er mit dem Insulaner in der Kajüte war. — — „Erschossen?" rief Domingo. — — „Ja, und das ohne Gnade. Er hat sich wider die Subordination vergangen. Ich wollte ihn zu seinem Dienste anhalten; da hat er aber nicht nur räsonnirt, sondern sich, als ich ihm einige Stockstreiche gab, sogar an meiner Person vergriffen." —

„Das finde ich ganz natürlich," versetzte der Insulaner. „Es wird ihn verdrossen haben, daß du ihn prügeltest, und da wollte er im Zorne dich in die See werfen. Ich weiß, daß man sich im Zorne nicht gegenwärtig ist: denn ich habe im Zorne meinen Freund erschlagen."

„Beym Militär gilt der Zorn für keine Entschuldigung," versetzte der Britte. „Wer sich im Dienste an seinem Vorgesetzten vergreift, der muß sterben."

„Wenn aber der Vorgesetzte am ersten geschlagen hat?" erwiederte Domingo. — —

„Und wenn er ihn todt schlägt," fiel der Britte ein, „so darf der gemeine Mann nicht muksen."

„Lieber Gott!" rief der Insulaner, „mache doch bald, daß ich des Ehrenrockes los werde!"

„Wir sind jetzt auf den Kriegsfuß gesetzt," sagte der Britte, „und dürfen also, was sonst mit unserer Verfassung nicht Statt hat, Kriegsrecht halten, — und kurz, morgen wird der Kerl arquebusirt. — —

Domingo hoffte immer noch, daß der Franzose Gnade erhalte, und besorgte daher, seinen Freund noch mehr wider ihn aufzubringen, wenn er ihm entdeckte, daß es derselbe Kerl sey, der ihn an die Laterne hieng. Er behielt also das Geheimniß für sich. „Er hat mich zwar aufgehängt," sagte er; „aber es wäre mir doch leid, wenn er erschossen würde."

Neun und sechzigstes Kapitel.

Es lebe Brittanien!

„Ich möchte doch sehen," sagte unser Insulaner bey sich, als am folgenden Tage die Execution vor sich ging, und keine Gnade mehr zu hoffen war, „ob der Kerl sich so gelassen erschießen läßt, als er mich aufknüpfte? Es ist doch wieder ein sonderbarer

Fall. Ich muß auf einem englischen Schiffe einen Menschen erschießen sehen, der mich in Paris auf der Place de greve aufhing." Indem er so mit sich sprach, führte man den Franzosen auf das Verdeck. Domingo fand keine Spur von Furcht im Gesichte. „Bursche," sagte er zu unserm Insulaner, als er ihn in Reihe und Glied erblickte, „was mich reuet, ist, daß ich dich nicht besser gehängt habe." Er kniete darauf hin, und stieß so lange die schrecklichsten Flüche wider Gott und die englischen Nacker aus, bis ihm ein Paar Kugeln das Maul stopften." —

Der Britte hatte die Worte gehört, die der Franzose dem Insulaner im Vorbeygehen zurief. „Was wollte der Kerl mit seinem Aufhängen sagen?" fragte er, als sie beyde allein waren.

„Nun kann ichs dir wohl entdecken," erwiederte Domingo. „Es war eben derselbe Kerl, der mich in Paris an die Laterne hing."

„Möglich!" rief der Britte. „Sie werden sich wohl in der Physionomie geirret haben?"

„Ich habe mich nicht geirret," erwiederte der Insulaner. „Wenn man aufgehangen wird, so sieht man demjenigen gewiß ins Gesicht, der uns diesen Dienst thut, — und dann hat er mirs ja selbst eingestanden."

„Wenn es so ist," sagte der Britte, „so freut es mich doppelt, daß ich den Kerl erschießen ließ. Die Welt hat einen Böswicht weniger."

„Das mag seyn," erwiederte der Insu-

lauer, „aber ich bin es deſſen ungeachtet müde, länger einen Rock zu tragen, in welchem man ſich nicht gegen Leute wehren darf, die mit dem Stocke in uns hinein ſchlagen. Und um es dir kurz zu ſagen, mache, daß ich los werde, oder ich ſpringe noch ins Meer.“

„Da würde man Sie auffangen,“ ſagte der Britte, „und Sie als Deſerteur behandeln.“ — —

„Aber warum ſollte es mir denn nicht frey ſtehen, einen Dienſt zu verlaſſen, zu dem man mich gezwungen hat?“

„Wer einmahl dieſen Rock trägt,“ erwiederte der Engländer, „der darf ihn nie wieder ausziehen, auſſer mit Erlaubniß des Königs.“ —

„Und du getraueſt dich," fiel Domingo ein, „deine Inſel das Land der Freyheit zu nennen? Ich kenne keine größere Sclaverey, als wo die Menſchen das liebe Sonnenlicht bezahlen müſſen; wo man Gefahr läuft, auf die unſchuldigſte Art nach dem Buchſtaben des Geſetzes aufgehangen zu werden, und wo man vor den Preſſern nicht ſicher an der Themſe ſpazieren darf."

Indem ſie ſo auf dem Verdecke mit einander ſprachen und ſtritten, brachte ein vorbey ſegelndes Schiff dem Britten den Befehl, nach Portsmouth zurück zu kehren. „Nun werden Sie bald erlöſet ſeyn," ſagte er zum Inſulaner. „Wir haben mit Spanien einen ruhmvollen Vergleich geſchloſſen. Es hat beträchtliche Aufopferungen gemacht, um den Frieden mit uns beyzubehalten. Es lebe Britannien!" Er kündigte darauf der Mannſchaft dieſen

vortheilhaften Vergleich an, und jeder Matrose und jeder Seesoldat bekam für die neue Acquisition einen Schluck Branntwein, wofür sie „es lebe Britannien!“ schrien.

„Nichts kam dem Insulaner dabey lächerlicher vor, als daß auch diejenigen auf das Wohl der englischen Freyheit tranken, die gleich ihm gepreßt, und zum Dienste Sr. Britannischen Majestät gezwungen wurden.

Siebenzigstes Kapitel.

Das arme Niederland!

So bald Domingo in Portsmouth mit Erlaubniß des Königs seinen Ehrenrock ausziehen durfte, war seine erste Sorge, ein Schiff zu finden, das ihn auf immer von der Insel

der Freyheit entfernte. Ich habe mein linkes Ohr hier gelaſſen, ſagte er; aber ich würde, ſo lieb ich ſie habe, auch noch eher meine Naſe hergeben, bevor ich länger in dieſem Lande bliebe. Der Britte ſah wohl, daß es nicht möglich ſey, ſeinen Freund länger zurück zu halten; er gab ihm alſo einen Beutel mit Guineen, und wünſchte ihm eine glückliche Reiſe.

„Es iſt wohl gut," ſagte Domingo, „daß du mich mit Geld verſiehſt; denn meinen anderen Beutel, der voll Guineen war, haben mir deine Landsleute weggenommen, als ſie mich an der Themſe zum Soldaten fortſchleppten." „Wenn Sie Zeugen haben," ſagte der Britte, „ſo können Sie klagen."

„Ich danke dafür," ſagte Domingo. „Es könnte wieder ein Buchſtabe des Geſetzes da

seyn, der mich zum zweyten Mahle zum Galgen verdammte."

Es lag eben ein Schiff im Hafen, das nach Ostende abseegelte. „Wem gehöret dieses Ostende?" fragte er. „Dem Kaiser der Deutschen, antwortete der Capitän des Schiffes. „Wenn es nur keinem Spanier, keinem Franzosen, und keinem Engländer gehört," sagte Domingo: „denn diese Länder sehen mich nie wieder;" — und hiermit schiffte er sich nach Ostende ein.

Er hörte während der Fahrt öfter von der Freyheit reden, die sich die Belgier erworben, und nun mit ihrem letzten Blutstropfen behaupten wollen. — „So führet mich mein Unglücksstern schon wieder in ein Land der Freyheit," sagte er bey sich, und es reute ihn, daß er sich nach Ostende einschiffte; al-

lein es war nun nicht mehr zu ändern. Das Schiff lief nach seinem Bestimmungsort hin, und unser Insulaner befand sich auf flanderischem Boden.

Er sah in Ostende Bürger unter den Waffen, und er suchte geschwinde zum Loche hinaus zu kommen. So war es in Brügge, so in Gent, so in Antwerpen. — — — Allein je mehr er lief, je mehr verwickelte er sich im Lande der Freyheit. Er kam nach Brüssel. Da ging es noch toller zu. Er sah hier nicht nur bewaffnete Bürger, sondern auch Capuciner und Franciscaner unter Waffen. „Diese Leute streiten gewiß wider die Türken?“ fragte er einen alten Mann, der ihn um Almosen ansprach; „denn ich habe mir sagen lassen, daß der Türk der Erbfeind der Christenheit ist, und daß schon vor langer Zeit französische Capuciner und

Franciscaner wider ihn zu Felde gezogen sind." —

„Ach, lieber Gott!" sagte der Greis, und trocknete sich die Thränen ab. „Sie streiten gegen keinen Türken; sie streiten gegen den apostolischen König, wider ihren rechtmäßigen Beherrscher, den Kaiser." — — „Wider ihren König also?" rief Domingo. „Ha, das muß ein böser Mann seyn, weil selbst die Priester des Herrn wider ihn die Waffen ergreifen. Was ist denn aber sein Hauptverbrechen?" „Mein Gott!" versetzte der Greis, dessen Auge mitten aus den Thränen hervor lächelte, „er wollte die Religion vom Aberglauben reinigen; er wollte seine Priester vernünftiger, seine Bürger gesitteter, und seine Advocaten ehrlicher machen. Dadurch hat er Priester, Bürger und Advocaten wider sich aufgebracht; — deßwegen ha-

ben sie ihm den Gehorsam aufgekündet: deßwegen verheeren sie seine schönen Provinzen.— Sie hätten das glückliche Niederland noch vor wenig Jahren sehen sollen. Das war ein blühendes Land. Nun liegt Handel und Thätigkeit danieder; man sieht nichts als entvölkerte Dörfer und öde Felder. Die sonst arbeitsamen Einwohner ziehen, von Bösewichtern angeführt, wie wilde Horden herum, und plündern. Wer nur die kleinste Anhänglichkeit gegen den guten Kaiser blicken läßt, der läuft Gefahr, gemißhandelt, eingezogen und ermordet zu werden."

„Da bin ich keine Stunde sicher," fiel Domingo ein. „Ich kenne zwar euern König nicht; aber ich bin ihm schon deßwegen gut, weil er die Menschen gesitteter machen wollte. Doch, kannst du mir nicht sagen, wie ich zu diesem unglücklichen Lande hinaus komme?

Ich möchte nicht das zweyte Mahl an einer Laterne hangen.“ „Nehmen Sie den Weg gegen Luxemburg,“ erwiederte der Greis. „Vermuthlich ſtoßen Sie jenſeit der Maas ſchon jetzt auf das Kriegsheer des Kaiſers. Viele tauſend wohlgeſinnte Brabanter erwarten ſeine Ankunft mit Sehnſucht. Gott gebe, daß er bald als Retter erſcheine, ſonſt wird das ſchöne Niederland noch in eine Wüſteney verwandelt.“

Domingo gab dem guten Alten eine Hand voll Guineen, und nahm ſeinen Weg gegen Luxemburg.

Ein und siebenzigstes Kapitel.

Der unschuldige Spion.

„Wo wird mich mein Schicksal noch hinführen," sagte Domingo bey sich? „Ich suchte aus einem schlimmen Lande weg zu kommen, und bin nun in einem noch ärgeren. — Capuciner und Franciscaner wider ihren König in Waffen! so etwas hab ich noch nicht gesehen. Wenn ich nur bald über die Maas wäre!"

Indem er so mit sich sprach, begegnete ihm ein langer, hagerer Mann zu Pferde, dem noch vier andere folgten. „Gehe ich hier recht nach Luxemburg?" fragte Domingo. „Was wollen Sie in Luxemburg?" sagte

der hagere Mann. „Ich möchte gern zum Kriegsheere des Kaisers," erwiederte der Insulaner.

„Da sind Sie ganz auf dem Abwege," sagte der Reiter; „wenn Sie mir aber folgen wollen, so will ich Sie auf den rechten Weg bringen.

„Du wirst mir einen großen Gefallen thun," sagte Domingo, und ging ruhig neben dem Reiter her, ohne nur zu merken, daß ihn die übrigen vier Mann bereits in der Mitte hatten.

Sie stießen auf ein Piquet, das größtenTheils aus bewaffneten Mönchen und Bauern bestand, und von einem Capuciner commandirt wurde. Nun erst sah Domingo seine Thorheit ein.

„Ich habe hier einen Kerl eingebracht,“ sagte der hagere Mann, „der zur Armee des Kaisers will.“ „Der Bursche ist ein Spion,“ erwiederte der commandirende Capuciner, „ich sehe es aus seiner Miene. Fort mit ihm nach dem Hauptquartiere, damit man ihn aufhänge.

Bey dem Worte aufhängen, wurde unser Insulaner wie wüthend. Er riß einem Franciscaner die Flinte aus der Hand. „Eher hier todt auf dem Platze bleiben,“ schrie er, „als mich nochmahl aufhängen lassen.“ Der Capuciner befahl, ihn fest zu halten. Die Bauern und Mönche machten drey Mahl den Angriff, und drey Mahl schlug sie unser Insulaner zurück. Drey Franciscaner lagen todt zu seinen Füßen; zehn andere Mönche wurden zu Krüppeln geschlagen; einem Capuciner, der ihm zu nahe auf den Leib kam, hatte er

den Bart samt der Wurzel ausgerissen. Die Bauern, die ihn für den Teufel hielten, waren meistens entflohen, und Domingo wäre Herr vom Schlachtfelde geblieben, wenn ihn nicht ein unglücklicher Streich, den ihm der commandirende Capuciner zufällig mit einem hölzernen Crucifixe am Kopfe anbrachte, zu Boden gestürzt hätte.

Sein Fall machte dem Haufen neuen Muth. Die Bauern sammelten sich wieder. Die Mönche exorcisirten den Insulaner, (denn sie hielten ihn für einen Besessenen, oder für den Teufel selbst,) und erst dann, als sie ihn lange unbeweglich liegen sahen, bemeisterten sie sich seiner, und liessen ihn gebunden nach dem Hauptquartiere bringen.

Zwey und ſiebenzigſtes Kapitel.

Das war nahe dabey.

Domingo konnte keinen Paß aufweiſen; Domingo hatte einen Beutel mit Guineen bey ſich; Domingo wollte zum Heere des Kaiſers; — und Domingo mußte alſo ein Spion ſeyn. So ſchloß der hohe Kriegsrath der Inſurgenten, und der arme Inſulaner wurde ohne weiters zum Galgen verdammt.

Man hatte bereits den Kreis um ihn geſchloſſen. — Domingo war auf der Leiter, ein Capuciner ſprach ihm zu, und der Henker wollte eben die Schlinge anlegen, als der Himmel einige kaiſerliche Huſaren in der Ferne erſcheinen ließ.

„Die Armee des Kaisers!“ rief eine Stimme. „Die Armee des Kaisers!“ tönte es durch das ganze Heer, — und verschwunden war Henker, Galgenpater, Kreis und das ganze Corps der Insurgenten.

Domingo befand sich allein auf der Leiter. „Was ist das?“ rief er, und blickte um sich her. „In dem Augenblicke, wo man mich aufhängen will, läuft alles davon? Nun mag mein lieber Diego doch nicht Unrecht gehabt haben, wenn er sagte, daß es Mirakel gebe. Allein das Wunderwerk wird mir wenig nutzen. Ich bin hier an Händen und Füßen so fest gebunden, daß ich mich nicht rühren kann. Wenn ich also schon nicht gehangen werde, so muß ich doch vor Hunger sterben, — und ich möchte fast die erste Todesart vorziehen.“ Indem er so mit sich sprach, kamen die Husaren gegen den Ort hingesprengt. Sie hat-

ten einen Officier an der Spitze, und mochten in allem fünf und zwanzig Mann betragen.

Der Anführer sah kaum, daß der Mensch, der hier auf der Leiter hing, noch lebe, so befahl er schon seinen Leuten, ihn los zu binden. Domingo stutzte nicht wenig über diesen neuen Auftritt. „Nun werd' ich doch hangen," sagte er bey sich, als er den fürchterlichen Mann mit dem Schnurbarte die Leiter hinauf steigen sah; allein wie erstaunte er nicht, als dieser die Stricke los schnitt, und ihm von der Leiter herab half. „Das müssen doch keine Feinde des Kaisers seyn," sagte er, weil sie so gesittet sind, und so viele Menschenliebe haben." Er umarmte seinen Retter, und der Husar reichte ihm eine Flasche mit Branntwein, woraus er einen guten Zug that.

Der Officier hatte schon die Worte: „Wer bist du? im Munde; als er aber seinen Mann näher betrachtete, so änderte er geschwinde das: „wer bist du?“ in das: „wer sind Sie, mein Herr?“

Sie werden vielleicht glauben, daß unser Insulaner sich durch eine saubere Kleidung auszeichnete? Sie irren sich. Die Insurgenten hatten ihm Guineen und Rock genommen, und bloß einen elenden Kittel gelassen. Allein das Räthsel ist aufgelöset, wenn ich Ihnen sage, daß unser Insulaner etwas so Nobles im Gesichte hatte, das Achtung erregen mußte.

„Ha! ha! ein Insulaner aus dem Südmeere etwas Nobles im Gesichte! daß ist doch wirklich zum Lachen. — Also zählt man auf seiner Insel auch nach Ahnen? Also gibt es

bey ihm auch Reichsritter, Grafen, Fürsten, Stiftsdamen, und Ordensbänder.“

Um Vergebung, meine Schönen, ich rede von einem ganz andern Adel, — von einem Adel, zu welchem weder Ahnen, noch Rittergüter, noch Diplome gehören. — — Ich rede bloß von dem ganz in Vergessenheit gerathenen Seelenadel, von dem mächtigen, alle guten Menschen an sich ziehenden Ausdrucke von Wohlwollen, Treuelosigkeit, und einem schönen Geiste; und dieser Ausdruck war auf dem Gesichte unsers Insulaners so sichtbar, daß nur Bösewichter ihn verkennen konnten.

Dieser Ausdruck gewann ihm die Zuneigung des guten Diego, des guten Engländers, des alten Greises, der beym ersten Anblicke so offenherzig über die Angelegenheiten

von Niederland mit ihm sprach, und nun auch die Hochachtung und Liebe des Husarenofficiers. — —

„Bleiben Sie bey mir," sagte er zu unserm Insulaner, als dieser ihm mit seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit die Geschichte seines Lebens erzählte, und ihn als seinen Erretter ans Herz drückte. „Sie sollen nun von den Feinden des Kaisers nichts weiter zu befürchten haben. Schade, daß Sie nicht lesen und schreiben können. Ich würde Sie meinem Obersten empfehlen, und er würde mit Vergnügen einen Mann bey seinem Regimente sehen, der drey Franciscaner todt geschlagen, und zehn bewaffnete Mönche zu Krüppeln gemacht hat."

„Ich danke für deine gute Meinung," erwiederte der Insulaner: es würde aber mit

mir deinem Kaiser eben so wenig geholfen seyn, als dem Könige von England, dessen Ehrenrock ich getragen habe. Ihr seyd Leute, die aus Interesse und Politik ihre Mitmenschen todt schlagen; ich aber wehre mich nur, wenn es meine eigene Haut gilt, und wenn man mich aufhängen will."

„Gut, daß Sie französisch reden," sagte der Officier, der über diesen Einfall selbst lachen mußte, „sonst bekämen Sie mit meinen Husaren Verdruß."

Drey und ſiebenzigſtes Kapitel.

Wer wird es ihm übel nehmen?

Wenn man, wie unſer armer Inſulaner, in Algier Prügel, und in Spanien Karbatſchſtreiche bekam; wenn man beyde Ohren verlor; wenn man ein Mahl wirklich unſchuldig aufgehängt wurde, und zwey Mahl auf dem Puncte war, unſchuldig aufgehängt zu werden — wenn man in dem Chriſten ſeinen Bruder ſuchte, und einen Verfolger fand; — wenn man jedem mit offenem Herzen entgegen kommt, und jeder unſere Offenherzigkeit zu ſeinem Vortheile, und wider uns benützt; — ſo iſt es ja kein Wunder, wenn der wärmſte Menſchenfreund endlich zum Miſantropen wird. Zwar wurde im eigentlichen Verſtande kein

Menschenfeind aus unserm Insulaner; aber die hohe Idee, die er sich vom Christenthume machte, und die bisher schon manchen Stoß litt, wurde nun gänzlich vertilget. Er sehnte sich mehr als je nach seiner Geburtsinsel zurück, und da er die Schwierigkeit, dahin zu kommen, einsah, so wünschte er sich wenigstens aus dem Lande der Christenheit weg.

Seit dem Augenblicke, wo er Priester des Herrn gegen ihren guten Beherrscher unter Waffen sah, und ihn ein Capuciner mit dem Zeichen des Glaubens vor den Kopf schlug, war sein Herz so verstimmt, daß er keine bleibende Stelle mehr hatte.

Sein Freund, der Husarenofficier, suchte ihm zwar seine Tage so angenehm als möglich zu machen; allein Domingo sah auch hier Dinge, deren Anblick ihm unerträglich

war, und schon das Wort Subordination allein war ein Dolchstich für sein Herz.

„Wenn du mich liebst," sagte er zu seinem Freunde, „so gib mir einige Guineen, oder Louisd'ors, und laß mich weiter ziehen. Es wird doch auf der weiten Welt noch ein Land geben, wo die Menschen keinen Krieg mit einander führen, wo man in den Armen der Liebe keine Ohren und Nasen aufs Spiel setzt, und wo man unschuldige Leute nicht aufhängt."

„Ich wünsche, daß Sie das glückliche Land finden mögen," sagte der Officier lächelnd, und hiermit umarmte er den Insulaner, und wünschte ihm, indem er seine Börse mit ihm theilte, eine glückliche Reise.

Vier und siebenzigstes Kapitel.

O Vorsicht!

Die Sonne ging eben unter, als sich unser Insulaner, hungrig, abgezehrt, und des Lebens satt, an dem Rande eines fürchterlichen Abgrundes hinwarf.

„Ich sehe dich zum letzten Mahle," sagte er zur Sonne; „aber ich verlange auch nicht weiter nach dir. Ich bin meines Lebens müde. Nicht-umsonst wünschte mir mein Freund das glückliche Land zu finden, wo Menschen sich als Brüder lieben. — Er wußte wohl, daß es keines gibt. Was haben mir die bösen Menschen nicht alles zu Leide gethan, nur seitdem ich meinen lieben Husarenofficier ver

ließ? Ich glaubte im Römischen Reiche mein glückliches Land zu finden, weil man es das heilige römische Reich nennt; allein man stahl mir, so wie ich den Fuß hinein setzte, meinen Paß, und meine Louisd'ors. In einer freyen Reichsstadt dieses heiligen Landes bekam ich den Staupbesen, weil ich mich über den Verlust meiner Ohren nicht gehörig ausweisen konnte, und wieder in einer anderen Reichsstadt mußte ich Soldat werden, weil ich im Durste auf die Gesundheit eines fremden Königs getrunken hatte, weil ich sechs Schuh maß, und weil ich ein Paar Louisd'ors annahm. Ich lief davon, und bekam fünf und zwanzig Prügel; — ich lief wieder davon, und mußte Gassen laufen, wobey die Unmenschen noch Musik machten. Ich entlief wieder, und kam dieß Mahl glücklich durch. An den Gränzen eines anderen deutschen Staates fragte man mich, ob ich

nichts Mauthbares hätte? Ich verstand die Sprache nicht, und schüttelte mit dem Kopfe. Man durchsucht mich, findet ein halb Pfund Tobak bey mir, und zieht mich mehrere Wochen in einem stinkenden Arreste bey Wasser und Brot herum. Ich wollte zu den Gränzen dieses Landes hinaus, und man hielt mich an, weil ich keinen Paß hatte. Ich kehrte wieder zurück, und begegnete meinem Freunde, dem Engländer, der mit mir in Algier gefangen war. Er wirft mir einen Beutel mit Louisd'ors zu, und fährt davon. Ich kleide mich, nehme die Post, und fahre ungehindert zur Gränze hinaus. Ich hatte von dem glücklichen Freystaat Venedig gehört, und nahm also den Weg dahin. Ich komme nach Venedig, will eine Dame, der ich auf dem Marcusplatze begegnete, ans Herz drücken, und bekomme Abends rücklings einen Dolchstich, der mir bald das Leben kostete.

Ich beklagte mich über die schlechten Sicherheitsanstalten: man zog mich ein, und es fehlte wenig, daß man mich nicht aufhing. Ich suchte zur Gränze hinaus zu kommen, und wurde von Straßenräubern rein ausgeplündert. Nun irre ich schon zwey Tage auf diesen Bergen herum. Der Weg soll nach der glücklichen Schweiz führen; allein ich werde dieses Land nicht erreichen. Der Hunger wird meinem unglücklichen Leben bald ein Ende machen. — — Doch warum," fuhr er fort, „soll ich dieses grausamen Todes sterben? Einen Sturz in diesen Abgrund, und mein Leiden hat ein Ende." Er raffte sich auf. „Gott der Christen!" rief er, „wenn du der gute Gott bist, den mein Diego aus dir machte, so wirst du mich nicht verdammen, weil ich eine Todesart wähle, die weniger schmerzlich ist," — und hiermit wollte er sich in den Abgrund stürzen, als ihn

eine Stimme, „halt ein Unglücklicher!“ zurück hielt.

Domingo blickt um, und sieht einen ehrwürdigen Greis auf ihn zu eilen. „Gott!“ rief er, als er ihm näher war. „Gott!“ rief der Greis, und beyde lagen Brust an Brust.

Fünf und siebenzigstes Kapitel.

Alles hat sein Ende.

„Erkenne die Hand der Vorsehung,“ sagte der Greis, als er am anderen Morgen mit unserm Insulaner in einem angenehmen Thale vor seiner Hütte saß, und die Sonne eben den ersten Strahl auf die hohen mit Schnee bedeckten Alpen warf. „Du suchtest mich aus

den Händen der Inquiſition zu befreyen, du weigerteſt dich ein Werkzeug dieſes grauſamen Gerichtes abzugeben, und ſieh! nun führt die Vorſehung den alten Mann in dem Augenblicke herbey, wo du dich in den Abgrund ſtürzen wollteſt.“ —

„Es iſt wahr,“ ſagte Domingo, „wenn ich alle Auftritte meines Lebens durchgehe, (ich meine diejenigen, die mir in der Chriſtenheit begegneten) ſo ſoll ich ſelbſt glauben, daß die Vorſehung ihre Hand dabey habe. Ich ſollte von wilden Inſulanern umgebracht werden, als andere Wilde herbeykamen, und mir zur Flucht verhalfen. Ich war in der Sclaverey zu Algier, da kaufte mich ein Engländer los. Als ich aus Spanien verbannt wurde, war ich in Gefahr Hungers zu ſterben; da kam ein Franzoſe daher gefahren, und nahm mich mit ſich nach Frank-

reich. Eben derselbe Franzose rettete mir das Leben, als mich seine Landsleute, die Patrioten, verbrennen, zum Fenster hinauswerfen, und an die Laterne häugen wollten. Ich wurde in Paris wirklich an die Laterne gehängt; da kaufte mich ein braver Engländer von den Fischweibern, und brachte mich wieder zum Leben. Ich sollte in London nach dem Buchstaben des Gesetzes unschuldig aufgehängt werden, als mir mein erster Freund der Engländer die Begnadigung zuwege brachte. In Brabant hatte ich schon den Strick um den Hals; da erschienen kaiserliche Husaren, und befreyten mich aus den Händen der bewaffneten Capuciner und Insurgenten. Ich will mich, des Lebens satt, hier in den Abgrund stürzen, da kommst du daher, und hältst mich zurück. — Ich muß dir aber sagen, daß ich gar nicht böse darüber bin. Ich habe lange Zeit nicht so ruhig geschlafen, als

diese Nacht. Ich finde mich wieder ganz gestärkt, und es freut mich, daß ich die liebe Sonne, die ich nie wieder zu sehen hoffte, wieder in ihrem Glanze sehen kann. Aber sage mir nur, wie du in diese Gegend kamst? Ich glaubte dich schon längst todt."

„Ich wär' es auch," versetzte der Greis, „wenn ich weniger auf die Vorsicht getrauet hätte. O mein Sohn, du hast der Leiden viel ausgestanden; aber glaube mir, daß die meinigen nicht geringer waren." — —

„Ich will dirs gern glauben," sagte Domingo. „Ich habe den Kerker gesehen, wo du eingesperrt warst, und es schaudert mir noch jetzt, wenn ich nur daran denke. Ich wollte mich lieber noch ein Mahl an die Laterne hängen lassen, als nur einen Monath dort eingesperrt seyn, und wie man mir sagte,

warst du es zehn ganze Jahre. Aber sage mir nur, was du verbrochen hast, daß man gar so grausam mit dir verfuhr? — Du warst gewiß ein Ketzer? — — Denn, so wie mein Freund Diego sagte, ist die Inquisition hauptsächlich der Ketzer wegen eingeführet worden?"

„Ich bin ein so guter katholischer Christ, als einer," erwiederte der Greis; allein mein Verbrechen ist, daß ich der Freund eines gewissen Olavides war. Ich hätte wider ihn zeugen sollen, und weil ichs nicht that, und nicht thun konnte, so verfuhr man so grausam mit mir. — — „Wer war denn dieser Olavides?" fragte der Insulaner. „Ein Mann," versetzte der Greis, „der seine gesammelten Kenntnisse und sein Vermögen dazu anwandte, seine Landsleute aufgeklärter, gesitteter und glücklicher zu machen, und der

deßwegen von der heiligen Inquisition verfolgt wurde."

„Das will ich gern glauben," sagte Domingo; „ich sah sogar Capuciner und Franciscaner unter Waffen, weil sie ihr König gesitteter machen wollte. Allein wie entkamst du denn den Händen dieses fürchterlichen Gerichtes?"

„Die Vorsicht, auf die ich immer vertraute," erwiederte der Greis, „erweckte mir, in einem unserer verdienstvollsten Minister meinen Erretter. Ich wurde nicht nur meines Gefängnisses entlassen, sondern erhielt auch einen Theil meines eingezogenen Vermögens zurück. Ich verließ dann mein Vaterland, und kaufte mir diese Hütte, wo ich meine wenige Tage beschließen will."

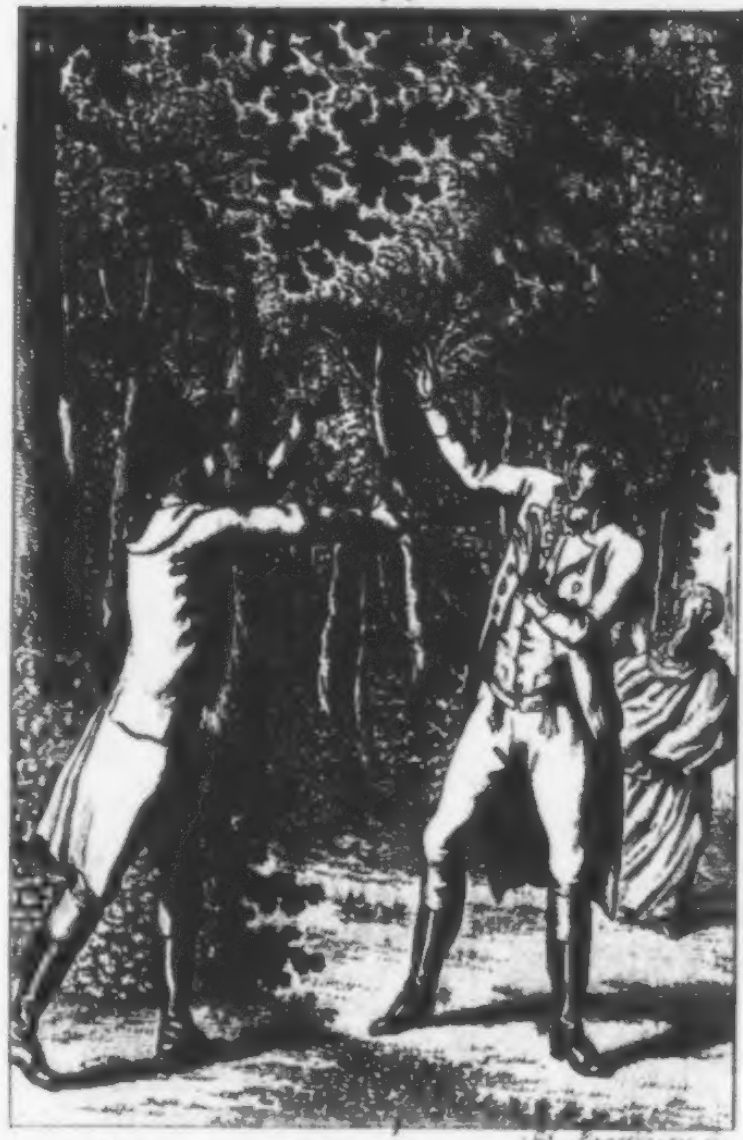
„Führt man hier keinen Krieg?“ fragte der Insulaner, „gibt es hier keine Patrioten, die ihre unschuldige Mitmenschen an die Laterne hängen. Darf man hier spazieren gehen, ohne daß man zum Soldaten weggenommen wird?“ „Von allem diesem weiß man hier nichts,“ versetzte der Greis. „Dieses Thal wird nur von wenig glücklichen Bauern bewohnet, die von der Viehzucht leben, und ihre Tage in Unschuld und Zufriedenheit hinbringen.“ — —

„O du glückliches Thal!“ rief Domingo, und küßte den Boden. „Ich suchte dich so lange, und nun habe ich dich gefunden. — O nun sollen mich alle bewaffneten Capuciner zusammen nicht aus dir hinaus treiben können. Ich bleibe bey dir,“ sagte er dann zum Greise, und drückte ihn ans Herz. —

„Gott," rief der Greis, dem die Augen in Thränen schwammen. „Du gibst mir noch am Abende meiner Tage so viele Freude! Du ließest mich einem guten Menschen das Leben retten, und schenkst mir diesen guten Menschen zum Freunde." — — Mit diesen Worten sank er an Domingos Busen hin. —

Wie lange unser Insulaner in diesem glücklichen Thale lebte, und was für Schicksale er noch weiter auf dieser komischen Welt hatte, das werde ich Ihnen, wenn ich das Leben habe, und bey Laune bin, in einem zweyten Theile erzählen.

Titelkupfer.



Diese Pistole ist für dich
und diese für mich.

1906 5731

Der

deutſche Gevatter Matthies.

Von

Joſeph Richter.

Zweyter und letzter Theil.

Mit Kupfern.

Leipzig,
bey Johann Georg Edlen von Mößle.
1792.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Inhalt der Kapitel.

Erſtes Kapitel.

Die Leſer finden den Inſulaner im Valteline, im Lande der Graubünder. Er iſt ungemein mit ſeinem Aufenthalte zufrieden. Charakter des alten Spaniers. Der Inſulaner faßt von unſrer Weltgeſchichte nicht die beſten Begriffe. Etwas über die Aufklärung der Franzoſen.

Zweytes Kapitel.

Über Luxus. Was die Finanzminiſter, was die ſtrengern Philoſophen, und was der alte Spanier davon hält. Traurige Prophezeyung für die Schweiz. Meinung des Inſulaners über menſchliche Glückſeligkeit.

Drittes Kapitel.

Der Insulaner hat ganz eigene Begriffe über Liebe. Der Autor bittet seine schönen Leserinnen vorläufig wegen des Ärgernisses um Vergebung, das er ihnen in diesem Kapitel wider seinen Willen geben dürfte. Der Leser wird zu einer traurigen Geschichte vorbereitet.

Viertes Kapitel.

Der alte Spanier erzählt seine Lebensgeschichte. Er wird manchmahl sehr satyrisch. Man sollte sie für eine Geschichte unsrer Zeiten halten: aber der Autor versichert auf Ehre, daß sie sich schon 1720 zugetragen habe. Der Insulaner hat manche naive Einfälle, die man seiner Insulanität zu Gute halten muß.

Fünftes Kapitel.

Die Geschichte des alten Spaniers wird fortgesetzt. Alle Herren und Damen, die schwache Nerven haben, werden besser thun, wenn sie dieses Kapitel überschlagen. Sonderbare Begriffe des Insulaners von der Dankbarkeit des

ſchönen Geſchlechtes. Trauriger Ausbruch beleidigter Liebe.

Sechstes Kapitel.

Fortſetzung der Geſchichte des alten Spaniers. Für wen eigentlich die Geſetze ſind. Der Inſulaner bittet den Himmel, daß er ihn vor den Händen der Gerechtigkeit bewahre.

Siebentes Kapitel.

Der alte Spanier beſchließt die Erzählung ſeiner Geſchichte. Aberglaube des damahligen Adels. Geiſtererſcheinung. Meinung des Inſulaners hierüber. Eine ſchaudervolle Scene. Es folgt bald eine freudigere und rührende darauf. Sonderbarer Beweis, daß die Ärzte das Blatterngift fortpflanzen. Der alte Spanier ſetzt den Inſulaner zum Univerſalerben ein. Der Inſulaner wird in ſeine Nachbarinn, eine junge Sächſinn, verliebt.

Achtes Kapitel.

Der Inſulaner geräth in einen großen Irrthum.

Ein Inſtrument wird anſtatt des andern unterſchrieben. Seine Gedanken über Teſtament, und lachende Erben, über Weiberherzen und ihre Falten. Der Inſulaner kann das Heirathen nicht erwarten.

Neuntes Kapitel.

Der Oheim der ſchönen Sächſinn, ein alter Officier, willigt in die Verbindung mit dem Inſulaner. Dieſer macht Anſtand, den Eid der ewigen Treue zu ſchwören. Er hat abermahl ganz eigene Ideen über Liebe und ihe Dauer. Der alte Spanier treibt ihn in die Enge. Der Wilde hilft ſich durch einen Jeſuitenſprung.

Zehntes Kapitel.

Hochzeittag des Inſulaners — eine wahrhaft patriarchaliſche Scene. Der Autor bittet ſeine Leſer demüthigſt um Vergebung, daß er es wagte, ihre Augen mit einer ſo antiken Vorſtellung zu beleidigen.

Eilftes Kapitel.

Der Inſulaner lebt ſehr vergnügte Tage im Eheſtande. Er hat eine ganz eigene Methode, die ſchöne Sächſinn von ſeiner aufrichtigen Liebe zu überzeugen. Bey mancher Dame würde er ſich dadurch übel empfohlen haben. Seine Zufriedenheit wird durch einen Unglücksfall geſtört. Der alte Spanier iſt ſeinem Ende nahe. Es folgt eine rührende Scene.

Zwölftes Kapitel.

Der Spanier ſtirbt. Der Inſulaner iſt untröſtlich. Ein neuer Unglücksfall. Die ſchöne Sächſinn verliert ihren Onkel. Der Inſulaner findet es lächerlich, jemanden Troſt zuzuſprechen.

Dreyzehntes Kapitel.

Der Eheſtandshimmel des Inſulaners heitert ſich wieder auf. Er lernt deutſch. Seine ungemeinen Vorſchritte in dieſer Sprache. Er hoffet bald Vater zu werden. Er ſieht die reitzendſte Ausſicht vor ſich. Menſchenglück iſt von keiner Dauer.

Vierzehntes Kapitel.

Ein lehrreiches Kapitel für Ehemänner. Der Insulaner trägt einen verwundeten Fremden auf seinen Schultern nach Hause. Der Wilde ist ein schlechter Physiognom. Etwas über Landsmannschaft. Menschenkennern ahndet der Ausgang der Geschichte.

Funfzehntes Kapitel.

Die schöne Sächsinn wird dem Insulaner ungetreu. Seine Philosophie wird wenig Nachahmer finden. Er verläßt das glückliche Valteline, und läuft in die Welt hinaus.

Sechzehntes Kapitel.

Der Autor sucht Luisen, die Gattinn des Insulaners, so gut es nur möglich ist, zu rechtfertigen. Er glaubt, sich schon bloß durch dieses Kapitel einen freundlichen Blick von seinen schönen Leserinnen zu verdienen. Ein sehr gewöhnliches Bild der Verführungskunst wird aufgestellt.

Siebzehntes Kapitel.

Traurige Lage des Inſulaners. Sein Herz iſt zwiſchen Liebe und Haß getheilt. Er irrt, wie von Sinnen, in dem Gebirge herum. Ein Zufall führt ihn ſeinem Engländer in die Arme, der mit ihm zu Algier gefangen war.

Achtzehntes Kapitel.

Der Engländer empfängt ihn geniemäßig. Ein ſchöner Zug von dem Herzen des Inſulaners. Ein häßliches Bild von der Menſchheit, das nur ein Britte entwerfen konnte. Eine ungemein ſchöne Handlung ſöhnet den Leſer mit dem engliſchen Genie wieder aus.

Neunzehntes Kapitel.

Über Milzſucht. Ein Kapitel, das der Autor halb für ſich, und halb für ſeine Leſer geſchrieben hat. Was wahre Hypochondrie iſt, und wie weit ſich ihre Macht über ein gutes Herz erſtrecke.

Zwanzigſtes Kapitel.

Man kann dem Britten bey all ſeinen Genieſtreichen unmöglich feind ſeyn. Wer erklärt ſich die Widerſprüche in den menſchlichen Handlungen? Etwas über das anſteckende Freyheitsfieber. Der Inſulaner reiſet mit dem Engländer nach Rom.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Sie machen die Reiſe zu Fuße. Meinung des Engländers über das Reiſen. Des Autors Meinung darüber. Die Meinung des Inſulaners iſt noch auffallender. Er ſehnet ſich nach ſeiner Geburtsinſel zurück.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Sie kommen an die venetianiſchen Grenzen, wo ſie einen komiſchen Auftritt ſehen. Der Inſulaner kann nicht klug daraus werden. Ein Paar wohl gemeinte Worte über die Handlanger der Gerechtigkeit. Beyde Reiſende ſtoßen auf ein neues Abenteuer. Das Herz des Inſulaners geräth in Gefahr.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Eine Romanerinn erzählt ihnen ihre Lebensgeſchichte. Der Autor bittet recht ſehr, die Geſinnungen dieſer Dame nicht für die ſeinigen zu halten. Übrigens dürfte dieſe Geſchichte Manchem komiſch und intereſſant genug vorkommen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Die Dame endiget ihre Erzählung. Die Leſer bekommen noch immer zu lachen genug. Der Engländer bekommt wieder den Spleen und läuft davon. Der Inſulaner wäre gern bey der ſchönen Romanerinn geblieben, aber eine wichtige Bedenklichkeit zieht ihn ſeinem Freunde nach.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Dem Inſulaner ſtoßen wichtige Zweifel auf. Der Engländer erklärt ſie ihm. Der Autor bittet um Vergebung, wenn er in dieſem Kapitel vielleicht zu viel Wahrheit geſagt hat.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Sie reiſen zu Schiffe nach Venedig. Ein neuer komiſcher Auftritt. Ein wichtiger Zug aus dem Nationalcharakter der Italiener. Des Engländers Gedanken über Beſchränkung der Denkfreyheit. Ihre Ankunft in Venedig.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Staatspolitik der Venetianer. Der Britte räſonnirt ſehr frey über ihre Verfaſſung. Sein Nationalſtolz geräth in die Klemme. Ein neues Abenteuer. Der Inſulaner kann den Augenblick der Abreiſe nicht erwarten.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Sie fahren nach Ferrara ab. Die Leſer lernen beſondere Originale kennen. Ein franzöſiſcher Haarkräuſer entwirft einen Plan zur franzöſiſchen Univerſalmonarchie. Der Inſulaner denkt an den Verluſt ſeiner Luiſe.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Der Inſulaner hat ſonderbare Begriffe von Rom. Ein ſehr merkwürdiges Geſpräch über das jetzige Freyheitsfieber. Der Engländer iſt bey der beſten Laune. Der Inſulaner ſtimmt ſeine hohen Begriffe von Rom um vieles herab.

Dreyßigſtes Kapitel.

Sie ſind noch immer in Ferrara. Der Britte macht eine beißende Schilderung von der Hierarchie. Der Inſulaner geräth in großen Irrthum. Etwas über Dichter und Philoſophen.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Ihre Ankunft in Bologna. Der Inſulaner geräth immer in größere Verwunderung. Sie reiſen nach Florenz ab. Der Britte macht dem Beherrſcher Toskanens ein Compliment à l'anglois. Der Inſulaner ſieht die mediciſche Venus, und wird ſelbſt zur Statue. Der Britte iſt kein Freund von Idealen, und macht boshafte Bemerkungen darüber.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Sie befinden ſich in Sienna. Der Wilde macht ſich falſche Begriffe von den Einwohnerinnen. Er wird zu einer Dame gerufen, und findet eine alte Bekannte in ihr.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Ein ſehr komiſches Abenteuer. Beyſpiel der franzöſiſchen Dankbarkeit. Der Inſulaner wird um ſeine Zechinen geprellt.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Er kommt in Arreſt. Er fühlt zum erſten Mahle den Werth des Geldes. Der Engländer geht ihm davon. Er reiſet allein nach Rom.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Der Wilde findet ſeinen Freund wieder. Ihr Einzug in Rom. Auftritt mit einem Mauth-

beamten. Der Britte wird abermahl ſatyriſch.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Der Inſulaner kann vor Verwunderung nicht zu ſich kommen. Eine ſehr tragiſche Scene. Der Engländer wird erſtochen. Der Inſulaner kommt ins Zuchthaus.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Der Wilde kommt um ſein rechtes Auge, Er hat ein neues Abenteuer. Der Knoten der Geſchichte entwickelt ſich. Der Inſulaner wird in Gnaden ſeines Strafortes entlaſſen.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Er iſt in Verzweiflung. Ein merkwürdiger Monolog. Der Wilde läuft nach der Tyber.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Ein Pilger hält ihn vom Selbstmorde zurück. Eine überraschende Scene. Er findet eine Person, die er für todt hielt.

Vierzigstes Kapitel.

Der Knoten der Geschichte löset sich ganz.

Erſtes Kapitel.

Der Autor bittet, wohl zu bedenken, daß alles, was der Inſulaner und der Spanier hier ſagen, in der Schweiz geſagt wurde.

Das Thal, wo wir unſern Inſulaner in Geſellſchaft des alten Spaniers verließen, liegt im Valteline, im Lande der Graubünder, wo die Einwohner dem Staate keine Abgaben entrichten, wo der Adel, einzeln auf Dörfern zerſtreut, ein patriarchali-

ſches Leben führt, wo die Entſcheidung der Prozeſſe eine Kanne Wein, und einen Laib Brot koſtet, und wo es keine Advocaten gibt. — —

Domingo ſegnete mit jeder aufgehenden Sonne die Hand der Vorſehung, die ihn dahin führte. Er lebte glückliche Tage, und ſchon dieß war Seligkeit für ihn, daß er von keiner Inquiſition — keiner Nationalverſammlung — von keinem Patrioten — keinem bewaffneten Kapuziner, und keiner Subordination hörte.

Der gröſte Theil des Tages verging in ländlichen Beſchäftigungen; der Abend floß in vertraulichen Geſprächen hin. Der wißbegierige Inſulaner hatte immer tauſend Fragen zu thun, und der alte Spanier beantwortete ſie mit Vergnügen.

Don Fernandos (so nannte sich der Greis) besaß vielen Scharfsinn, und die Reisen, die er in jüngern Jahren durch Europa machte, gaben seinem Verstande eine Ausbildung und Erhabenheit über Vorurtheile, die an Spaniern eben nicht sehr gewöhnlich ist. Er hatte auch von der Natur eine ziemliche Portion von jenem satyrischen Witze bekommen, den wir in den Werken seines Landsmannes, des Cervantes, bewundern; einem Witze, den die Narren nicht vertragen können, und der seinen Besitzern öfters so vielen Verdruß macht.

Alter und Welterfahrung ließen ihn freylich nicht mehr so häufig hervor brechen; er funkelte aber noch immer unter den grauen Augenbrauen heraus, und strömte (besonders wenn Fernandos auf gewisse Gegenstände zu reden kam) wohl auch manchmahl von den Lippen.

Am sichtbarsten glänzte dieser Witz, wenn er die Verfassung unsrer komischen Welt berührte, wo die Dummheit in ewiger Verschwörung, wider die gesunde Vernunft ist; wo Tugend und Dürftigkeit verächtlich und lächerlich machen; wo machiavelische Bubenstücke manchmahl Cabinetsstreiche heißen, und wo oft ein unbedeutendes Insect, ein Cromwell, ein Mirabeau, ein van der Noot, Regierungsformen umstürzet, und Monarchien erschüttert.

Domingo erstaunte, als er von den blutigen Kriegen hörte, die oft wegen Religionsmeinungen, wegen des Ehrgeizes eines Ministers, oder der Rachsucht einer Mätresse, oder auch nur, um die Truppen in Übung zu erhalten, lange Jahre durch geführet wurden.

„Wir haben keine Geſchichte unſrer Inſel aufzuweiſen," ſagte der Wilde; „denn wir können weder leſen noch ſchreiben; ich glaube aber, daß, im Falle wir eine hätten, ſie uns mehr Ehre machen würde, als euch die eurige bringt."

„Was du mir bisher von eurer Weltgeſchichte erzähltest, iſt ja eine Reihe von grauſamen und ungerechten Thaten, welche die Menſchheit entehren. Ich gebe für eure Alexanders, und die übrigen Leute, die ihr Helden nennet, nicht eine Kokusnuß, und der ehrliche Hirt, der dort ſeine Kühe hütet, iſt mir ein weit ſchätzbarerer Mann, als Könige, die ihr Volk drücken, die kein Wort halten, und wohl auch, aus Eroberungsſucht, wie du mir erzähltest, die Unterthanen ihrer Nachbarn zum Aufruhr anhetzen."

„Gut, daß wir in der Schweiz sind!“ fiel der alte Spanier ein. „In manch anderm Lande würde man dir diese Freymüthigkeit übel nehmen. Indessen hat die jetzige Welt mehr als einen guten König aufzuweisen, und man findet sogar (setzte er mit satyrischem Lächeln hinzu) einige ehrliche Minister; die ihren Einfluß auf den König nicht zu ihrem Privatvortheile benutzen; die das Wohl des Landes ihrem Ehrgeize vorziehen; die den Krieg für ein unersättliches Thier halten, das die Fürsten zwar groß, aber nicht reich macht, und daher die den Königen fast angeborne Vergrößerungssucht eher abzukühlen als anzufachen suchen; Minister, die von der Wahrheit des Grundsatzes überzeugt sind, daß man das Glück und die Stärke eines Staates nicht nach Meilen und Köpfen, sondern nach seiner wohl geordneten Verfassung, und der aus derselben ent-

ſpringenden Güte und Feſtigkeit berechnen müſſe."

„Überhaupt haben die Herzen der Regenten eine mildere Züge angenommen. Man läßt nicht mehr Köpfe zu Dutzenden wegſchlagen; man ergetzt ſich nicht mehr, wie einſt **Nero**, an brennenden Städten: man verpraſſet nicht mehr in einer Nacht die Einkünfte einer Provinz; man prügelt, wie König **Wilhelm**, nicht mehr die Miniſter und Räthe mit dem ſpaniſchen Rohre herum, und man eignet ſich, wie der große **Friedrich**, nicht mehr Länder zu, die man in Schutz *) genommen hat."

„Man ſcheint die Nothwendigkeit einzuſehen, Menſchen, die menſchlicher zu denken

---

*) Schleſien.

anfangen, auch menſchlicher zu behandeln. Man fühlt, daß es lächerlich ſey, ſein Volk erſt durch Schulen und andere zur Geiſtescultur getroffene Anſtalten ſelbſt aufzuklären, und dann die Folgen dieſer Aufklärung nicht ertragen zu wollen." — — —

„Was ſind das für Folgen?" fiel der Inſulaner ein.

„Das aufgeweckte Gefühl der Menſchenrechte," erwiederte der Spanier. „Nach dieſem Gefühle muß der Regent ſeine Geſetze ummodeln. Rohe, barbariſche Völker müſſen mit Strenge und Schärfe — aufgeklärte mit Güte und Weisheit beherrſcht werden."

„Sind die Franzoſen aufgeklärt?" fragte der Inſulaner. — — —

„Nach ihren eigenen Reden sind sie die aufgeklärteste Nation der Welt,“ erwiederte der Spanier abermahls mit satyrischem Lächeln; „indessen scheint mir ihre neue Constitution nichts weniger als die Spuren wahrer Aufklärung zu tragen. Wahre Aufklärung würde nicht das Kind mit dem Bade verschüttet haben. Wahre Aufklärung sieht ein, daß unter Menschen, die in Gesellschaft, und vorzüglich in einer so großen Gesellschaft leben, unmöglich eine vollkommene Gleichheit der Stände Statt haben könne; oder, wenn so eine Gleichheit möglich wäre, so würde wahre Aufklärung auch das Geld, **das eigentlich die große Ungleichheit in der Welt ausmacht**, gleichmäßig unter die gleichen Stände vertheilt haben.“

„Was gewinnen die von den Franzosen so oft im Munde geführten Menschenrechte,

wenn der Herzog von Orleans nun gera-deweg, wie sein Schuster, Herr Philipp heißt, aber noch immer so große Einkünfte zieht, daß mehrere tausend Schuster davon leben könnten? — Wahre Aufklärung würde die Wahrheit gefühlet haben, daß man in einem Lande, das fast zur Hälfte vom Luxus lebt, denjenigen Stand schonen müsse, der die-sem Luxus Nahrung gibt, weil sonst mit der Kränkung oder plötzlichen Aufhebung dieses Standes in einem Nu so viele tausend Künst-ler und Fabrikanten der Luxusartikel zu Bettlern werden. Der Luxus ist ein Geschwür, das sich tief in das Herz von Frankreich ge-setzt hat. Die Nationalversammlung riß es mit Gewalt heraus, und Frankreich wird sich darüber verbluten."

„Wäre der Franzose wahrhaft aufgekläret, so würde er nicht in Ludwig dem Sechzehnten

Fehler beſtrafen wollen, die der ehrgeitzige, verſchwenderiſche Ludwig der Vierzehnte und ſein weichlicher Nachfolger begangen haben. Sie würden ihre rechtmäßige Königinn nicht haſſen und verfolgen, weil ſie in ihrer vielleicht übertriebenen Großmuth jährlich die Hälfte von den Summen hingab, die eine Pompadour, und andere königliche Mätreſſen dem Staate oft in einem Monathe koſteten." —

„Sie würden auch," fiel der Inſulaner ein, „keine Häuſer anzünden, keine Menſchenköpfe auf Stangen herum tragen, und keine unſchuldige Menſchen an die Laterne hängen." — — —

Zweytes Kapitel.

O Luxus! o beste Welt!

„Könnten die Menschen nicht alle so glücklich, wie die Einwohner dieses Thales, leben?“ fragte Domingo seinen Freund, als sie eben bey untergehender Sonne einen Berg herab stiegen, von dem sie weit umher die glücklichen Fluren dieser Landschaft übersehen konnten.

„Warum nicht?“ versetzte der Greis; „wenn die Menschen nur wieder zur Natur zurück kehren wollten, von der sie so sehr abgewichen sind. Es ist freylich ein schwerer Schritt, der vom ausgearteten Menschenge-

ſchlechte kaum mehr zu hoffen iſt. Wer ſeinen Gaumen durch kitzelnde Gewürze verwöhnt hat, wird an der einfachen Tafel der Natur keine Speiſe mehr nach ſeinem Geſchmacke finden. Eben ſo gehet es mit den ländlichen, unſchuldigen Freuden: ſie fordern ein genügſames, ruhiges, vom Luxus noch unverdorbenes Herz." —

„Was iſt der Luxus?" fragte der Inſulaner.

„Nach der Meinung unſrer Finanzminiſter," erwiederte der Greis mit ſeinem gewöhnlichen, ſatyriſchen Lächeln, „iſt der Luxus ein wohlthätiges Geſchenk des Himmels; denn er hilft die Finanzquellen unendlich vermehren. — — Eine einzige vom Luxus angeſteckte Hauptſtadt trägt mehr Einkünfte, als drey nach der Einfalt der Natur lebende

Provinzen. Der Luxus ist in ihren Augen die Seele der Industrie, des Commerzes, und der so beliebten Bevölkerung. Weit davon also, demselben durch weise Verordnungen Schranken zu setzen, suchen sie vielmehr diesem wohlthätigen Geschenke des Himmels die Grenzen zu erweitern. Sie vergrößern die Hauptstädte, und würden, wenn es thunlich wäre, und Brot und Wein, auf dem schönen Stadtpflaster so gut fortkäme, wie in der ländlichen Erde, gern alle Provinzen zusammen in eine einzige Hauptstadt verwandeln."

„Sie unterstützen so viele Fabriken des Luxus, setzen Preise auf neue Erweiterungen desselben, und der Staat belohnet die Erfinder davon oft mit der Würde des Adels. Kurz, die Finanzminister betrachten den Luxus für eine Gottheit, der man nicht Altäre

genug erlichten kann; denn er füllet die Staatscaſſe: und was dem Staate Geld trägt, das befördert auch die Glückſeligkeit des Landes." — — —

„Ich weiß nicht, ob der letzte Satz gänzlich richtig iſt," fiel der Inſulaner ein.

„Ich auch nicht," ſagte der Spanier. „Nach der Meinung einiger ſtrengen Philoſophen," fuhr er fort, „iſt der Luxus die brennende Sonne, an der alle Reiche der Erde zu ihrem Untergange reifen. Griechenland und Rom, und alle Monarchien der Vorwelt ſollen durch ihn in ihr Nichts zurück geſtürzt ſeyn."

„Nach ihrer Meinung entzieht der Luxus dem Ackerbaue die arbeitſamen Hände, und macht ſtädtiſche Müßiggeher daraus. — Er

ſchadet der Bevölkerung, weil er durch Weichlichkeit und Sittenverderbniß das Menſchengeſchlecht entnervet, und Siechlinge erzeugt. Wie ſie vorgeben, reißt er alle Räder der Staatsmaſchine aus ihrem Geleiſe. Jeder will über ſeine Sphäre hinaus. Der Landjunge ſchämt ſich ſeines Pfluges; der Bürgersſohn des Gewerbes ſeines Vaters. Nie gab es nach ihrer Meinung ſo viele geadelte Bürger, nie ſo viele adelige Bettler.“ —

„Sie halten den Luxus für die Urquelle des jetzt herrſchenden Revolutionsgeiſtes. — Wenn die niedrige, dürftige, oft in der Armuth ſchmachtende Claſſe, pflegen ſie zu ſagen, immer das Bild in Wolluſt begrabener, ſchwelgender Großen vor Augen hat; wenn der reiche, in Gold gekleidete Müßiggeher in ſtolzen Kutſchen durch die Straße

hinjagt, und den arbeitſamen Bürger lachend mit Koth beſpritzt, oder ihn wohl auch muthwillig über den Haufen fährt; wenn der Edelmann in einer Nacht mehr verpraſſet, als ſein Dorf in einem Jahre trägt; wenn er nur ſeinen Landſitz beſucht, um dort mit Jagen das Fruchtfeld ſeiner Unterthanen zu verderben, oder ihre Töchter und Weiber zu verführen, ſo müſſen dieſe den Druck ihres Elendes um ſo tiefer fühlen, und ſo muß endlich der Gedanke in ihnen erwachen: **ich bin Menſch, wie du.**"

„Wir wiſſen zwar, ſagen dieſe ſtrengern Philoſophen, daß die Großen, um die Schuld von ſich zu wälzen, uns und unſern **Aufklärungsſchriften** den jetzigen Revolutionsgeiſt zuſchreiben; allein ſie thun uns offenbar Unrecht. Wir brauchen uns bloß auf das Beyſpiel des Schweizerlandes zu berufen,

das keine Aufklärungsschriften, sondern bloß der Übermuth und Druck seiner Landvögte vom Mutterlande los riß. Diese Philosophen rathen daher allen Regenten wohlmeinend, dem Luxus und dem daraus entstehenden Sittenverderbnisse Einhalt zu thun; obwohl sie bekennen, daß dieß Riesenarbeit sey, und obwohl sie den Staat, wo dieses Übel schon zu tief eingewurzelt ist, reif zu seiner Auflösung halten." — — — —

„Eure Philosophen sind sonderbare Leute," sagte der Insulaner; „indessen scheinen sie mir doch eher Recht zu haben, als eure Finanzminister."

„Ich bin nicht ganz mit den Philosophen verstanden," erwiederte der Spanier. „Nach meiner Meinung ist der Luxus eine unmittelbare Folge des Reichthumes. Mit dem

Überflusse am Gelde entstehet der Hang nach Bequemlichkeit, und verfeinerte Bequemlichkeit ist der Weg zum Luxus, wenn es nicht der Luxus selbst ist."

„Wollten also die Monarchen dieser Pest, wie die strengern Philosophen sie nennen, einen Schranken ziehen, so müßten sie auch verhindern, daß ihre Unterthanen sich bereichern; da sie aber dieß nicht können, und auch nicht wollen, sondern vielmehr für ihr Volk neue Quellen des Reichthumes zu entdecken suchen (vermuthlich weil Unterthanen Reichthum, Fürstengröße ist) so müssen sie auch die Folgen davon mit Geduld ertragen, und sich dem Schicksale überlassen, das der Himmel allen Reichen bestimmt hat."

„Was ist das für ein Schicksal?" fragte der Insulaner.

„Früher oder ſpäter Untergang," erwiederte Fernandos. „Die Reiche dieſer Welt ſind ſterblich wie die Menſchen. Sie tragen alle bey ihrer Entſtehung den Keim des Luxus, und alſo ihrer Auflöſung in ſich: und es gehet auch hier, wie mit den Menſchen; Rieſengeſtalten ſind oft hinfälliger, als Körper gewöhnlicher Größe."

„Wie glücklich ſind wir," rief der Inſulaner, „daß wir in einem Lande leben, von dem die allerchriſtlichſten, katholiſchen, allergetreueſten Majeſtäten, und der Beſchützer des Glaubens nichts wiſſen." — —

„Sie wiſſen nur zu gut davon," verſetzte der Spanier lächelnd. —

„Wie," rief der Wilde, „ſie wiſſen da-

von, und das Volk lebt noch in Freyheit? Sie haben noch ihre blauen, weiſſen und grünen Ehrenröcke nicht hierher geſchickt, um das Land im Nahmen dieſer Majeſtäten in Beſitz zu nehmen? Die Söhne der Bauern tragen keine rothen Binden? Wie! man darf hier, ohne Steuer zu bezahlen, die freye Luft athmen, und das Tageslicht genießen! Es gibt hier keine Richter, welche unſchuldige Leute nach dem Buchſtaben des Geſetzes zum Tode verdammen! — — Das iſt ein Räthſel, das mir mit der Eroberungsſucht dieſer Majeſtäten nicht überein zu ſtimmen ſcheint." — —

„Man pflückt die Frucht gern, wenn ſie reif iſt," erwiederte der Spanier mit einem faſt zu ſatyriſchen Lächeln. „Vielleicht daß dieſer Zeitpunct nicht mehr fern iſt. Die Schweiz trägt bereits den Keim ihrer Auf-

lösung in sich. Der Handel hat sie reich gemacht: der Reichthum macht sie übermüthig. Mit dem Luxus schlich sich der Geist der Zwietracht in die Herzen der Einwohner. Der deutsche Biedersinn ist von diesen vormahligen Söhnen der Natur gewichen. Genf, das bey sich die Schauspiele verbiethet, hat bereits selbst vor ganz Europa die ärgerlichsten Possen aufgeführt. Es hat den wärmsten Freund der Tugend und Wahrheit, den guten Hanns Rousseau, aus dem Vaterlande vertrieben, und ihn überall mit unerhörter Grausamkeit verfolgt."

„Wären es nicht auch Schweizer," fiel der Insulaner ein, „die in Paris den Schwur gegen ihren König brachen, und sich vom Herzoge von Orleans und seinem Anhange erkaufen ließen?"

„Ja," erwiederte der Spanier, „die sonst so getreuen Schweizer haben sich dieses Schanddenkmahl errichtet: aber eben diese Treulosigkeit wird ihren Untergang zur Reife bringen, und die benachbarten Mächte werden nicht ermangeln, die Frucht zu pflücken. Vielleicht daß, ehe noch wenig Jahre herum, auch dieses unschuldige Land in den Wirbel der Revolutionen mit hinein gerissen wird."

„Das wolle der liebe Gott verhüten," sagte der Insulaner. „Ich bin recht böse auf diesen Luxus, und auf die Menschen, die so leicht glücklich seyn könnten, wenn sie wollten."

„Ich glaube, um glücklich zu seyn," fuhr der Spanier fort, „bedarf der Mensch seiner eigenen Hütte — seines Feldes — und — —

„Und — — — einer hübschen Dame,“ fiel der Insulaner ein. — —

Dieser unvermuthete Einfall vertrieb plötzlich die heitere Miene des Spaniers, und umzog sein Gesicht mit tiefer Schwermuth. Er ging traurig, und in sich gekehrt, an seinem Stabe den Berg hinab, und der Insulaner hatte zu viele Achtung für seinen Freund, um ihn durch Fragen aus dem Denken zu wecken. — —

Drittes Kapitel.

Der Inſulaner hat ärgerliche Begriffe von der Liebe. Er mag es bey den Platonikerinnen verantworten.

Am andern Morgen ſaß Fernandos ſchon vor Sonnenaufgange in der Laube ſeines Gärtchens. Vor ihm lag ein Päckchen Schriften, und er ſchrieb eben etwas in ſeine Schreibtafel, als Domingo eintrat.

„Es freut mich, dich heute munterer zu ſehen," ſagte der Wilde. „Du machteſt geſtern, als wir den Berg zuſammen herab ſtiegen, auf ein Mahl eine ſo finſtre Miene.

Ich werde doch nichts gesagt haben, was dich beleidigen könnte?"

„Ein so gutes Geschöpf wie du," erwiederte der Greis, „kann nicht beleidigen; allein du rissest mir mit deiner schönen Dame eine Wunde auf, die ich schon geheilt glaubte."

„Warst du also in deinen jüngern Jahren kein Liebhaber von schönen Damen? Hast du nie geliebt?" fragte der Insulaner.

„O ja, mein Sohn! ich liebte — aber ich liebte unglücklich" —

„Meine Liebeshändel fielen auch nicht am glücklichsten aus," versetzte Domingo. „Ich habe meine beyden Ohren darüber eingebüßt, und wurde von einem Mitgliede der saubern

Nationalverſammlung in Paris zum Fenſter hinaus geworfen: und doch kann ich den hübſchen Damen nicht feind ſeyn."

„Was du Liebe nennſt," ſagte der Greis, „war vielleicht von meiner Liebe verſchieden. Ich will nicht entſcheiden, welche Art von beyden der Natur näher komme; aber ſicher hägt der mehr gebildete, durch Klima und Erziehung zur Schwärmerey geſtimmtere Spanier ganz andere Empfindungen gegen das weibliche Geſchlecht, als ein Inſulaner des Südmeeres.

„Ich habe keinen Begriff davon," ſagte der Inſulaner; „denn nach meiner Meinung ſollte es nur einerley Empfindungen gegen dieſes Geſchlecht geben. Ich liebe an den Damen alles, was ſchön iſt an ihnen — ein freundlich lächelndes Auge — einen holden,

zum Küſſen gemachten Mund — einen ſchlanken Wuchs — eine ſchöne Hand und einen reitzenden Fuß. — —

„Und das Herz?“ fragte der Spanier mit halb ſatyriſchem Lächeln — — —

„O auch dieß,“ verſetzte der Wilde, „ſo lange es mir aus einem ſchönen Busen entgegen ſchlägt, und ſo lange mir Mund und Auge ſagt, daß mich dieſes Herz liebt“ —

„Wenn aber dieſes Herz dir nicht entgegen ſchlägt? wenn dieſes holde Auge nur andern freundlich lächelt, oder wohl auch mit Verachtung auf dich blickt?“ — — —

„Dann würd' ichs,“ fiel der Wilde ein, „für einen Beweis halten, daß die Dame mich nicht liebet, und mich, ſo wie ich es

meiner Cordovanerinn auf der Reiſe nach Madrid machte, nicht weiter um ſie bekümmern." — — —

„O Sohn der Natur!" ſagte der Greis, indem er ihn ans Herz drückte. „Wie glücklich biſt du, daß du das Ungeheuer nicht kennſt, das der halbe Erdkreis unter dem Nahmen des Liebesgottes verehrt, und das die Eiferſucht, und mehr andere Furien in ſeinem Gefolge hat." „Du ſiehſt in mir," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ein Opfer dieſer ſchrecklichen Leidenſchaft — — ſiehſt in mir — — — einen Mörder ſeiner Geliebten" — — —

Mit dieſen Worten war er an Domingos Buſen hingeſunken. — —

„Ich bedaure dich," ſagte der Inſulaner;

„denn du mußt durch diese Erinnerung nicht wenig leiden. Ich habe meinen besten Freund erschlagen, und noch liegt's mir wie Stein am Herzen; obschon mich ein frommer Dominicaner, der gute Diego, davon los gesprochen hat, und obwohl es kein vorsetzlicher Mord war."

„Auch der meinige war es nicht," fiel der Greis ein, indem er sich wieder auffrischete; „in so weit nähmlich ein Mord nicht vorsetzlich ist, den wir in der ersten Aufwallung begehen."

„Höre den kurzen Inhalt meiner Geschichte. Die Wunde ist einmahl wieder aufgerissen; vielleicht heilet sie eher, wenn sie ausgeblutet hat —— aber dann, mein Sohn! so lange wir beysammen sind, nie wieder diese Saite berühret!"

„Ich gebe dir mein Wort," ſagte Domingo, „und wenn dir die Erzählung davon zu empfindlich fallen ſollte, ſo magſt du ſie meinetwegen auch unterlaſſen; obwohl es mich freut, wenn mir gute Menſchen ihr Vertrauen ſchenken. — — —

Viertes Kapitel.

Der Spanier erzählt ſeine Geſchichte. — Ein ſonderbares Gemählde von Erziehung — für unſre Zeiten eine Antike.

„Die Stadt, wo du mich in den Kerkern der Inquiſition fandſt, iſt mein Geburtsort." — —

„Das wäre alſo Madrid," fiel der Inqui-

lauer ein. „Ich werde diesen Nahmen in meinem Leben nicht vergessen.“ —

„Ich auch nicht,“ versetzte der Greis, und fuhr in der Erzählung fort.

„Mein Vater bekleidete eine ansehnliche Stelle am Hofe, und besaß ein sehr großes Vermögen. Ich war sein einziger Sohn, und wurde daher so erzogen, wie man die einzigen Söhne reicher Ältern gemeiniglich zu erziehen pflegt. Man schmeichelte meinen Launen; that in allem nach meinem Willen, und arbeitete nicht einer von den bösen Neigungen entgegen, die sich bey so einer Erziehungsart natürlicher Weise in meinem Herzen anspinnen mußten.“

„Man sagte mirs beständig vor, daß ich reich wäre, daß ich nichts zu lernen brauch-

te, und daß die ganze Wiſſenſchaft eines reichen Edelmanns darin beſtände, daß er ſich mit Anſtand darſtellte, und bey Damen artig ſey. Man hielt mir alſo Meiſter, die mich in dieſer Wiſſenſchaft unterrichten ſollten. Das waren abermahls kriechende Geſchöpfe, die meine Ungeſchicklichkeiten belobten, und mich für ein Wunderding der Natur ausſchrien. Ich beſitze noch einen Kopf, den ich um dieſelbe Zeit gezeichnet habe. Er trägt alle Fehler des Schülers an ſich, und doch lief er im Kreiſe der Großen als ein Meiſterſtück herum. Zum Glücke hatten wir damahls noch keine Akademie der bildenden Künſte; ich wäre ſonſt wohl zu einem Ehrenmitgliede aufgenommen worden.“ —

Dieſe letzte Rede ward abermahls von einem ſehr ſatyriſchen Lächeln begleitet. Der Inſulaner fragte, was das Wort Akademie ſagen

wolle? Der alte Spanier machte ihm eine Schilderung davon, die nicht ganz mit der hohen Idee übercin ſtimmte, die ſich die Akademiker, und auch die Fürſten von ihren Akademien machen. Die Akademien der bildenden Künſte kamen noch am gelindeſten durch; obwohl er ſich auch von dieſen wenig Phidiaſe und Rubenſe verſprach. „Das Genie," ſagte er, „gedeihet in Treibhäuſern nicht: es will freye Luft."

„Ich wurde alſo, „fuhr er in der Erzählung ſeiner Geſchichte fort, „ein ſtolzes, von ſeinen Vorzügen eingenommenes Geſchöpf. Noch jetzt denke ich mit Beſchämung an die Scenen meines Übermuthes und Stolzes zurück. Meine Mutter war diejenige, welche dieſem Hochmuthe noch immer mehr Nahrung gab. Sie zählte funfzehn Ahnen, und es verging keine Minute, wo ſie mir nicht das

ganze Geſchlechtsregiſter vorſagte, und mich an meine vornehme Geburt erinnerte. Ich lebte auch durch mehrere Jahre in der lächerlichen Einbildung, daß wirklich ein ganz anders Blut in mir fließe, als in den Adern des ſo genannten Pöbels."

„Mein Vater hätte mir vielleicht beſſere Grundſätze beybringen können: aber ſeine Hofgeſchäfte ließen ihm nicht Zeit, auf die Erziehung ſeines Sohnes zu denken. Spanien erhielt eben im Enkel Ludwigs XIV. einen neuen König; da gab es nun auch neue Gnaden, neue Beförderungen, neue Hofcabalen; und über ſolche Dinge vergißt der Höfling alles Übrige. Ich wuchs alſo, von kriechenden Schmeichlern umgeben, mit einem Herzen voll Boßheit und Stolz in die Jahre heran, wo der Sturm der Leidenſchaften auch das Herz des gebildetern Jünglings ergreift.

Ich erſchien auf dem Theater der großen Welt, und es ging mir, wie jungen Schauſpielern, die das erſte Mahl auftreten, und ſich, weil ihnen das Publicum aus Nachſicht oder Unverſtand Beyfall zuklatſcht, in ihrer Einbildung auch ſchon für die größten Schauſpieler der Erde halten."

„Ich ward überall mit zuvor kommender Freundlichkeit aufgenommen. Man bewunderte meine Einfälle, noch ehe ich ſie halb geſagt hatte. Das machte mich zum unerträglichen Schwätzer. Ich glaubte, daß alles, was ich ſagte, ein Extract von Witz ſeyn müſſe; und fühlte mich äußerſt beleidigt, wenn ich zufälliger Weiſe auf Jemanden ſtieß, der meine Gedanken nicht ſo witzig fand, wie ich."

„Ich hatte mit ſehr leichter Mühe die Her-

gen einiger Damen erobert, und ſchon glaubte ich, daß mir kein Weib mehr widerſtehen könne. Ich fand auch in der That weniger Widerſtand, als ich hätte finden ſollen.“

„Davon könnte auch ich ein Paar Worte reden,“ fiel der Inſulaner ein. „Meine Siege haben mir ebenfalls ſehr wenig Mühe gekoſtet. So eine ſtolze Miene ſich eure Damen vor der Welt zu geben wiſſen, ſo zärtlich und herab laſſend werden ſie, wenn ſie unter vier Augen ſind.“

„Klima und Temperament,“ erwiederte der Greis, „mögen zu dieſer verliebten Stimmung vieles beytragen; vielleicht auch der Einfluß, den gewiſſe ſchwarze Herren auf den Geiſt der Spanierinnen haben. Denn man nimmt es für eine alte Bemerkung an, daß die Weiber in den Ländern, wo dieſer

Einfluß Statt findet, viel verliebter sind, und daß sie die Galanterie mit der Andacht sehr fein zu verbinden wissen. Doch ich komme nun auf die unglückliche Katastrophe, wovon mir die Erinnerung noch jetzt das Herz durchbohret."

„Meine Mutter hatte ein junges Frauenzimmer in ihre Dienste aufgenommen, das von guter Geburt, aber dabey sehr arm war. Es war das Bild der Schönheit und Tugend. Die Züge der letztern gingen in meinen Augen verloren. Ich sah nur die Schönheit, und schon war der Entschluß gefaßt, so bald möglich in Besitz dieser Reize zu kommen. Gewohnt, Damenherzen zu besiegen, ließ ich mir selbst im Traume nicht den Widerstand eines dienenden Mädchens beyfallen. Ich gab Carolinen (so hieß die Kammerdienerinn meiner Mutter) die Wünsche meines Herzens

zu erkennen, und war unverschämt und eitel genug, ihr die Stunde der Übergabe zu bestimmen."

„Man wies mich mit Ehrfurcht zurück. Ich hielt es für die gewöhnliche Grimasse, und ward zudringlicher. Man antwortete mir nun ernsthafter, und benahm mir geradeweg alle Hoffnung. Ich fing nun an die übrigen Wege der Verführung zu versuchen: ich schickte prächtige Geschenke, schrieb die feurigsten Briefe; aber Geschenke und Briefe kamen uneröffnet zurück. Ich verlor nun die Geduld, brach in Drohungen aus, und war niederträchtig genug, als ich sie eines Tages auf ihrem Zimmer in den Armen des Schlafes fand, Gewalt zu brauchen; allein mit einer Kraft, die nur beleidigte Tugend geben kann, schländerte sie den Verführer von sich, daß er betäubt zu Boden hinstürzte."

„O! die Damen haben Kräfte, wenn sie wollen," fiel der Insulaner ein. „Ich habe das erfahren, als mich meine Cordovanerinn auf der Reise nach Madrid von sich stieß."

„Dieser ungewohnte Widerstand," fuhr Fernandos fort, „weckte in mir eine Empfindung auf, die mir bis dahin gänzlich unbekannt war, und die ich noch für kein Weib gefühlt hatte. Ein verzehrendes Feuer schlich durch meine Glieder: ich sah und dachte nur Carolinen, und kannte keine andere Glückseligkeit, als ihren Besitz. Ich sah nicht mehr die Dienerinn meiner Mutter, ich sah einen Engel in ihr. Ich näherte mich dem Mädchen nur zitternd und mit Ehrfurcht, und stotterte, wenn ich reden wollte. Ich ward im Ernste verliebt." — —

„Und wie betrug sich nun deine Dame?"

fragte der Insulaner. „Ließ sie dich noch länger seufzen?“

„Es schien, als wenn ihr meine Gegenwart erträglicher fiele. Ich lebte wieder auf, und obschon in ihren Reden und in ihrem ganzen Betragen nicht das Geringste war, was mir hätte Hoffnung geben können, so hoffte ich doch, am Ende über ihre Tugend zu siegen. Ich war voll dieser süßen Gedanken, als ich ein Billet erhielt, das meine ganze Hoffnung niederschlug, und meine Liebe in Eifersucht und Wuth verwandelte.“

Fernandos zog aus dem Päckchen Schriften einen Brief hervor.

„Ein häßliches, niederträchtiges Geschöpf,“ fuhr er fort, „das neben Carolinen als Kammermädchen diente, und vom ersten Augen-

blicke an meine Neigung gegen dieſe liebenswürdige Perſon mit eiferſüchtigen Augen anſah, war die Überbringerinn des Billets. Die Schlange hatte es unter der Larve der Freundſchaft dem guten Kinde abgelockt. Höre ſeinen Inhalt.“ (Lies)

„Carlos! ſchlägt dein Herz noch für Liebe und Tugend, ſo komm, und entreiß deine Caroline den Klauen der Verführung. Drey Briefe ſchrieb ich ſchon an dich, und noch erſcheinſt du nicht als mein Erretter. Wenn du wüßteſt, welcher Gefahr ich ausgeſetzt bin; welche Demüthigung ich ſchon dulden mußte; du würdeſt auf den Flügeln der Liebe und Rache zu mir eilen! Kann ich länger in einem Hauſe bleiben, wo der Sohn ein niederträchtiger Wollüſtling iſt, und wo meine Gebietherinn kein Gefühl für Tugend hat? Ich habe mich der ſtolzen Dame zu Füßen

geworfen, habe sie mit Thränen um Schutz gegen die Nachstellungen ihres Sohnes angefleht. Wie glaubst du, Carlos, daß sie mich empfing? Sie brach in lautes Hohngelächter aus, und sagte mir mit einer Miene von Stolz, die mir die Seele durchdrang, daß es sich ein gemeines Mädchen zur Ehre rechnen müsse, wenn ein Edelmann es liebt. Sieh, lieber Carlos, so sind jetzt so viele *) Häuser der Großen beschaffen. Sie sollen ein Zufluchtsort für verfolgte Tugend und Unschuld seyn, und sind selbst eine Schule des Lasters."

„Mein Verführer spielt seit einiger Zeit die Rolle des ehrfurchtsvollen Liebhabers. Der Himmel weiß, welch neuen Anschlag er un-

*) Dieser Brief ward um das Jahr 1720 geschrieben, und daher ist obige Stelle auf unsre Zeiten nicht anwendbar.